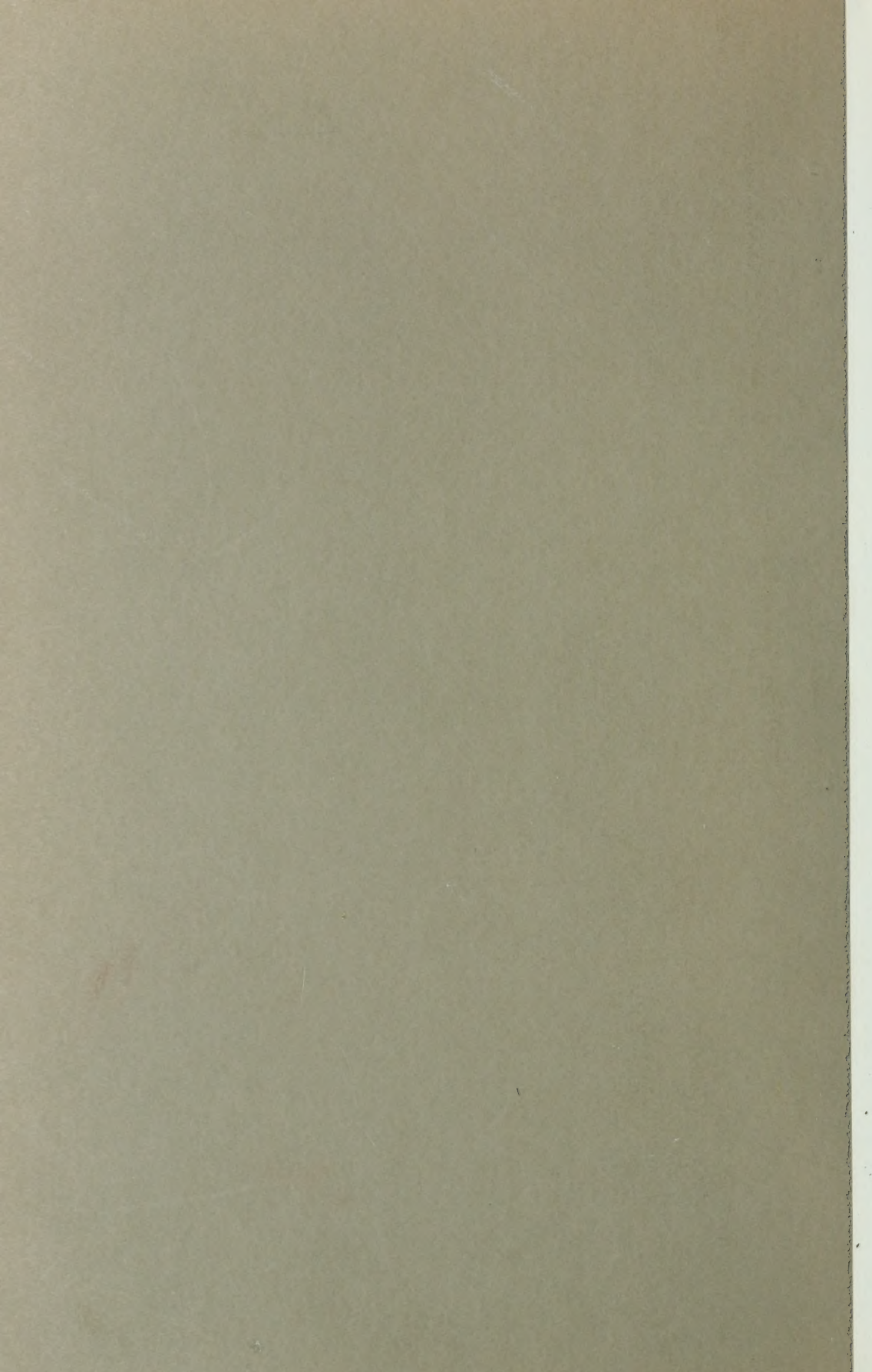


Land und Leute
Monographien
zur Erdkunde

Die Niederelbe
von Richard Linde



DD
801
E3L6
1913



Land und Leute
Monographien
zur Erdkunde

Land und Leute Monographien zur Erdkunde

In Verbindung mit Anderen heraus-
gegeben von Ernst Ambrosius

28

Die Niederelbe

1913

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Die Niederelbe von Richard Linde

Mit 106 meist ganzseitigen Bildern,
darunter vier farbigen, nach Aufnahmen
des Verfassers und einer Übersichtskarte

Vierte Auflage



DD
801
E3 L6
1913

564967

2. 7. 53

1913

Vielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Von einem Hohen Senate der Freien und Hansestadt Hamburg
mit der Großen Goldenen Ehrenmünze ausgezeichnet

DD
801
E346
1913

564967



Hamburger Fleet am Abend.

Vorwort.

Etwa die Hälfte der Einwohner Hamburgs ist fremdgebürtig. Rechnet man nur die Erwachsenen, so würde die Verhältniszahl noch weit größer sein. An diese Zugewanderten wendet sich dies Buch zuerst. Aber auch die geborenen Hamburger kennen ihren herrlichen Strom mit dem reichen gottsegneten Lande hüben und drüben nur wenig. Es wendet sich ferner an die Binnenländer, die in immer wachsender Zahl zu diesem breiten Elbtor kommen. Zuletzt an Maler und Künstler. Hier ist mehr als sie meinen: webendes Sonnenlicht, Schlichtheit, Größe, elementare Natur, urwüchsiges Volkstum, Charakter.

Zu der Schilderung gehört das Bild. Es soll nicht dem Texte dienen, noch der Text dem Bild. Darin liegt die Trennung vom Texte und die Reihenfolge in ihrem geographischen Nacheinander begründet. Wie im Text, so ist im Bild das eigentlich Typische hervorgehoben. Das Bild wieder kann nur das photographische sein. Denn diese bescheidene Schwarzkunst hat den einen großen Vorzug, daß sie durch das Objektiv objektive Dokumente gibt. So wohnt ihr eine hohe Wahrhaftigkeit inne, und daher ist sie vor allem berufen, das Typische einer Landschaft festzuhalten.

Hamburg

Juli 1908.

Professor Dr. Richard Linde.

Vorwort zur vierten Auflage.

Dies Buch erschien zuerst 1908 als selbständiges Buch. Seitdem sind drei starke Auflagen vergriffen. Ihm noch größere Verbreitung zu sichern, ist es der Monographienammlung Land und Leute eingefügt.

Hamburg

Juli 1912.

Professor Dr. Richard Linde.

Inhalt.

	Seite
1. Gegensatz	1
2. Begrenzung und Name	2
3. Aufbau	6
4. Kantonale Zerplitterung	8
5. Erdgeschichtliches	12
6. Marschbildung	14
7. Stromlauf	20
8. Klima, Vegetation und Tierleben	24
9. Siedlung	30
10. Deiche und Deichbau	40
11. Haus und Hof	52
12. Dorf- und Flurnamen	56
13. Landschaft	62
14. Volkstum	74
15. Geschichte	82
16. Wanderungen	90
a) Elbaufwärts: 1. Lauenburg und die Vierlande	90
2. Die Winjer Marsch mit Neuland	98
3. Das Elbinselgebiet	100
b) Elbabwärts: 1. Rechtselbische Marschen	104
Hafeldorfer- und Krempermarsch	108
Wilstermarsch	112
Dithmarscher Elbküste mit Trischen	118
2. Linkselbische Marschen	126
Finkenwärder	126
Das Alte Land	138
Rehdingen	146
Hadeln	153
Neuwerk und Scharhörn	160
17. Hamburg	166

Verzeichnis der Abbildungen	195
Register	197
Literatur	201
Übersichtskarte.	

Die Niederelbe.

1. Gegensatz.

Wan mag sich dem niederelbischen Gebiet nähern, von welcher Seite man will, immer erscheint es von scharfer Begrenzung und hoher Besonderheit. Kommt man zu Schiff von Norden, etwa von Norwegen, Schottland oder England, so sucht hier das Auge vergebens nach einem ähnlichen Steilküstenbilde. Wie eine mächtige Wand blieben dort die Gebirgsmassen noch lange sichtbar. Nur ganz allmählich wurden sie blasser und schmaler. Aber erst weit draußen, wo das letzte Lotzenboot kreuzt, versinken sie vollends. Wie ganz anders hier! Eine Fülle von Dampfem und Seglern zeigt, daß eine große Einfahrt in der Nähe sein muß, aber von der Küste selber ist nichts zu bemerken. Ein rotgestrichenes Feuerschiff liegt als Wegweiser auf der weiten Meeresgasse wie ein Stück künstlichen Landes. Die eigentliche Küste ist noch immer verborgen. Da erscheint denn endlich im Süden etwas wie ein weißer unruhiger Streifen, der sich allmählich verbreitert. Es ist, als wenn eine Mönenschar aufgeschreckt, sich hebt und abwechselnd wieder senkt, und nun erst erkennt man deutlich lange gischende Wellen, weißen Wasserrauch mit dunklen Sturmwolken darüber. Kommt man aber zur Ebbezeit bei stillem sonnigen Wetter hierher, dann zeigt sich ein anderes Bild. Über den blaugrünen glatten Wassern spielt in der Ferne ein gebrochener Lichtschein, eine gelbe Wüstenlandschaft taucht zu beiden Seiten des Schiffes empor. In silberigem Lichtglanz leuchtet die Scharhörnbake, ein grauer Turm wird sichtbar, Häuser und Baumkronen schwimmen über langen Uferstreifen wie eine Fata morgana im Lichtäther.

Nähert man sich aber von der Landseite, etwa der holsteinischen Geest, der Niederelbe, dann blickt das Auge, da wo sich die Randkuppen senken, aus brauner sonnenverengter Wildnis in eine graugrüne Ebene mit weißen Wasserfäden. Zwischen alten Hügelgräbern, verkrüppelten Wachholdern, Krattbusch, Birken, gelben Dünen mit tiefgefurchten Gleisen schimmern in der Ferne blühende Obsthaine und Reihendörfer. Dunstige Wasserflächen mit wandernden Rauchsäulen werden sichtbar. Oder es kann auch geschehen, daß sich mitten durch die Wiesen auf schmalen Kanal qualmende Kriegsschiffe schieben, in langer Reihe, graue Torpedoboote dazwischen, entlang an Windmühlen, blühenden Rapsfeldern, nickendem Röhricht und weidenden Rindern.

Aber auch von Süden erscheint das niederelbische Land als eine Welt für sich. Der Gegensatz ist hier nicht so schroff. Um so reizvoller ist es, das allmähliche Hinübergleiten in ein neues Landschaftsbild zu beobachten. Hat der Reisende den nordischen Geschiebegürtel der Lüneburger Heide überstiegen, so sieht er an der Ausmündung der Ilmenau die Linien der Landschaft sich leise ändern. Die langen Geröllhügel beginnen zu schwinden. Statt der Birkenkronen, die so anmutig die Horizontlinie durchbrachen, erscheinen Eichen und Erlen. Wieder tauchen einzelne Heidestrecken auf, aber schon ist der Boden ganz eben. Wie pechschwarze Ziegelsteine liegen Torfsoden umher, bald ist die Erde grau wie Schaffell, bald wieder schwarz. Die Wiesenflächen werden größer, ein Wassergraben, mit Weiden bewachsen, trennt sie voneinander. Nun dehnt sich grünes Grasfeld mit ruhenden Rindern und jagenden Rossen, soweit das Auge reicht. Weiße Segel erscheinen am Horizont. Ein seltsamer Damm, wie ihn der Reisende im Binnenlande noch niemals gesehen, läuft lange Zeit neben der Eisenbahn her. Wasserlachen stehen auf den Wiesen, und die Brust dehnt sich, den frischen Hauch in sich aufzunehmen, statt des heißen Sandduftes vorher.

Das Element des Meeres macht sich geltend. Die weiten einfachen Linien, der Deich, der Wasserreichtum, das trübste Gewölk lassen es ahnen. Das weiße Einsegel, der ferne Qualm der Dampfer, die Türme der Welthandelsstadt, in Dunst gehüllt, kündigen es an.

Aus der Gebirgs- und Geröllandschaft sind wir in das elbische Niederland gekommen, aus dürem Heideboden in das Wasserland, aus der Geest in die Marsch, aus dem Inland an die Wasserfante.

2. Begrenzung und Name.

Die Grenzen dieses Niederlandes sind leicht zu bestimmen, am leichtesten zu beiden Seiten des Stromes. Wie eine ebene Tafel dehnt sich das Schwemmland bis zu dem dünnen Hügellande hüben und drüben. Wallartig steigen die Höhen auf, braune flache Kuppen mit Heidekraut oder Kiefernwildnis. Der Volksmund heißt sie Geest, von güst „unfruchtbar“, und Marsch die weite Wasserebene, ein Wort von dunklerer Herkunft, mit Meer und Moor verwandt. Oft ist die Grenze so deutlich, daß man mit einem Stab fast eine Linie ziehen kann. Bald ist sie verschwimmend und unmerklich, da wo die Geesthügel flach ausklingen. Es sind zwei verschiedene Welten, die sich hier berühren, Hochland und Tiefland, Waldland und Wasserland, Wüste und Fruchtland, Veluwe Betuwe, Iran und Turan, Ormuzd und Ahriman, der uralte Gegenlag, der sich auf der Erde so oft wiederholt. (Abb. 9.)

Nicht ganz so leicht ist die Grenze aufwärts und abwärts zu ziehen. Abwärts fehlt naturgemäß eine lineare Begrenzung. Der Strom hat weit in das Meer hinausgebaut und das Meer ist tief in die Bucht eingedrungen. Zur Ebbezeit sendet der Strom sein Süßwasser im breiten Zuge hinaus und empfängt dafür zur Flutzeit den Salzstrom des Meeres zurück. Hier ist umstrittenes Gebiet, weder dem Strom noch dem Meer allein gehörig. Es ist die „Außenelbe“ der Schiffer. Eine besondere Welt für sich hat sich auf diesem Zwischengebiet gebildet, ein Mittelglied zwischen Land und Meer, das sind die zahlreichen Sande, nur bei Ebbe beschreitbar, sonst von den Fluten immer von neuem überpült, werdendes Land der Zukunft. Nur Neuwark, Scharhorn und Trischen liegen bereits zur Flutzeit frei. Der Volksmund spricht hier noch überall von der „Elbe“, bei Scharhorn so gut wie beim äußersten Feuerschiff. Auch der Deich bei Friedrichskoog in Süderdithmarschen heißt der „Elbdeich“. Hinter ihm, so sagt man, kommt das „Watt“, dann die „Elbe“, nicht etwa die „See“. Ja, auch noch bei Trischen heißt die weite, kaum übersehbare Wasserfläche im Volksmund die „Elbe“. In der Tat kann sie von hier trotz ihrer Breite von fast drei Meilen mit dem dunklen Neuwarker Leuchtturm am Horizont und der kaum unterbrochenen Reihe von Schiffen wie ein Riesenstrom erscheinen. Erst jenseits sind die dunkelgrünen atmenden Bogen der See die Herrinnen allein.

Auch aufwärts ist die Grenze verschwimmend. Der Schiffer freilich kennt hier ganz bestimmte Abschnitte. Wie er den Strom abwärts von Cuxhaven bis zum äußersten Feuerschiff die Außenelbe nennt, so rechnet er von Cuxhaven bis zu den Hamburger Elbbrücken die „Untere Elbe“, wie es jetzt vorwiegend heißt, seltener „Niederelbe“. Jenseits beginnt die „Obere Elbe“. Und in Wirklichkeit zeigt sich dem Auge oberhalb und unterhalb der Elbbrücken ein verschiedenes Bild. Hier die Seeschiffe, Schuten, Ewer, Dykbalen, Werften, Speicher, das ganze Getriebe des Weltverkehrs, dort stille Wiesenlandschaft, weidende Rinder am Deich, Schlepplüge und Einsegel. (Abb. 5.) Aber eine Naturgrenze liegt hier nicht, wohl eine Verkehrs-grenze, wo sich Fluß- und Seeschiffahrt scheiden. Denn die geographischen Bedingungen bleiben dieselben. Die eigentliche Naturgrenze wird doch nur da zu suchen sein, wo ein Natur-



Abb. 1. Die Elbe bei Lauenburg, von der Stecknitzmündung gesehen. (Zu Seite 90.)

element den Stromlauf entscheidend beeinflusst. Das ist die Erscheinung der Seezeiten. Soweit die Flutwelle sich vom Meere heraufzieht, die ursprüngliche Stromrichtung umkehrend, bildet der Strom eine natürliche Einheit, und erst oberhalb dieser Flutwellengrenze beginnt die Oberelbe. Das würde etwa in die Gegend von Geesthacht bis Lauenburg führen. Bei gewöhnlichem Wasserstande endet bei Geesthacht die Flut, bei Springtide und leichtem Oberwasser kann man den Einfluß der Flut noch in dem langsameren Abströmen des Wassers bei Lauenburg erkennen, bei besonders niedrigem Oberwasser auch wohl noch darüber hinaus. Bei tauber Flut endet die Welle bei Buntehaus, wo Norderelbe und Süderelbe sich scheiden. Im geographischen Sinne reicht also die „Niederelbe“, um den äußersten bestimmten Punkt zu nennen, bis Lauenburg.

Der alte eigentlich bodenständige Name für dies Stromgebiet ist Niederelbe, nicht Unterelbe. Man darf sagen, solange hier Deutsche siedelten, haben sie den Strom Niederelbe genannt. Hamburgische Zeitschriften, Zeitungen und Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts sagen durchaus Niederelbe: Die Muse von der Niederelbe, Hb. 1769. Niederelbisches Magazin, Hb. 1787. Niederelbischer Merkur, Hb. 1815 usw. In althamburgischen Kreisen ist der Name auch heute noch nicht verschollen. Niederelber Hafer und Niederelber Weizen ist stehender Handelsausdruck geblieben. Auch einen Niederelbischen Schachklub gibt es. Auch sonst war Niederelbe allgemein verbreitet: Gudme, Verbindung zwischen Ostsee und Niederelbe. Kiel. 1818. Zander, Geschichte des Krieges an der Niederelbe von 1813. Lüneburg. 1839. H. Smidt, Novellenbuch der Niederelbe. Berlin. 1865. Vergl. Bisbet, die Niederwejer. Hannover. 1798. usw. Noch heutigentages unterscheiden die Fischer allgemein „nerden de Elv“ = neddern, elbauwärts von Finkenwärder, und „boben de Elv“, elbauwärts bis Hamburg. Auch die Bezeichnung „nerden 't Land“, d. i. „niederwärts von Helgoland“, ist allgemein verbreitet. Man spricht von einem „neddersten Ort“, von einer „Nerdenkant“ und „Bobenkant“ der Quersflüsse und Biele, wie denn überhaupt die niederdeutsche Sprache genau zwischen „nieder“ und „unter“ scheidet. Der Name Unterelbe ist mitteldeutsche Sprachform, die in den dreißiger Jahren zum papierenen Ausdruck der Strombaubehörde für den Abschnitt hamburgabwärts wurde. Er erscheint amtlich zuerst im Jahre 1837 auf einer vom Wasserbaudirektor Woltmann bearbeiteten Karte: Charte von der Unter-Elbe. Herausgegeben von der Hochlöblichen Schifffahrt- und Hafendeputation in Hamburg 1837. Erst als solcher ist er hier auf altem niederdeutschen und niedersächsischen Boden — nicht etwa unterdeutschem oder untersächsischem — gewuchert, wo man doch auch seit alters Niederhafen, Niederbaum, Niederdamm, Niedermühle, Niedernstraße zu sagen pflegt. Mehr als ein Menschenalter hat der Volksmund sich gegen den aufgedrungenen Namen zur Wehre gesetzt.

Es ist ein eigentümliches Gebilde, dieses niederelbische Wasserland mit dem Strom in der Mitte, zu beiden Seiten die Ebene, von Strom und Meer geschaffen. Man kann es an Gestalt einem Füllhorn vergleichen, schmal an der Wurzel, allmählich sich erweiternd, an der äußersten Kelchöffnung breit ausladend. Rechts und links schließt sich, einander entprechend, die weite Störbucht und Ostebucht an die Elbebene. Sie sind wie zwei Henkelgriffe des niederelbischen Füllhorns. Noch schimmert die alte Wassernatur überall hindurch. Wagerrecht, wasserrecht liegt das Land da, steinfrei, schlammig, ohne Wald. Wo der Spaten tiefer in die Erde dringt, quillt das Wasser empor, wo ein Wagen über den Moorgrund fährt, erzittert das Grabenwasser weithin in Wellen, und unvertilgbar fast schießt in den Furchen zwischen den Feldern das Reet empor. Seit alters überlistet hier der Mensch das Element, gräbt ihm ein Bett, wo es fließen soll, dämmt es ab, wo es weichen soll, bändigt es zwischen hohen Deichen, baut ihm Tore, die es selber öffnen und schließen muß — denn es ist dumm, wie alle Geister



Abb. 2. Der Graben in Lanenburg. (Zu Seite 90.)

der Elemente — und verlockt es durch kluge Berechnung, immer neues Land zu bilden, das den blöden Riesen vollends aus seinem angestammten Gebiete verdrängt. Es ist das Land der Deiche und Schleusen, der Düker und Siele, der Wetteren und Fleete, der Buhnen und Schlingen, der Wurten und Brake, der Werder und Watten, der Priele und Sande. So erscheint es als Einheit. Und doch welche Mannigfaltigkeit birgt dieses einheitliche Gebiet! Dort bei Lauenburg ein altersgraues Städtchen, die schmalen Gassen in Steige sich auflösend, die wie am Rhein zwischen schimmernden Fruchtbäumen zur Schloßruine hinaufführen, unten die roten Dächer mit gurrenden Tauben, Springen überall, blühender Rotdorn und Goldregen! Und dem gegenüber elbabwärts weite Watten in spiegelndem Nebellicht, äugende Robbenherden, geborstene Wracks, Salzduft, dumpfe Brandung und ringsum in der Sturmnacht die Schauer ewiger Arnatur!

3. Aufbau.

Nirgends erreichen die Randkuppen der Geest eine bedeutende Höhe. Verfolgt man auf der Karte von Lauenburg abwärts den Hügelwall, so begegnen rechtseibisch meist Höhen von 60—70 m. Erst unterhalb Hamburgs wachsen die Zahlen. Hier steigt bei Blankeneße der Bauersberg auf 92 m. (Abb. 48.) Es ist die höchste Erhebung des ganzen Gebiets unmittelbar am Seestrand. Abwärts verflachen die Hügel und erreichen selten 30 m. Bei Tzehoë steigen sie wieder auf 50 m, ähnlich bei Burg und St. Michaelisdamm. Jenseits am hannoverschen Ufer wiederholen sich die gleichen Höhenverhältnisse. Selten geht die Erhebung über 60 m empor, auch die bekannten Aussichtspunkte in den Schwarzen Bergen bei Harburg liegen nur wenig höher. Erst ein gutes Stück von der Marsch entfernt — der Blankeneßer Erhebung entsprechend — steigt der Kiekeberg auf 126 m. (Abb. 15.) Das ist der höchste Punkt ringsum. Weiterhin verflacht sich der Seestrand, genau dem rechten Ufer entsprechend. Die Höhen sinken auch hier bis auf 30 m. Nur in der Wingst, die wie ein Vorgebirge in die Marsch vorpringt, finden sich Kuppen von 70—80 m. Jenseits der Hadler Bucht bleibt der Wanhödner Berg und die Hohe Lieth wieder zwischen 30—40 m. Mit dem Wehrenberg bei Duhnen tritt die Geest unmittelbar an die Nordsee. Hier setzt sich der Geestabhang im Wattenmeere fort. Überall fallen die Sande steilwandig in große Tiefen. Erst das Scharhörnriff mit seinem schroffen Absturz auf — 23 m bezeichnet die eigentliche Landmarke.

Außer diesen zu beiden Seiten der Marsch wallartig aufgebauten Höhen gibt es noch Geestbrocken, die wie Inseln aus dem Marschgebiet aufragen. Die größte ist die Münsterdorfer Geestinsel bei Tzehoë, die dem Reisenden inmitten der fetten Marsch die dürre Geestnatur mit ihrer Heide- und Kiefernwildnis überraschend vor die Augen stellt. Auch die Höhen von Westerwanna im Hadelnschen, der Große und Kleine Ohlen, Feuerstätte, Koppenburg sind solche Geestinseln, auch, wie es scheint, der Bielenberg oberhalb Glückstadt. Wie liegende flachgewölbte Rundschilder heben sie sich nur wenig aus dem ebenen Wasserlande empor.

Weitere natürliche Höhen erblickt das Auge nicht. Man hat den Eindruck einer tellerartigen Landschaft. Und doch ist dieser Eindruck täuschend. In dieser scheinbaren Ebene gibt es ganz ausgeprägte Mulden und Kuppen. Freilich handelt es sich hier höchstens um einige Meter, oft um noch weniger, oft nur um eine Reihe von Zentimetern. Aber dieser geringe und geringste Höhenunterschied wiegt in dem niedrigen Wasserlande für Vegetation und Besiedlung schwer. Wenn zur Wintertime elbabwärts bei anhaltendem Westwind das Stromwasser hochgetrieben ist, daß die Schleusen zur Ebbezeit nicht geöffnet werden können, das Niederschlagswasser langsam in den Wetterungen emporsteigt und das Land weithin überschwemmt, dann erkennt das Auge unmittelbar



Abb. 3. Blick auf Arfenburg von der Erzheneburg. (3u Seite 92.)

die Mulden und flachen Wölbungen des Bodens, hier weite Wasserflächen und dort langgestreckte flache Kuppen. Was hier an Schildbuckeln herausragt, sind alte angegeschwemmte Sandhöhen, Inseln des Wasserlandes, die allmählich durch Natur oder Menschenhand landfest geworden sind. Es sind die natürlichen Plätze für die Ansiedlungen. Außer diesen regellos zerstreuten Sandfuppeninseln lassen sich erhöhte Strecken regelmäßig an den alten Uferändern des Stromes nachweisen. Auch heute zeigt der Uferrand überall Anschwellung. Das gilt für den Elbstrom wie für die Querflüsse. Von diesem Uferande — der Ufeler Sand zeigt bis 3 m Höhe — senkt sich das Land muldenförmig geestwärts, oft sogar unter den mittleren Spiegel des Elbstromes. So im Alten Lande zwischen Gste und Lühe, zwischen Lühe und Schwinge und wieder jenseits der Schwinge im Kehdingschen bis Drochtersen, dann von Ederquart bis zur Oste, ferner im Hadelnschen Sietlande — d. h. Niedrigland — im Tal der Aue, der Gösche und Emmelke und ebenso jenseits in der Haseldorfermarsch, nordöstlich von Kollmar, dann vor allem in der Wilstermarsch und bei Kudensee. Überall aber sind auch hier die Fluß- und Stromufer hoch. Diese Erscheinung ist so regelmäßig, daß man jedesmal da, wo einzelne Uferstrecken niedrig sind, auf eine Zertrümmerung des alten Randes schließen darf.

Die leise Schwellung des Uferandes ist nicht die einzige. An dem Geestrande erhebt sich vielfach noch einmal eine Wölbung. Hier ist das Hochmoor zwischen Geest und Marsch eingebettet. Wo es noch nicht abgebaut wurde, liegt es hoch, ja es steigt bis 8 m Höhe. Wer sich etwa von der Marsch dem wilden Kehdinger Moore nähert, dem kann es vorkommen, als ob er vor einer breiten Hügelchwelle stände. So sind verschiedene Wölbungen für das niederelbische Land bezeichnend. Einmal der Geestwall selber, ihm parallel die flachere Moorwölbung, dann jenseits der Marschmulde der breitgewölbte Uferand, längs dem sich die ebene Wasserfläche des Stromes ausbreitet. Diese Wölbungen wiederholen sich am jenseitigen Ufer in umgekehrter Anordnung. So entsteht ein feltamer, flach-terrassenartiger Aufbau des Landes, von der Strommitte nach den Geesthöhen hin. Die erste Stufe ist das Marschland zu beiden Seiten des Stromes, die zweite das höhere Moorland, die dritte die Sandfuppen der Geest. Doch bleiben diese überall unter 100 m (Bauersberg 92 m). So sind die Türme Hamburgs mit 147 m die höchste Erhebung des Wasserlandes, wie denn auch hier der Höhepunkt alles niederelbischen Lebens liegt.

4. Kantonale Zersplitterung.

Diesem parallelen Terrassenaufbau entspricht die streifige Verschiedenheit des Bodens und zugleich des Landschaftsbildes. Der erste Streifen ist der Geestabhang von Duhnen bis Winjen aufwärts: Geröllboden, Schotter, ausgewaschene Kiese, gelber Sand, bisweilen noch Wildnis, Heidekuppen mit dürrer Anflugwald, die Gehöfte mit Eichen umgeben, mit Heidekraut die Dächer behangen. An ihn schließen sich Dünen, die freilich linkselbisch nur in schwachentwickelten Spuren auftreten. Der zweite Streifen ist der mächtige Moorstreifen, der sich kaum unterbrochen längs der Geest hinzieht. Auf der Karte steht Moorname neben Moorname. Man braucht sie nur abzulesen, zwanzig, dreißig und mehr. Wo es urbar gemacht worden ist, breiten sich grüne Wiesen aus mit Sauergräsern, Tuuock und weidendem Jungvieh, und zwischen weißen Birken schimmern rot-dachige Kolonistenhäuser. Wo es noch wild ist, dehnt sich weithin braune Einsamkeit, angeflogene Birken und einsame Kiefern, Seeblecken, Torfabstiche mit Moorblumen, die in der Frühlingssonne wie frisch gefallene Schneeflocken leuchten. Ganz allmählich geht der Moorboden in grauweißen Marschboden über. Das ist das Gebiet der Fettweiden, der Weizen-, der Bohnen- und Rapsfelder. Diesen

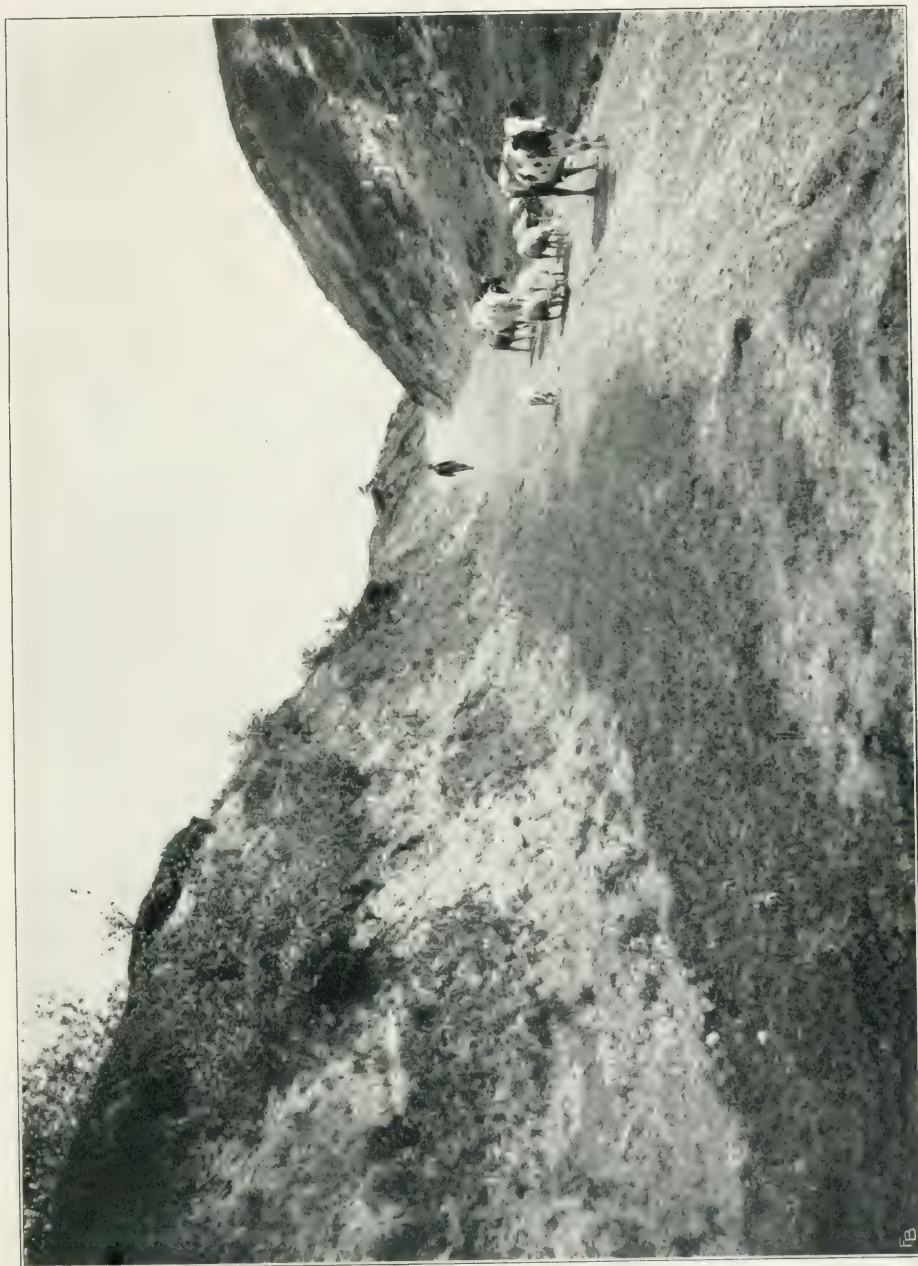


Abb. 4. Sahlweg zwischen Geest und Marich bei Geestbacht. (3u Seite 48.)

dritten Streifen begrenzt der Deich als fester Saum. Ihm entlang zieht sich eine zwanzig Meilen lange, nur selten unterbrochene Reihe von Siedlungen, fast wie ein einziges Fadendorf, Baumhof an Baumhof, Garten an Garten. Hier ist die norddeutsche Bergstraße. Bis tief in das Kehdingsche erstrecken sich die Obstwäldungen wie ein weißschimmernder Blütenreiß längs des blauen Stromes. (Abb. 46. 55.) Als letzter Streifen folgt das Außendeichsland — der „Außendeich“, „Butendik“ im Volksmund — nur selten ganz fehlend, oft schmal, oft breiter, oft eine Wegstunde breit, meist sandiger als der „Binnendeich“, von Prielen durchfurcht, mit Reetwildnis und Weidengeflecht bedeckt, mit unterwaschenen Lattichufem (Abb. 61), Wurthhäusern, Ziegeleien, künstlichen Hügeln, die als Zufluchtsstätten den Herden bei plötzlicher Sturmflut dienen sollen.

Rechtselbisch wiederholt sich die streifige Anordnung in umgekehrter Folge: Außendeich, Deichsaum, Marsch, Moor, Düne, Geest. Nur der Obstbaumstreifen ist wegen des stürmenden Westwindes nicht so ausgeprägt wie drüben, wo die Geest sich schützend vor das Marschland legt. Dafür sind hier — bezeichnend genug — die Dünenbildungen ganz besonders deutlich. Der Weststurm, der über die weiten Stromwatten dahinsagte, hat sie quer zur Windrichtung aufgehäuft. So bei Michaelisdorn, bei Eddelak, am Rande der Wilstermarsch bei Krummendiek, bei Sude, westlich von Ikehoe, bei Kremperheide, in der Hasel-dorfermarsch zwischen Elmshorn und Äterßen, bei Holm, dann oberhalb Hamburgs bei Boberg (Abb. 13), namentlich bei Besenhorst und Geesthacht, oft in einfacher Reihe, weit öfter in breiter Ausdehnung, grau gelbe Sandwildnis mit Windriffelmarken, von Strandhafer und roten Nelken bedeckt.

Neben diesen Längsstreifen lassen sich Querstreifen unterscheiden. Es ist klar, daß die zunehmende Entfernung vom Meere, die abnehmende Windstärke, die allmähliche Entsalzung des Wassers mit ihrem Einfluß auf die Vegetation eine Veränderung hervorrufen muß. Scharhörn, Neuwerk, Trischen zeigen noch reine Meeresnatur, der geschützte Winkel der Vierlande ist ein einziger großer Gemüse- und Blumengarten. Zwischen diesen beiden Polen liegt das übrige Land. Aber auch der Boden selber ändert sich in seiner Zusammensetzung je nach größerer oder geringerer Seenähe. Abwärts — in den Dithmarscher Rügen — ist er sandig, in der Tiefe ohne pflanzliche Beimischung. Nur die oberen Schichten zeigen verweste Pflanzenreste, meist sandüberdeckte Quellervegetation. Schichtweise ruhen die Lagen übereinander, grauer Sand über brauner Pflanzenschicht, wie die Sturmfluten sie übereinander schichteten. Schneidet man in den Erdboden ein, so gleicht er einem Salzwedeler Baumkuchen an Farbe und Schichten. Zugleich ist der Boden ungemein phosphorreich, von Salz durchseht, das der Regen erst allmählich in die Tiefe sickern läßt, leicht zu bearbeiten, von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Zehn Jahre verlangt er keinen Dung. Darg- und Moorschichten fehlen. Denn im Salzboden gedeiht kein Torfmoos. Weiter aufwärts — nach Kehdingen und Wilster — ist der Boden bindig, zäh, fast undurchlässig, mit Moorgrund oder Darg in der Tiefe. Vier oder gar sechs schwere Rosse vermögen nur mühselig den Pflug vorwärts zu bringen. Denn hier ist die Stätte, wo bei dem Zusammentreffen des salzen und süßen Stromes Milliarden und Abermilliarden von Kleinlebewesen Sekunde für Sekunde sterben, mit ihren Leichen den Schlick düngen und damit die fetteste Marsch schaffen. Noch weiter aufwärts ändert sich wieder die Bodenbeschaffenheit. War unten sandige Seemarsch, oberhalb Brakwassermarsch, so begegnet noch höher reine Flußmarsch: herabgeschwemmtes Geschiebe von oben, mit pflanzlichen Resten gemischt und von Nährsalzen erfüllt, die das Wasser ringsum ausgelaut hat. So ändert sich auch in der Querrichtung ganz allmählich Landschaft und Boden.

Mitten durch dieses Gebiet reißt sich der breite Strom. Er ist so mächtig, daß er unterhalb Hamburgs durchaus völkerscheidend wirkt. Einen Verkehr zwischen

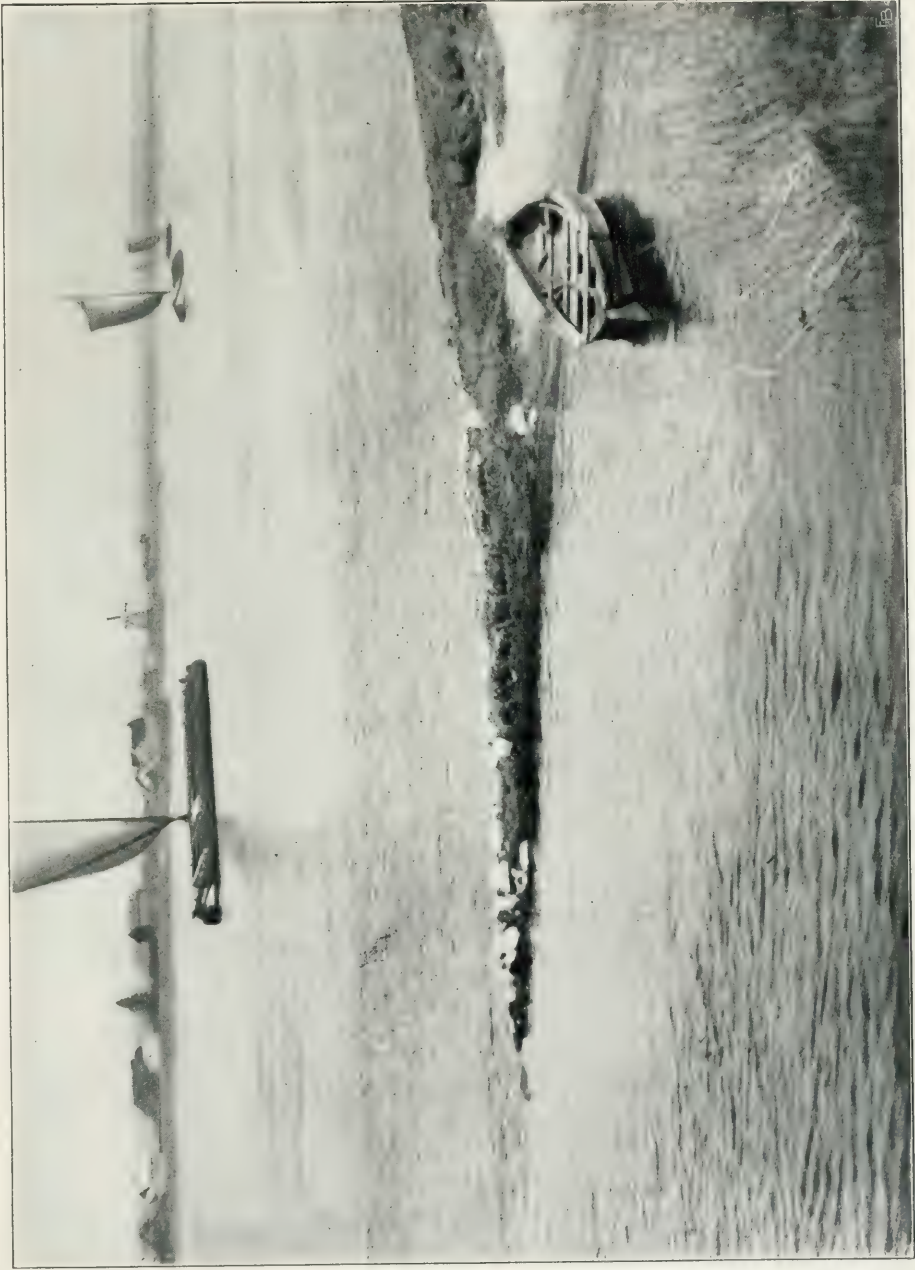


Abb. 5. Einfegel Altengamme gegenüber. (Zu Seite 93.)

den Ufern gab es bis vor kurzem kaum. Haus und Hof, Menschenschlag und Sinnesart ist verschieden. Selbst die Viehrasen scheiden sich durch den Strom. Rechtselbisch überwiegen rotbunte, linkselbisch schwarzweiße Rinder, hier Rosse mit hebender, dort mit stechender Gangart. Aber auch oberhalb Hamburgs wirkt die Trennung des Stromes einschneidend. Wie die Elbe in der Längsrichtung, so scheiden, wenn auch minder, die Querflüsse in der Querrichtung, die Krückau, die Stör, die Pinnau, die Este, die Lühe, die Schwinde und Ste. Was die Natur nur leise andeutete, hat der Mensch noch mehr ans Licht gestellt. Er baute längs der Flüsse seine Deiche. Aus Deichgemeinschaften wurden landschaftliche Verbände und staatliche Gemeinschaften. So entstand in diesem so verschiedenen, quer und längs von den Flüssen durchgitterten Wasserlande die größte kantonale Zersplitterung. Marsch setzt sich an Marsch: Dithmarschen, Wilster-, Kremper-, Kollmar-, Seestermüher-, Hajeldorfer-, Dshenwärder-, Vierländer-, Winer-, Harburger Marsch, Altes Land, Kehdingen, Hadeln. Aber auch diese Einzelbildungen zerfallen wieder in kleinere Unterkantönlis, die sich als eine Art Einheit auffassen. Der Name „Vierlande“ oder die „drei Meilen“ des Alten Landes sind dafür bezeichnend. Aus der elementaren Natur des Wasserlandes sind hier Länder und Ländchen erwachsen, wie sonst in einem von Gebirgszügen durchgitterten Felsenlande.

Es hat etwas Überraschendes, dies Wasserland mit dem Hochgebirgslande, etwa der Schweiz, zu vergleichen. Und doch liegt nichts näher. Beide sind aus der elementaren Natur hervorgewachsen, die noch überall hindurchschimmert. Dort Fels, Klippe, Wildbach, Geröll, Lawine, Gletscher, Arven und Genssen, hier Watt, Schlick, Ebbe, Friel, Düne, Röhricht und Kobben. Beide liegen an den Grenzen Deutschlands, von den größten Verkehrsstraßen durchzogen, beide umgeben von fremden Großmächten, deren Begehrlichkeit die einen glücklicher, die anderen minder glücklich widerstanden, beide von einem freien Bauernvolke bewohnt, die ihr Land der Wildnis erst abgerungen haben, beide Viehzüchter, die im Frühjahr die Tiere aus- und im Winter eintreiben. Hier wie dort herrscht urwüchsiges Volkstum von massiver Art, das aus Hochgebirge und Meernatur immer frische Kraft gewinnt. Wie sie dort Schutzbauten gegen die Lawinen aufgeführt haben und das flache Dach mit Blöcken beschwerten, daß es Halt habe gegen den stürmenden Föhn, so haben sie hier auf Wurten gebaut, den Deich gezogen, die Grundbalken des Hauses gegen die Flut in die Erde verankert und Schutzbäume gegen den Sturm gepflanzt. Wie sie dort mit Steigeisen und Bergstoc gegen die Felsenatur ankämpften, so haben sie hier mit Stelzen und Klüverstoc das morastige Wasserland zu bezwingen versucht. Dort ist der Gemsjäger, hier der Hochseefischer das eigentümlichste Gebilde der elementaren Natur.

5. Erdgeschichtliches.

Der Schlüssel zum Verständnis der Landschaft mit ihrem immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen Geest und Marsch, der steinlosen Ebene, der streifigen Anordnung, den hohen Ufern, den Randmooren liegt in der erdgeschichtlichen Entstehung.

Treibt man den Erdbohrer in die Tiefe, so zeigt sich zwischen Geest und Marsch eine merkwürdige Verschiedenheit. Auf dem Geestrande trifft man etwa zwischen 50 und 100 m auf Kalkgestein, vielfach weit früher, an manchen Stellen liegt es zutage, so bei Langenfelde, bei Hemmoor, bei Lägerdorf, und Lüneburg. Bohrt man aber in der Marschebene, so muß man auf 2—300 m hinuntergehen, um die feste Erdkruste zu erreichen. So ist das ganze untere Elbtal zwischen den Geesthöhen ein tiefer Erdspalt seit tertiärer Zeit, dessen Sohle an 300 m tief liegt. Dieser Spalt ist bis an den Rand von dem Schotter der Eiszeit ausgefüllt, der hier so mächtig liegt wie nirgends in Westdeutschland.



Abb. 6. Vierländer Diele in Altengamme. (3u Seite 94.)

Einige Ziffern mögen dies näher belegen. Als man in Finkenwärder, um Trinkwasser zu gewinnen, den Meißel in die Erde trieb, da traf man — also in der Mitte des Elbtals — die feste Erdrinde bei 241 m Tiefe, am mittleren Landweg zwischen Hamburg und Bergedorf bei 226 m, in Billwärder nahe Hamburg war das Kalkgestein bei 257 m Tiefe noch nicht erreicht, bei Brunsbüttel noch nicht bei 238 m. Andere Bohrungen ergaben ein ähnliches Ergebnis. Dagegen hat man auf den Höhen mehrfach schon nach einigen Metern das anstehende Gestein getroffen, bei Langenfelde bei + 19 m, in Reinbek bei + 17 m, in St. Pauli bei - 0,5 m, in Eimsbüttel bei - 9 m. Aber neben diesen Höhepunkten finden sich tiefe Abstürze und Einsattelungen. Auf der Uhlenhorst trifft man das Gestein erst bei - 80 m, in St. Georg bei - 142 m, in Hamm bei 152 m. So muß dies verschüttete Gebirge der Seeft eine reiche Modellierung besitzen. Wie weit sich dieser Elbtalspalt fortsetzt, wissen wir nicht. Bei Helgoland tritt das vortertiäre Gestein des Buntsandsteins zutage.

Das ist das Wenige, was feststeht. Es genügt, um die Gestalt der Geröllhügel, welche die grüne Marsch umrahmen, zu verstehen. Es sind Kalkhügel, weichumkleidet mit einem Mantel eiszeitlichen Schottergerölls. Die Schwarzen Berge bei Harburg, die Höhen von Blankeneße und von Geesthacht mögen Endmoränenzüge sein. Vielleicht gibt es keinen Punkt der Niederelbe, der in die Eiszeit so unmittelbar zurücklenkt als die Landschaft bei Wittenbergen unterhalb Blankeneße. Die unterwachsene Wand der alten Grundmoräne mit den eingebackenen Granitblöcken ragt hier als steile Kliffküste empor. (Abb. 53. 54.) Wer von dort über das wüste Schottergeröll und die weite Wasserfläche bis zu den blauen Geesthügeln jenseits hinüberschaut, dem kann der Werdegang des Bodens so überwältigend vor die Seele treten, daß es ihn überkommt wie ein inneres Schauen. Schimmernde Firnjelder steigen im Osten als schmaler Streifen empor, weiße Gletscherwasser gurgeln heran und brausen vom Fels in den blauen Fjord. Nachrückende Eismassen erfüllen den Meerbusen und erklimmen das jenseitige Ufer. Wo die Meeresbucht sich dehnte, ruhen schweigende Gletschermassen. Dann mag ein anderes Bild in ihm aufsteigen. In mildem Lichte leuchtet die Sonne. Das Gletschertor über dem Strome ist eingebrochen. Blauweiße Eiswände, in Wolken gehüllt, heben sich diesseits und jenseits, zwischen ihnen der schäumende Strom. Auch diese Gletscher verschwinden. Graugelbes Geröll schimmert hervor, rieselnde Wasseradern, Inseln, Flachseen, Wattnatur, neues, zukunftsfreudiges Land, über dem dampfend die Frühlingssonne leuchtet.

Was hier an Bildern blitzartig in der Seele aufleuchten mag, das vollzog sich in langsamer Wirklichkeit durch unmeßbare Zeiträume. Wer heute am Wintertag vom Neß auf Finkenwärder, wo sich die Treibeismassen bei Westwind wie ein niedriges Haus auftürmen, auf die blaue Eislandschaft des Elbusens hinaus schaut, die rote Winter Sonne darüber, der sieht das großartigste Winterbild der Niederelbe vor sich. Es ist fast wie das Bild eines aufgehenden Fjords im Lande der Mitternachtssonne. Und doch ist dieses Bild, wie großartig es auch sein mag, nur ein leiser Nachhall des ungleich größeren aus den Tagen der Eiszeit.

6. Marschbildung.

Ist der Geestboden glazialen Ursprungs, so ist die Ebene ein Geschenk des Stromes.

Wie groß die Menge der festen Stoffe ist, die der Strom herabbringt, läßt sich nicht feststellen. Bis in die Torgauer Gegend hat er die Kraft, rundgeschliffene Kiesel mitzuschleppen. Hinter Magdeburg haben sie sich in grobkörnigen Sand verwandelt, der sich elbabwärts immer mehr verfeinert. Wo die Gezeiten einfließen und eine doppelte Bewegung der Sandkörner hervorrufen, findet sich

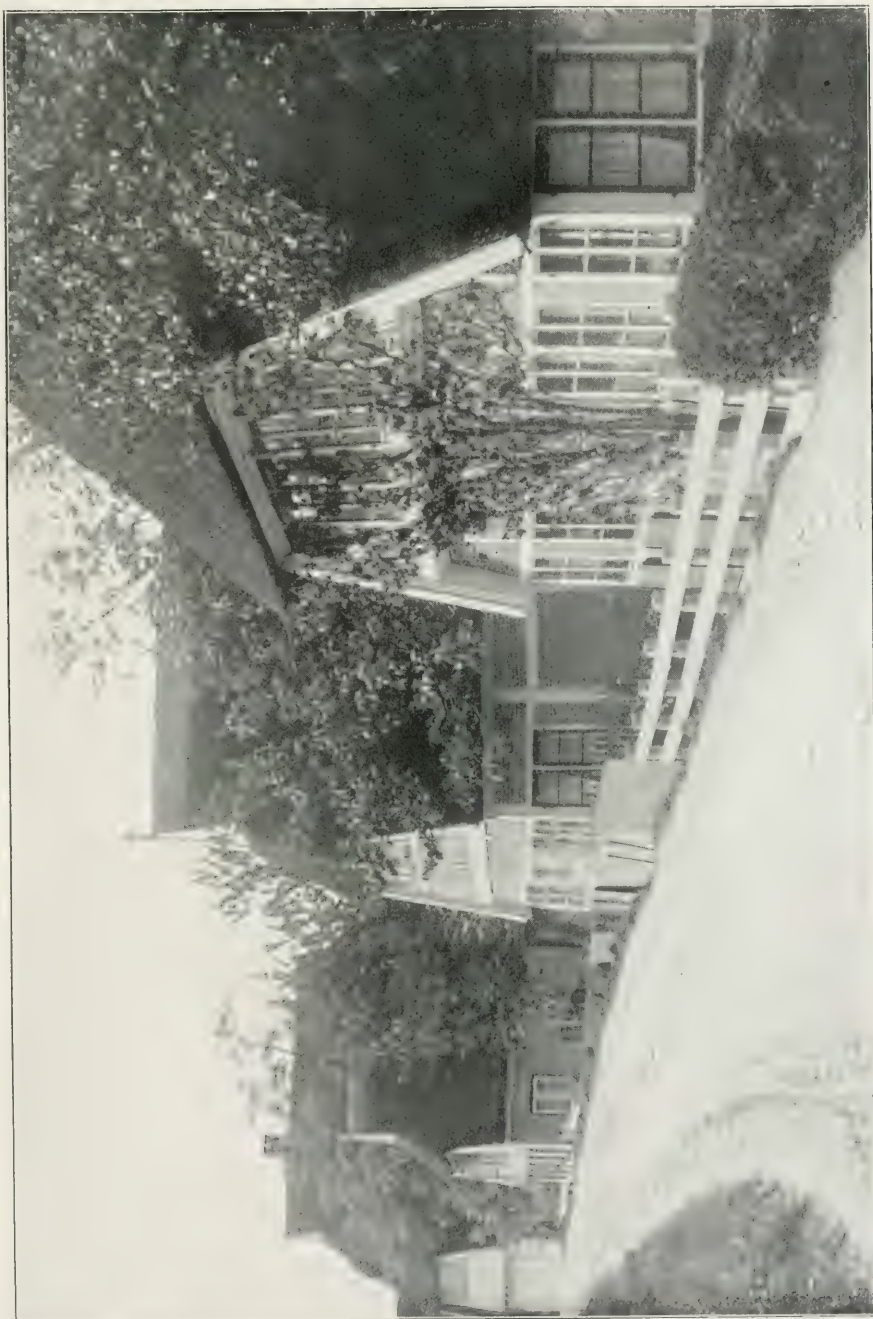


Abb. 7. Teichweg in Neuenamme, Bierlanden. (Zu Seite 94.)

zwischen dem Sand ein feines Schleifmehl. Die untersten Sande bei Cuxhaven bestehen aus ganz fein geschlemmtem Korn; aber seitdem durch Baggerungen der Stromschlauch ausgetieft und begrabigt worden ist, zeigt sich zwischen dem feinen Sand auch gröberes Korn. Wieviel Arbeit diese Schlammmassen dem Menschen machen, davon gewinnt man eine ungefähre Vorstellung, wenn man hört, daß die Baggermassen, die in letzter Zeit aus dem Strombett geschafft wurden, jahrein jahraus das Becken der Binnenalster bis an den Dachrand der hohen Miethäuser füllen würden. Es ist in der That eine schwere Sorge der Zukunft, wo man einmal mit diesen ausgebagerten Erdmassen bleiben soll.

Das Niederwasser hilft dem Oberwasser beim Landaufbau. Es führt Detritus vom Meere, vom Strom ausgeworfenen Sand und Muschelreste wieder aufwärts. Wo beide Ströme, der salze von unten und der süße von oben, aufeinander treffen, da sterben die Kleinlebewesen und färben niedersinkend das Wasser wolfig weiß. So ungeheuer ist die Menge der Leichen. Daher ist der Ebbstrom bei Cuxhaven milchig, der aufkommende Flutstrom grünlich hell. Die abgestorbenen Kleinlebewesen mit dem feinsten Detritus vermischt bilden den Schlick. Wie mächtig die Schlickbildung ist, mag man daraus ermessen, daß in den neuen Häfen Cuxhavens ein Schlickfall von 3 m Höhe und mehr im Jahre beobachtet wird. Durch die chemische Zersetzung der organischen Stoffe entstehen Eisenverbindungen, die das Marschwasser gelbbraun färben und, in Verbindung mit Humusäuren, besondere Bodenarten bilden.

Der Schlick liegt nicht unmittelbar auf dem glazialen Schotterboden des Elbbettes, sondern auf einer mächtigen Schicht groben Sandes, die sich von Geest zu Geest erstreckt. Das ist der feste Grund des Marschenbodens. Wo immer Grundbau nötig ist, bei Schleusen, Dykdalben, Häuserbauten, wird das Pfahlwerk in diesen festen Boden gerammt. Diese Sandschicht stammt von der Urelbe, die einst mit der Weichsel und Oder vereint, zwischen den Geesthügeln abströmend, über den damals freiliegenden Schottergrund der Nordsee ihren Lauf nahm. Sie mochte etwa bei der Doggersbank münden. Eigentümliche Rillen des Nordseegrundes — die „tiefe Rinne“, die „Silbergrube“, das „Tontief“, der „Austerngrund“ der Fischer — scheinen auf solche alten, vielleicht gemeinsamen Stromrinnen des Rheins, der Themse und der Elbe zu weisen. Mit der langsamen Senkung des südlichen Nordseebodens wuchs die See und der Elbstrom ging zurück. Der alte Geröllboden wurde zur Flachsee und bedeckte sich mit dem Schlick und Sand der Strommündung, ganz anders als in der Ostsee, deren Grund mit einer Fülle eiszeitlicher Blöcke bedeckt ist, so daß er kaum mit Schleppnetzen besichtigt werden kann.

Bei fortschreitender Senkung drang das Meer auch in die Elbbucht und lagerte über der Schicht groben Sandes Sedimente des Meeres und feinen Schlick. Auch hier begann das Spiel der Gezeiten. Es kann nur schwach gewesen sein, da der Felsriegel zwischen England und Frankreich noch nicht durchbrochen war und die Nordsee fast einem Binnenmeere gleich. Dazu stimmt der feine und gleichmäßige Gezeitenniederschlag der Tiefe. Wie dünnes Papier kann man bisweilen die Schichten ablösen. Auf schwachen Gezeitenstrom weist auch die feine Schale der alten Cardiummuschel. Sie ist viel feiner als die Schale des heutigen Tieres, das sich der späteren stürmereichen Natur der Nordsee allmählich angepaßt hat. Diese Muschelsedimente findet man bis in die Gegend des Köhlbrands bei Hamburg, in den tieferen Schichten auch oberhalb. So weit also hat der alte Meerbusen gereicht. Elbabwärts finden sich diese Muschelreste in großen, kaum unterbrochenen Schichten, so überall im Hadelnschen oder der Ostebucht, aufwärts sind sie prielartig verzweigt, genau so wie in den heutigen Watten die Muschelreste in den Prielen liegen, von den Wattströmen zur Ebbezeit dort zusammengeschwemmt (Abb. 100). Der „Marschmergel“, „Blauand“, „Kuhlerde“, „Schefer“ (= Schiefer) ist zumeist nichts anderes als Muschelschalenreste.



Abb. 8. Vierländer Bäuerin. (Zu Seite 96.)

War aber das Meer gezeitenschwach, dann muß die Elbmündung eine andere Gestalt gehabt haben als heute, nicht eine breite trichterförmige Öffnung, sondern ein vorgebautes Inselfdelta mit Werdern und Dünen, Gezeitenbarren und stillen Staueeen. Sie trug Binnenmeercharakter und mag sich weit hinaus in die stille Nordsee erstreckt haben. Erst kürzlich noch hat man etwa von Brunsbüttel ab einen alten Süßwasserarm aufzeigen können, der sich durch die heutige Seemarsch und die Watten bis in die Hufumer Gegend verfolgen läßt.

Die Uferränder dieses stillen Stromes bildeten sich am höchsten aus. Denn bei jeder Überflutung der Uferränder fielen die Sedimente am Rande nieder, die gröberen Sande zuerst, dann vom Ufer entfernt die feineren Schlickmassen. So ist der Uferrand sandig und wegen der gröberen Niederschläge erhöht, die Bodenart um so feiner, je weiter sie vom Uferande entfernt liegt. Im Laufe der Zeit mußte der Uferrand zu einer geschlossenen flachen Wölbung werden, die nun das entfernt liegende Land vor Überströmung schützte. Während die Wölbung immer mehr wuchs, blieb das entfernter liegende Land niedrig. So entstanden muldenartige Senken zwischen dem hohen Stromuferand und dem Geestwall. In ihnen begann sich das Niederschlagswasser, abflußlos wie es geworden war, zu sammeln und sich allmählich vom Rande aus zu Niederungsmooren mit trügerischer Decke zu verwandeln. Oder auf dem feuchten Grunde wuchs das Torfmoos, sich konzentrisch verbreiternd, empor und bildete ein Hochmoor, das wieder ein Grünmoor überwachsen konnte, wie es vielfach der Fall ist. So kommt es, daß sich zwischen hohem Uferrand und Geest eine kaum unterbrochene Reihe von Mooren findet. Bisweilen bildete sich in der Mulde zwischen zwei höheren Marschen ein Moor. So ist das Kehdinger Moor zwischen den hohen Marschufem der Elbe und Oste gewachsen. Häufig findet man in der Tiefe der Marsch und des Moores Dargmassen. Es ist das in die Tiefe gesunkene Keet der zahllosen alten Stromarme. Wo es sich in langgestreckten Massen findet, darf man auf alte Uferränder schließen. Die mächtigsten Lager sind auf der holsteinischen Seite, wohin es der Westwind vertrieb. Sie sind bisweilen so mächtig, daß man, wie in St. Margarethen, das den Dargmassen entströmende Gas lange Zeit für gewerbliche Zwecke verwertet hat.

Bei der fortdauernden säkularen Senkung drang das Meer immer tiefer ein und die Riesen des Meeres tummelten sich in der Elbbucht. Noch heute erzählen 23 Wirbelknochen eines Walfisches, die man beim Kanalbau in der Gegend des Rudensees fand, eine Wegstunde von dem jetzigen Strom entfernt, von dieser Zeit. Es ist klar, daß zugleich bei dem Sinken des Bodens und dem dadurch bedingten Steigen des Wassers die hohen Uferränder zerrissen werden mußten. So breitete sich der Schlick bald als eine dünnere, bald als dickere Schicht jenseits der Uferränder aus. Über dieser dünnen Marschhaut lagerten sich wieder Dargschichten, Mergel, Sand, Moorschichten. So geht das Spiel regellos weiter, Lage ruht auf Lage. Im Kehdinger Moor z. B. liegt auf der unteren Kies- und Sandschicht bis 6 m hoher Klei, auf ihm Grünlandsmoor, dann folgt eine Dargschicht bis 1,75 m Dicke, dann Klei bis 58 cm stark, dann wieder Darg bis 1,17 m. Auf dieser letzten Dargschicht hat sich ein Hochmoor 7—8 m stark entwickelt. Unter dem oberen Marschboden liegt Mergel. Oder um von jenseits ein Beispiel zu nehmen, liegt am Rudensee über dem groben Sand der Tiefe leichter gelber Moordarg, dann Moor, Sand, Klei, 3—4 m flüssiges Moor, bis 50 cm starke Kleischicht, dann Darg über 2 m hoch, darüber das Moor. Eifenschüffige Schichten finden sich vielfach unter dem Mutterboden.

So hat sich die weite Ebene zwischen den Geesthügeln gebildet. Als dann der Durchbruch bei Dover erfolgte und die stille Nordsee zu einem stürmischen Gezeitenmeer wurde, da hat sich in der Art der Bodenbildung nichts geändert. Die Aufschüttung des Schlicks, die Höhenuferbildung, die Aufhäufung der Dargmassen und das langsame Wachsen des Moores in den Mulden dauerte fort.



Abb. 9. Geest und Marsch bei Geesthacht. (Zu Seite 98.)

⊠

⊠



☒

Abb. 10. Waldwarterhutte im Sachsenwalde. (Zu Seite 92.)

☒

Nur der Pulsschlag des Erdlebens wurde stürmischer. Die weichen Schwemmlandinseln an der Mündung werden damals verschwunden sein. Die trichterförmige Ausweitung, die für das Gezeitenmeer bezeichnend ist, bildete sich allmählich aus. So mag die Spitzgolfform von heute entstanden sein. Aus der Strommündung mit Binnenmeercharakter wurde ein riesiger Suwasserriehl. Die Gezeitenströme furchten ihn immer mehr aus. Erst das Menschenwerk setzte dem Andrang des Elementes ein Ziel.

7. Stromlauf.

Elbe heißt der Strom, im Volksmund Elv. Das bedeutet eben nichts anderes als Strom, Wasserlauf, Fluß, mit Betonung des Schimmernden, Glänzenden, Hellen. Bei den Nordgermanen ist das Wort Elf in der Bedeutung Strom noch überall lebendig. Die deutschen Flunamen Albe, Alb und ähnliche erklären sich ebenfalls daher. Auch das slawische Laba mit Lautumstellung (= Elbe) bewahrt das Wort. Es ist uraltes gemeinsames Sprachgut, das auch in albus „weiß“, Alpes — Schneeland —, Albion — „weißes Kreideland“ und sonst zutage tritt. Auch die „schimmernden“ Nebelgestalten der Elfen und das nektische Gezweig „elbischer“ Wassergeister, die hold oder unhold am Weiher und See, am Bach und Fluß seit alters ihr Wesen treiben, haben von dieser Wurzel den Namen empfangen.

Dieser Name Elbe bezeichnet zwei Ströme, die, wenn sie auch in demselben Bette fließen, durchaus voneinander verschieden sind. Der eine ist der Suwasserstrom, der von oben kommt, der andere der Salzstrom von unten. Der untere läuft dem oberen entgegen, staut ihn schon vor dem eigentlichen Stromwechsel des Wassers auf, dann läuft er 5 1/2 Stunden lang aufwärts und 7 Stunden mit dem Oberwasser vereint abwärts. Für Cuxhaven beträgt die mittlere Flutdauer 5 St. 35 Min., die mittlere Ebbedauer 6 St. 50 Min., und 1 1/4 Stunden nach Hoch- und Niedrigwasser tritt das „Kentern“ des Wassers ein. Die stärkste Ebbströmung findet etwa 6 Stunden nach Hochwasser, die stärkste Flutströmung 4 Stunden nach Niedrigwasser statt. Die Gesamt-Flutwassermenge einer Normaltide bei Cuxhaven darf man auf 780 Mill. cbm schätzen, die Gesamtebbwassermenge auf 810 Mill. cbm. Man erkennt, wie gering das Oberwasser gegen-



Abb. 11. Der Lieblingsbaum des Altreichskanzlers im Sachsenwalde. (Zu Seite 92.)

über der Menge des Niederwassers ist. Je weniger Oberwasser herabkommt, um so mehr Niederwasser steigt mit der Flut stromaufwärts, je mehr herabkommt, um so weniger steigt empor. Je mehr man das Strombett verengt, um so weniger, je tiefer man es baut, um so mehr läuft aufwärts. Für die Seeschifffahrt kommt das Oberwasser so gut wie gar nicht in Betracht. Nicht das Oberwasser trägt die Schiffe hinab und hinauf, sondern das Niederwasser. Versiegte plötzlich der Elbstrom oder würde er etwa durch einen Elb-Travekanal zur Ostsee geleitet, so könnten die großen Seeschiffe in unveränderter Wassertiefe ihre Fahrten ruhig fortsetzen. Das Salzwasser erstreckte sich dann eben bis in die Gegend von Altengamme in den Vierlanden.

Ist somit die Menge des Niederwassers in der Vorstellung unbegrenzt, so ist das Oberwasser begrenzt. Die Menge schwankt fast innerhalb des Zehnfachen. Man hat bei Artlenburg 165 Mill. cbm an einem Tage gemessen, aber auch wieder nur 19 Mill. cbm. Die mittlere Abflussmenge beträgt 550 cbm in der Sekunde. Ganz erstaunlich ist die Fülle von Salz. Kein europäischer Strom kann sich darin der Elbe vergleichen. Bis 6 $\frac{1}{2}$ Mill. kg Salz den Tag hat man bei Artlenburg gemessen, ganz ungerechnet die Magnesia- und schwefelsauren Salze. Der Grund ist einmal in der Aufnahme der Saale — d. i. Salzfluß — zu suchen, welche die beiden Salzseen Deutschlands abzapft, dann in den Abwässern der Kali- und Sodafabriken der oberen Elbe sowie des Staßfurter und Mansfelder Bergbaus. Zu diesem Flußsalz tritt unterhalb Glückstadt das Seesalz hinzu. Dieser Salzgehalt ist nach Flut- und Windverhältnissen und nach Tiefe ganz verschieden. Wie El schwimmt das Süßwasser oben, während bereits in der Tiefe der salze Strom mit seiner merkwürdigen Tierwelt rinnt. Für eine normale Tide kann man bei 3 % Salzgehalt in der offenen Nordsee am Ende der Flut bei Cuxhaven 2,6 %, an der Ostemündung 1,7 %, bei Brunsbüttel 0,8 %, bei St. Margarethen 0,4 %, bei Glückstadt 0,1 % rechnen. Am Ende der Ebbe betragen die entsprechenden Zahlen nur 1,6, 0,9, 0,5, 0,1, 0,1. Schwerlich mag auch bei niedrigstem Oberwasser und Springflut das Seesalz über Brunshausen hinausgehen.

Seit alters werfen sich die beiden Elbströme in dem 'gemeinsamen Bett unbändig hin und her, brechen das Ufer ab und bauen ein neues auf, wie es ihnen gefällt. Wo die Wellen jetzt fluten, da klangen die Kirchenglocken, wo die Roggen der Hansen fuhren, da dehnt sich weite Schilfwildnis, oder Rinderherden gehen auf neugewonnenem Grünland. Von mehr als einem Vineta der Elbe erzählt die Geschichte: Ichorst bei Hettlingen, Bishorst an der Pinnamündung, Asfleth bei Kollmar, Appenfleth, Bropen, Bole, Altwewelsfleth, Ekedesfleth sind in den Fluten verschwunden. An noch weit zahlreicheren Stellen bewahrt der Volksmund dunkle Erinnerungen an Uferabbruch. „Man konnte vom Deich nicht erkennen,“ so heißt es, „ob ein Kind oder Roß am Uferande weidete. So weit dehnte sich damals der Außendeich.“ Oder es heißt, früher hätten die Mädchen einander beim Melken von hüben und drüben zugerufen oder ein Brett über den letzten Priel zum anderen Ufer legen können. Das sind alles Erinnerungen an alte Stromversetzungen und Uferabbruch, in volkstümliche Sprachform geprägt, von dem Ahn auf den Enkel vererbt.

An anderen Stellen ist wieder der Anwachs beträchtlich. Das linke Ufer zeigt den stärkeren Landgewinn seit Jahrhunderten, namentlich in der Gegend von Belum und Balje. Der älteste Deich — der Hollerdeich — liegt weit landeinwärts, nördlich von ihm fast eine Wegstunde entfernt zieht sich der heutige Elbdeich, aber schon dehnt sich jenseits weites Sommerdeichsland und dahinter taucht wieder ausgedehntes Watt empor, das in einem Jahrhundert deichreif sein mag.

Auch die Schnelligkeit der Land- und Stromveränderungen ist bemerkenswert. Die Tiefenverhältnisse des Stromes verändern sich so schnell, daß es trotz



Abb. 12. Vom Winter Schloß. (Zu Seite 100.)

immerwährender Peilungen eine genau zutreffende Tiefenkarte nicht geben kann. Vor einigen Jahren ragten am Groß-Vogelsand zur Ebbezeit 2 m hohe riffige Wände empor, ein Jahr später war an derselben Stelle 6 m tiefes Fahrwasser. Der Schwarztonnenstrand in der Uffeler Gegend, der noch immer auf den Karten gezeichnet steht, ist 1903 in einer Sturmnacht verschwunden. Dies Auftauchen und Verschwinden von Sanden ist für das Wasserland mit seinem widerstandslosen Boden im hohen Grade bezeichnend. Am wenigsten widerstandsfähig ist der Triebstrand, auch Mahlsand oder Quicksand geheißen, der willenlos auch der leisesten Strömung folgt. Es ist ein eigentümliches Gebilde, weder fest noch flüchtig. Wie Wolken im Luftmeer, so schwimmen diese Sande im Wassermeer. Schon bei schnellem Überlaufen saugt sich der Fuß fest, bei langsamem Überschreiten kann man bis an die Knie einsinken, bei ruhigem Stand würde der Waghalsige in kurzem ganz versinken. Selbst gestrandete Schiffe verschwinden spurlos in diesem Wasserlande. Bei Altenbruch ist noch kürzlich eine Bark binnen zwei Tagen weggesackt. Ja, bei Scharhorn hat dieser Mahlsand sogar einen englischen Viermaster im Verlauf einiger Stunden nach seinem Scheitern mit Mann und Maus und Mast eingefogen. So mögen zahllose Wracks früherer Jahrhunderte im Triebstrand versunken sein und nun auf hartem Untergrund liegen. Auch der „Hungrige Wolf“ an der Pinnaumündung ist solches Triebstrandgebilde. Der seltsame Schiffsname, der wie der erste Ansat einer niederelbischen Scyllasage erscheint, mag sich aus der unheimlichen Schnelligkeit erklären, mit der er die gestrandeten Schiffe zu verschlingen pfllegt.

So erscheint das Stromleben mit seinen Wasserversetzungen, Uferabbruch und Anwachs regellos. Aber vielleicht lassen sich doch in dieser Regellosigkeit einige Gesetze aufdecken. Daß das Wasser nicht etwa den kürzesten Weg sucht, sondern den bequemsten, daß es nichts mehr haßt als Hindernisse, ist bekannt. In demselben Winkel, in dem es ein Hindernis trifft, springt es ab, der Billardkugel vergleichbar, welche die Bande berührt. So „serpentinert“ der Strom zwischen den Ufern hin und her. Eine solche besonders hervortretende Bande ist die unterwaschene Kliffküste unterhalb Blankenese, die sich früher weit in den Strom erstreckte, wie der Elbgrund zeigt. (Abb. 53.) Durch sie wird der Strom an die Lühemündung jenseits geworfen. Daher fehlt hier das Vorland, und der „Schardeich“ ist zum Schutz mit mächtigen Steinblöcken belegt. Von hier flutet das Wasser, in gleichem Winkel abgeworfen, wieder an das rechte Ufer, um sich zum zweitenmal, an den Sanden abprallend, nach dem hannoverschen Twielenfleth zu wenden. Wieder abgeworfen, schlängelt der Strom am Pagensand vorüber an das holsteinische Ufer, nähert sich dem Elsfl ether Steindeich, läuft längs der Rhinplatte nach Hollerwettern und „schart“ die Steindeiche entlang nach Brockdorf-Scheelenkuhlen, ohne dem Deich irgend ein Vorland zu lassen. Unterhalb Scheelenkuhlen nach Brunsbüttel zu wird er von dem westlich sich wendenden Ufer abgeworfen und strömt nun am Osteriff vorüber zum linken Ufer, das er bei Altenbruch erreicht. Hier ist der Anfall des Stromes besonders stark (Abb. 85). Immer an die Deiche herandrängend schart er das Ufer entlang nach Cuxhaven. Würden nicht die Menschenwerke bei Scheelenkuhlen, Altenbruch und Cuxhaven sich ihm entgegenstemmen und ihn zu dem jetzigen Laufe zwingen, so hätte er sich längst ein anderes Bett ausgefurcht und den weichen Marschenboden von Cuxhaven noch mehr fortgerissen, als er es bereits getan hat. So zeigt der Stromlauf ein ausgeprägtes Serpentinieren zwischen beiden Ufern. Eine einschneidende Uferveränderung würde somit auch eine Änderung des Stromlaufes bedingen. Es ist reizvoll zu sehen, wie das Wasser bei jeder Umbiegung der Stromrichtung sich mit ganzer Kraft an den jedesmaligen Außenrand des Stromknies wirft, wie ein lebendiges Wesen, das sich die gewaltsame Umbiegung nicht gefallen lassen will. Da nun umgekehrt an dem jedesmaligen Innenrand die Strombewegung entsprechend geringer ist,

so lagern sich am Innenrande naturgemäß die Sandmassen ab. So geschieht es bei den Sanden Süderdithmarschens, dem Neufelder Watt, dem Medemsand, dem Böschrücken, dem Julsand, der Drommel, dem Hetlinger Schanzensand, während die Ostebank wohl den Treffpunkt der rückebhenden Flutwasser der Oste und Elbe bezeichnet und daher ihren Ursprung hat. Eine große Menge von Sanden an der Strommündung entstammt der flachen Meeresküste, längs der, von Welle und Westwinden getrieben, die Sandmassen nach Osten wandern.

Möglicherweise spielen aber bei den eigentümlichen Flutverhältnissen des Stromes noch tellurische Einwirkungen mit. Es ist eine eigentümliche, jedem Schiffer der Niederelbe bekannte Tatsache, daß die Gezeiten nicht etwa, wie man doch annehmen sollte, gleichzeitig an beiden Ufern einsetzen, sondern an der jedesmaligen rechten Seite der Strömungsrichtung zuerst. Also die Ebbe tritt eher am holsteinischen Ufer ein und die Flut am hannoverschen. Der Unterschied kann eine Viertelstunde und mehr betragen, wo die Elbe in ihrer ganzen Breite dahinfrauscht. An der Mündung ist diese eigentümliche Erscheinung noch deutlicher zu erkennen. Zu Beginn der Ebbe dringt die Hauptwassermasse durch das Klogensloch an die Dithmarscher Küste und erst nach längerer Zeit, wenn bei der allmählichen Senkung des Wasserspiegels die auftauchenden Sande eine seitliche Abströmung nach rechts hindern, werfen sich die Wassermassen nach links und ebbten in der tiefen Rinne Altenbruch-Cuxhaven in die See. Täglich kann man von der Alten Liebe diese Stromversetzung beobachten. Umgekehrt tritt die Flut zuerst an der hannoverschen Küste ein. Längst ist das Wasser bei Cuxhaven gekentert und die Schiffe und Bojen sind aufwärts „geschwoit“ — sie liegen „überflut“ sagt der Schiffer —, während es in den Prielen Dithmarschens noch immer ebbt. Man könnte annehmen — und das ist öfter geschehen —, daß hier die Wassermassen eine ähnliche Ablenkung durch die Erdbewegung erfahren, wie es in der Tat mit den nord-südlichen Luftströmungen gemäß des Dove'schen Windgesetzes geschieht. Es würde sich dann erklären, weshalb der Strom bei Lauenburg-Geesthacht und Hamburg-Schulau das rechte Geestufer unterspült, während er es bei Döse-Cuxhaven fast zwei Meilen entfernt liegen läßt und fast das linke berührt. Es würde sich erklären, weshalb die Dove-, Gose- und Hauptelbe in genau gleicher Stromrichtung nach der rechten Geestseite streben, und weshalb gerade der rechtswendende Elbarm des Köhlbrands der Hauptstrom geworden. Aber da die bestimmte Unterlage zahlreicher Einzelbeobachtungen über diese äußerst verwickelten Flutverhältnisse noch fehlt, so ist diese Frage der Strombewegung noch nicht spruchreif geworden. Es ist denkbar, daß dies seitliche Drängen des Stromes allein in dem natürlichen Streben zur Außenseite jeder Wendung seinen Grund hat.

8. Klima, Vegetation und Tierleben.

Das Wasserland liegt südlich der großen Wetterstraße, auf der die Tiefdruckgebiete dem Golfstrom entlang zu gleiten pflegen. So treffen es die rechtsdrehenden Winde von Westen. Sie überwiegen die nördlichen und östlichen um das Doppelte, die südlichen um das Dreifache. Da der Luftdruckunterschied zwischen der warmen Wetterstraße des Golfstroms und den Landmassen gerade im Winter besonders groß ist, so kann es kommen, daß Tage und Wochen hindurch, ja ganze Monate, graue Sturmregenvolken von Westen über den Strom flattern. Durchschnittlich zählt man 33 Sturmtage. Bei dem vorwiegenden Westwind ist das Klima milde. Bei einem mittleren Jahresdurchschnitt von 8,0° in Hamburg zeigt der Juli 16,8° (Lüneburg 18,7°), der Januar 0,7°. Es fehlen die starken Gegensätze. Die Zahl der heißen Sommertage beträgt nur 10,4 (Lüneburg 25, Otterndorf 14), die Zahl der Frosttage mit Kältemaximum unter Null 76,7 (Lüneburg 98, Otterndorf 82, Helgoland 62), die Zahl der Eistage



Abb. 13. Dünenlandschaft bei Boberg unweit Hamburg. (3u Seite 10.)

mit Kälteminimum unter Null 25,3. Die Luftfeuchtigkeit ist am höchsten im Dezember mit 92,7 %, am niedrigsten mit 70 % im Mai, das absolute Mittel beträgt im Juli 11,7, im Januar 4,3. Mit 72,8 cm Regenfall (Otterndorf 70,8, Lüneburg 59,6, Berlin 59, Hannover 58, Stettin 50) steht Hamburg der Küste voran. Die Hauptmasse des Regens fällt im Hochsommer, umgekehrt wie im Ostseegebiete. Der reichliche Sommerregen, so erwünscht er der trockenen Geest sein mag, ist der feuchten Marsch gefährlich. Zugleich drängt er die Erntezeit zurück. So ist der September der Haupterntemonat der Marsch, gegenüber dem August der Geest. Auch die Zahl der Regentage ist besonders groß. Sie beträgt in Hamburg 280 gegen 210 in Berlin. Doch sind die Regenschauer weniger andauernd als im Binnenlande (Karlsruhe 7, Berlin 5,1, Hamburg 3,8 Stunden). Daher muß die Zahl der einzelnen Schauer hoch sein, und so hat es in der Tat einen geographischen Hintergrund, wenn der Binnenländer zu sagen pflegt, er könne sich den Hamburger nur mit Überschuhen und Regenschirm vorstellen.

Es kommt hinzu, daß der Regen mehr am Tage als in der Nacht fällt. Häufig beginnt der Morgen hell und klar. Dann tritt bei steigender Sonne über den weiten Wasserflächen und feuchten Marschgründen leicht Bewölkung ein, gerade umgekehrt wie auf der Geest, wo es wegen der Wasserarmut seltener zur Tageswolkenbildung kommt. So ist der bewölkte Himmel für die Marschen bezeichnend. In Hamburg ist der Himmel durchschnittlich mehr als zwei Drittel bedeckt. Tritt bei ruhiger feuchter Luft ein Nachlassen der Wärme ein, so kommt es zur Nebelbildung, oft ganz plötzlich. Es kann geschehen, daß im Binnendeich noch voller Sonnenschein herrscht, während schon vom Strom her die dumpfen Töne des Nebelhorns ertönen. Steigt man auf den Deich, so liegt es wie eine weiße wallende Wolkenmasse über den Wassern. Nur die Spitzen der Masten gleiten noch langsam im Sonnenschein. Das ist ein ganz besonderes niederelbisches Bild. Sehr häufig tritt dieser Nebel in Hamburg ein. Die Menge des Kohlenrußes — namentlich aus den kurzen Schornsteinen der Dampfer — wirkt auf den aufgelösten Wasserdampf verdichtend ein. Die Kohlenstäubchen saugen sich voll Feuchtigkeit und fallen allmählich nieder. Das ist der gefürchtete Hamburger Sott. Ist die Nebelbildung stärker, dann kann die Luft von der Menge der Rußteilchen wie erbsengelb erscheinen. Das sind die Tage, wo die Schulkinder sich verirren, in den Kontoren noch um Mittag die Lichter brennen, wo sich auf der Binnenalster eine dicke Schicht Sott lagert, durch die der Dampfer deutlich seine Spur zieht. An Häufigkeit der Nebeltage übertrifft Hamburg wieder sämtliche Städte Deutschlands. Hat Helgoland nur 39, Sylt 43, Karlsruhe 35, Breslau 39, München 49, so zählt man in Hamburg 126. Kein Wunder, daß hier auch die geringste Zahl von Sonnenstunden beobachtet wird. Zeigt Helgoland 1794, Bremen noch 1706 Sonnenstunden, so hat Hamburg nur 28 % der möglichen Sonnenscheindauer, nämlich 1236. Das sind 4—500 Stunden weniger als seine Umgebung. Nur London mit noch 200 Stunden weniger läßt sich hier vergleichen. Aus diesem feuchten Marschklima erklärt es sich, daß die Ischias in ihren verschiedenen Formen die Krankheit des Wasserlandes ist. Der alte Fischer, der steifrücklich mit dem Stab den Deich hinabtastet, ist ein häufiges Bild. Als ein besonderes Geschenk verleiht der Sott dem Hamburger noch im Laufe der Jahre eine schwarze Lunge und den Kindern langwierige Schwellungen der Nasenschleimhaut. Doch ist die Malaria, sonst die besondere Krankheit des Schwemmlandes, bis auf einzelne „larvierte“ Fälle durchaus verschwunden. In Hamburg fehlt sie als einheimische Krankheit gänzlich. Wohl aber gibt es elbavwärts zahlreiche Anophelesmücken. Sie sind jedoch bis jetzt noch nicht verfeucht.

Auch Pflanzen- und Tierwelt zeigen die besonderen Züge des Schwemmlandes. Sind auf der Geest Eiche, Kiefer und Birke die Charakterbäume, so ist es hier die wasserliebende Esche und Weide, die den Graben begrenzen hilft und dem Andrang der Wellen wehrt. Dort sind sandholde, hier wasserholde Pflanzen

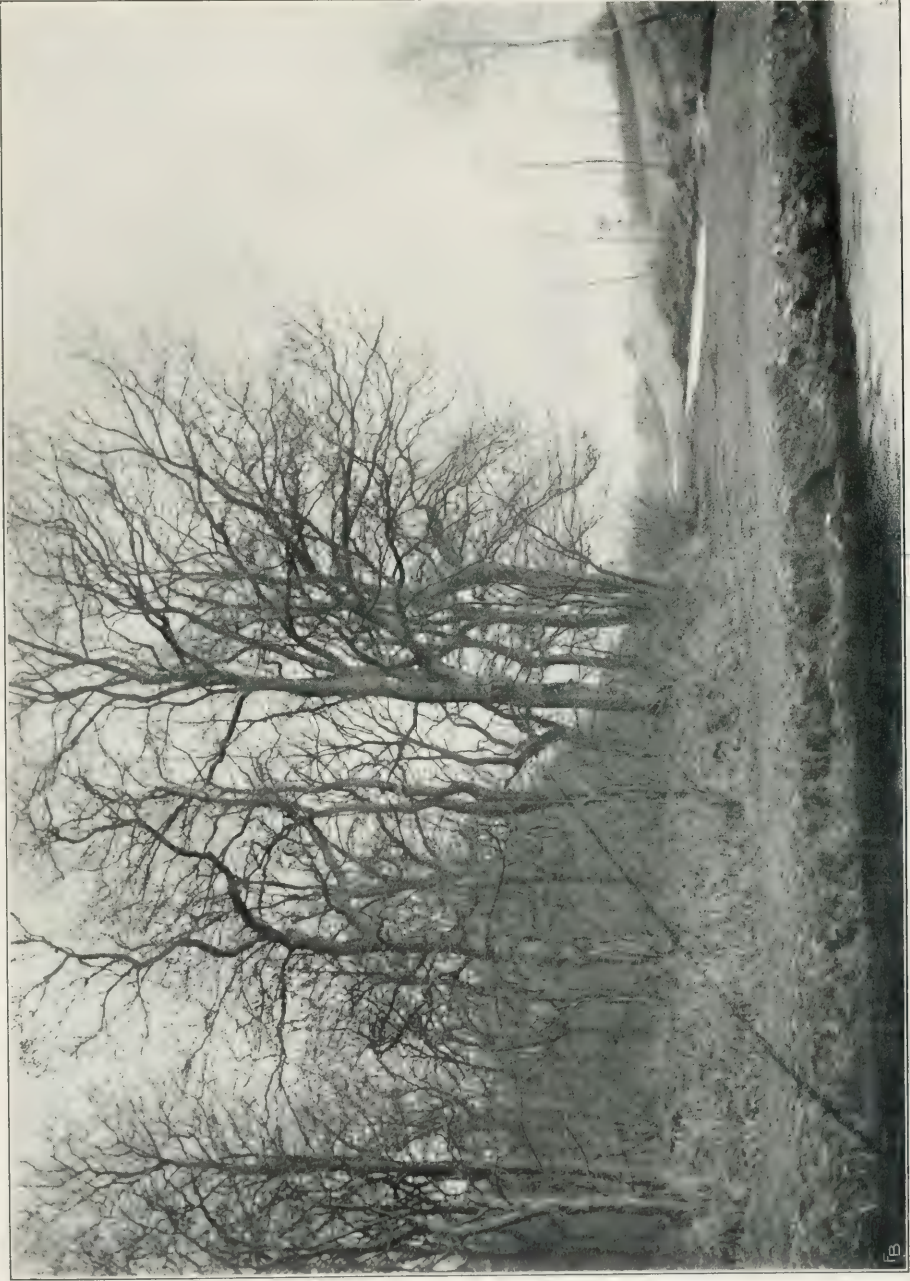


Abb. 14. Sachjennalbrand. (Zu Seite 92.)

typisch. Breitet sich dort das Heidekraut endlos über den schwellenden Hügeln aus, so umsäumt hier Lattichvegetation (Abb. 61), Schilf- und Reetwildnis stundenweit die Ufer. Erst wo das Salzmeer beginnt, verkrüppelt das Schilf. Dafür sprossen hier besondere Salzpflanzen, glasiger Queller (Abb. 101), Berman, Rettich, Löffelkraut, Strandastern (Abb. 83), Armeria (Abb. 95) und Andel. Wo aber die Wasserwüste des Moores sich ausdehnt, da wuchern die Moorpflanzen, Sphagneen, Ginster, Kriechweide, Empetrum, Andromeda, Vaccinien und Gagel. Zwischen Moor und Meer dehnt sich die wasserreiche Marsch mit ihren weichen Grasarten in unendlicher Üppigkeit. An den Gräben aber wuchern die Kräuter in Fülle, Wegerich, Potentilla, Klette (Abb. 75), Karde, Kälberkraut, Rainfarn, Wicke. Im Wasser grünt die Wasserlinse, der Wasserstern, Ranunkeln, Froschbiß, Sottonie, Pfeilkraut und Wasserminze. Zwischen Moor und Marsch in anmoorigen Lande sproßt wieder eine besondere Vegetation, Cypergräser und Simsen, Spiräa und Lychnis, Iris und Augentrost, Orchis und Arnica, Günsel und Flockenblume. So zerfällt das Wasserland auch in besondere Vegetationskantone und -kantönlis.

Im Tierleben überwiegen die wasserliebenden Tiere, die schwimmenden, fischenden und watenden. Das Reh — früher auch der Hirsch — wechselt wohl einmal von den Wingtwäldern herüber, die Friele durchschwimmend, aber es haust niemals dort. Auch der Fuchs baut fast nie in der Marsch. Nur das kleine Raubzeug ist vorhanden, Wiesel, Iltis und Marder. Mit Vorliebe treiben sie ihr Wesen in den verlassenen Ziegeleien. Ziehen die „Lipper“ aus, ziehen die Wiesel ein, heißt es. Meister Lampe weilt gern auf den weiten Marschfluren voll süßen Grasses und jungen Kornes. Überrascht ihn das Hochwasser im Außendeich, dann rettet er sich schwimmend auf die Weidenköpfe oder flüchtet zu dem Wurtabhang, wo ihn die Kinder jubelnd empfangen. Schlangen fehlen gänzlich, Eidechsen fast ganz. Weit zahlreicher ist die Vogelwelt. Überall schreitet stelzbeinig der Storch zwischen den Rindern und Rossen. Es gibt Marschendorfer, wo Herr und Frau Adebarr fast Gehöft bei Gehöft auf dem First des Schilfdaches als freundliche Hausgeister klappern. Die neuen Ziegeldächer werden ihn bald zu einem seltenen Gast gemacht haben. Singvögel fehlen. Im Röhricht sichtet der Reiher, Seeschwabe und Kiebitz umkreisen den Wanderer, Ente, Wildgans, Taucher und Wasserhuhn nisten in der Rohrwildnis. Der eigentliche Charaktervogel des Stromlandes ist die Möwe, die mit lautlosen Schwingen, sonnendurchleuchtet, über dem dunklen Wasser schwebt und am Wintertag in Schneeflockenfülle über die graue Binnenalster stürmt. Im Wasser selber tummeln sich elbabwärts Delphine und Robben. Trotzdem alljährlich über 1000 Seehunde an der Elbmündung erlegt werden, will sich die Zahl dieser schlimmsten Fischräuber nicht mindern. Der Stör, einst überaus zahlreich, verschwindet immer mehr. Vor einem Menschenalter wurden alljährlich an 6—8000 gefangen, jetzt kommen keine 700 ins Reh. Besonders hervorzuheben ist die Menge der Kleinlebewesen unterhalb Hamburgs, wo die Auswurfstoffe einer Million Menschen in den Strom gelangen. Aufgesogen von Planktonalgen, gefressen von Schnecken, Muscheln, Würmern, Planktonkrebse werden sie schnell in ein überreiches Tier- und Pflanzenleben umgesetzt. Daher erklärt sich diese Menge von Hüpfertingen, die man bisweilen wie eine lebendige graue Wolke über dem Wasser lagern sieht. Man hat für den einen Indiabafen die Trockenmasse an Fleisch und Fett solcher Kleintiere auf 29000 kg berechnet, für einen Stromabschnitt von 2 km ins Geviert auf 540000 kg. Aus der Fülle dieses Kleinlebens erklärt sich der bedeutende Fischreichtum der Niederelbe. Ganz erstaunlich ist die Menge der Aale, die der Flußstrom in die „Fischbuhnen“ am Ufer wirft. Auf dieser Aalfülle beruht das Hamburger Nationalgericht, die berühmte Aalsuppe. Sie ist so sehr volkstümlich, daß man die Wurstkräuter der Geseft hier Aalkräuter nennt.



Abb. 15. Harburger Gesellschaft am Kieberge. (Zu Seite 6.)

☒

☒

9. Siedlung.

Während auf der trockenen Geest gerade der Wasserreichtum zur Ansiedlung lockt, erweist sich im Niederlande das Wasser als das eigentlich siedlungsfeindliche Element. Und zwar ist es Wasser verschiedener Art, das die Siedlung erschwert. Einmal das Flutwasser des meergleichen Stromes, dem die niedrige Marsch schutzlos preisgegeben ist, dann das braune Moorwasser, das im Frühling und Sommer den Hochmooren am Geestrand entquillt und die Saaten tötet, zudritt das Wildwasser der Geest, das nach Regengüssen die Bachufer überflutet und sich weithin in der Marsch ausbreitet, endlich das hohe Grundwasser und das abflußlose Niederschlagswasser, das den bindigen Boden in Brei verwandelt. Und bei diesem quälenden Überfluß fehlt im Wasserlande gerade das Wasser, das in erster Linie zur Siedlung nötig ist, das Trinkwasser der Tiefe. Es ist auch noch bis auf den heutigen Tag der schwerste Mangel der gesegneten Marsch. Von den Dargmassen der Tiefe und den zerlegten Kleinorganismen oft braun gefärbt, übelriechend und stark eisen-schüssig ist es vielfach gar nicht genießbar. Auch die unteren Schichten führen selten besseres Trinkwasser. So ist das Wasserland wie die wasserlose Wüste zu dem Lande der Zisternen und künstlichen Brunnen geworden.

Zweifach haben die Siedler den Kampf mit der Wassernatur aufgenommen. Sie haben einmal am Geestrande gebaut, der Nierschwalbe vergleichbar. Wo ein Bach den Geestrand durchbricht, liegt ein Dorf, wo ein Fluß mündet, ein größerer Ort. Wo eine Geestzunge sich in die Marsch vorschiebt, erwächst eine Burgstätte. Das sind die üblichen Lagen der Geestrand-siedlungen. Manchmal verbinden sich die Vorzüge miteinander, Talöffnung, schiffbarer Fluß, Geestrandzunge. Dann entsteht ein Ort von bedeutenderer Größe. So haben die alten Geestrand-siedlungen eine mehr oder minder gleiche Lage, und vielfach gleichen die Stadtpläne einander mit Burg und Altstadt auf der Höhe und den langen Handwerker-gassen bis zum Fischmarkt in der Marsch. Man braucht die Orte nur auf der Karte der Reihe nach abzulesen: Lauenburg, Bergedorf, Hamburg, Wedel, Holm, Pinneberg, Uetersen, Elmshorn, Steinburg, Barmstedt, Kellinghusen, Izhoe, Burg oder jenseits Bardowik, Winsen, Harburg, Buxtehude, Horneburg, Stade, Himmelpforten, Hechthausen, Kadenberge, Altenwalde. Fast sämtliche Siedlungen, wie weit sie auch heute vom Strom entfernt sein mögen, haben wir uns als alte Hafenorte der Elbe vorzustellen. Nur von ihnen konnte man auf dem Schilfpriel zu der weiten Wasserwüste des Stromes gelangen.

Verwandt mit diesen Siedlungen am Geestrand sind die Niederlassungen auf Geestbrocken innerhalb der Marsch. Dahin gehören die uralten Siedlungen von Wanna am Ahlen und die der Münsterdorfer Geestinsel. Wurden solche Hügel innerhalb der Marsch künstlich dargestellt, so entstand eine Wurt. Diese Wurt-niederlassungen bilden die zweite Siedlungsart. Der Wurtbau ist nicht etwa eine Erfindung, sondern entspringt unmittelbarem instinktiven Tun. Die höhere Wurt ist allmählich aus niedrigen Hügeln gewachsen, wie die Aufgrabungen alter Wurtten zeigen. Um einen niedrigen Kern, in dem sich bisweilen Steinwaffen, Bronzeschmuck, Armringe fanden, schichten sich spätere Lagen. Besonders merkwürdig sind die oft meterhohen Massen von Dung in diesen Wurtten. Sie beweisen, daß die Viehzucht das Hauptgewerbe der alten Marschbewohner war, nicht etwa der Fischfang, wie Plinius erzählt.

Es gibt Hauswurtten mit einer Einzelsiedlung, Dorfwurtten und Stadtwurtten mit Hunderttausenden von Kubikmetern künstlich erhöhten Bodens. Hauswurtten finden sich überall in niederelbischen Gebiete, es mögen viele Hunderte sein. Manche tragen noch heute den Namen „Seewurt“, trotzdem sie meilenweit von dem Strom entfernt liegen. Leider sind die Namen der Einzelwurtten noch nicht



Abb. 16. Braaklandſchaft bei Schjenwärd. (311 Seite 93.)

gesammelt. Die Wilstermarsch, auch die Winsermarsch zeigt besonders viel Wurten. Im Alten Lande dagegen fehlen sie gänzlich. Dorfwurten sind z. B. Lüdingworth oder Neuenkirchen in Hadeln. Stadtwurten sind Otterndorf, Freiburg, Marne, Wilster, Krempe. Wenn heute Hamburg die in der Marsch liegenden Teile der Neustadt durch Erdausschüttung „saniert“, wie es heißt, so ist das siedlungsgehistorisch nichts anderes als die Ausschüttung einer riesigen Stadtwurt, wie es seit alters im Schwemmland Sitte war, um dem Flut- und Grundwasser zu entgehen.

Der höchste Punkt der Wurt dient für das wichtigste Gebäude, bei der Hauswurt für das Haupthaus, bei der Dorfwurt für die Kirche. Durch den umgebenden Graben, der eben die Erdmassen für die Wurt geliefert hat, wird die Wurt zu einer Wasserburg. Oft ist sie auch eine solche gewesen. Die ältesten Kirchen dieser Dorfwurten haben noch ein festungsartiges Gepräge. Sie wurden aus Irreblöcken von der Seeft aufgebaut, mit meterdicken Mauern und schief-schartenartigen Fenstern. Eine ganze Reihe von Kirchen zeigt in den ältesten Teilen noch Findlingsmauerwerk, so Lüdingworth, Altenbruch, Belum, Nordleda, Ihlienworth, Uffel, Heiligenstedten. Auch der mittelalterliche Neuwerker Wartturm steht auf einer Wurt mit Findlingsuntergrund.

Diese Wurtbauten sind Zufluchtsstätten, auf denen der Siedler kampfslos wartet, bis sich der Ingrimme der Fluten von selber gelegt hat. Wieder ein ganz neues Siedlungsprinzip entsteht mit dem ersten Spatenstich zum Deichbau. Der Kampf mit dem Strom beginnt. Ein Stück des Schwemmlandes soll nunmehr gegen die Flut verteidigt werden. Auch der Deichbau ist wie die Wurt-ausschüttung keine Erfindung, sondern instinktives Tun. Nicht in dem Gedanken, sondern in der Ausführung dieses selbstverständlichen Gedankens liegt die Schwierigkeit. Daher kann die Frage nach dem Alter der Deiche nicht allgemein beantwortet werden. Der Deichbau, obwohl erst zur Ottonenzeit für die Mittelelbe bezeugt, ist in seinen Anfängen uralte. Man darf nur nicht unter Deich die mächtigen meilenlangen Dämme von heute verstehen. Sie waren anfangs ganz niedrig, wie die Aufgrabungen alter Deiche zeigen. Auch in ihnen kann man, wie bei den Wurten, bis zehn Lagen übereinander unterscheiden. Offenbar gleichen die ältesten Deiche unseren Sommerdeichen. Erst ganz allmählich nach den jedesmaligen Erfahrungen der letzten Flut sind sie aufgehöhht worden.

Der schwierigste Teil des Deichbaues sind die großen Schleusen. Mit ihren vielen Hunderten tiefeingerammerter Pfähle, die im Salzwassergebiet gegen den Bohrwurm mit Eisenplatten beschlagen werden müssen, sind sie wie der Schlußstein des kunstmäßigen Deichbaues. Nun ist es im hohen Grade lehrreich, daß die Bezeichnungen des Deichbaues sämtlich niederdeutschen Ursprungs sind, nur Schleuse allein ist Fremdwort. „Deich“ ist dasselbe wie „Teich“. Wer einen Teich aushebt, baut eben durch die aufgeschüttete Erde einen „Deich“. Auch „Bärme“, die sanfte Erhebung des Deichfußes, so fremdartig das Wort klingen mag, ist deutsch = Erhebung, und die Hügelsstadt Barmen bewahrt noch in ihrem Namen das alte niederdeutsche Wort. Auch Siel ist niederdeutsch. Schleuse dagegen ist das lateinische aqua exclusa. So ist in dem Schleusenbau altrömische Ingenieurkunst überliefert. Von dem klassischen Land der Wasserbaukunst, der Pomündung, wanderte sie mit den römischen Legionen in das Marschland des Niederrheines, von dort im zwölften Jahrhundert zur Niederelbe.

Hat es aber vor dieser Zeit keine Schleusenbauten gegeben, so waren die Marschen zum größten Teil nicht besiedlungsfähig. Es war eine Sumpfs- und Reetwildnis von Fleeten (= Flußarme) und Prielen (= durch die Flut gerissene Einschnitte) durchsetzt, eine unvergleichliche Zufluchtsstätte zuzeiten der Gefahr, wo selbst der Bluthund jede Bitterung verlor. Als solche Zufluchtsstätten für die christlichen Priester erscheint auch diese Marschwildnis (paludes) in den ältesten Urkunden. Bewohnbar in jener Zeit sind offenbar nur die höheren Uferstrecken



Abb. 17. Kirchenquai mit den Eibriden. (Zu Seite 168.)

am Rande des Stromes und seiner Nebenflüsse. Hier war das Reet, das nur in bestimmter Fluthöhe gedeiht, verschwunden. Denn bei 25 cm über gewöhnlicher Flut entsteht von selber Grasland, die Grönschwart oder das Maifeld (Mähfeld?) des Volksmundes. Weichholz flog an, Weiden, Hasel und hohe Eschen, und der Lattich keimte wie heute in verschwenderischer Fülle am Steilufer. Hier mochten sich die Haferfelder der ältesten sächsischen Siedler dehnen. Moorwasser gelangte hier nicht her, das Niederschlagswasser floß von selber ab, gegen das Flutwasser schützte ein niederer Ringdeich mit kunstlosen Sielen, und eine Wurt das Haupthaus.

Die Urkunden bestätigen diesen natürlichen Zusammenhang. Sämtliche Orte, die in den Urkunden am frühesten auftauchen, liegen an der hohen Randwölbung, so Twielenfleth (Twinenfleth 1059), Hasselwerder (Heslewarder 1059), Büzfleth (Butesflete), Abbenfleth und drüben Asfleth (1100), Beidenfleth (809), Appenfleth, Bishorst (1141). Noch mehr weisen die heutigen Flurnamen auf altsächsische Besiedlung dieses hohen Uferrandes hin. Viermal findet sich unmittelbar an der Elbe im Alten Lande die Bezeichnung „im Sachsen“ oder „Sassischen“, nördlich von Osterjork findet sich ein „Sachsenfeld“, ebenfalls bei Grünendeich, in der Wördener Feldmark ein „Sachsenweg“, ein „sassisches“ Siel, ein „sassisches“ Deichgericht mit „sassischen“ Bögten, und in Rehdingen bei Freiburg und Krummendeich begegnet wieder unmittelbar am Hochufer ein sassisches Deichgericht. Vielleicht noch sprechender bewahrt der Erdboden selber in den unregelmäßigen Entwässerungsgräben ein Kennzeichen der altsächsischen Siedlungen. Sie stehen gegen die peinlich saubere Arbeit der späteren holländischen Ansiedler deutlich ab. Man vergleiche einmal das Grabengeflecht um Otterndorf oder von Beidenfleth an der Stör auf den Meßtischblättern mit den späteren Siedlungen von Jork im Alten Lande oder Neuenbrook in der Kremper Marsch. Dieses unregelmäßige Grabengeflecht findet sich nur an den hohen Ufern.

Es ist nun auch klar, welche Stellen für die späteren Siedler übrig blieben. Ist der hohe Uferrand der Platz der altsächsischen Siedlungen, so ist — im großen und ganzen — die Sumpfmulde zwischen Uferrand und Hochmoor das eigenste Gebiet der holländischen Siedler. 1106 erscheinen sie vor dem Erzbischof Friedrich in Bremen und bitten einen bisher unbebauten sumpfigen Strich in Kultur zu nehmen. Es ist das Hollerland bei Bremen, noch heute nach ihnen genannt. Bereits ein Menschenalter später spricht eine Urkunde von dem „Holländervolk bei Stade“, 1143 sind sie bei Hollern nachzuweisen, 1197 an der Eschede (Este). Auch in der Ostemarsch tauchen sie auf, bei Radenberge, Geversdorf, Belum, an der Mehe, in Osten, Bülkau, Oppeln. Ein altes Zinsding eigentümlicher Art in Lüdingworth, Altenbruch, Nordleda, Osterbruch scheint auf sie hinzuweisen. Sie sind zu finden in Süderende, Rehdingbruch, auf den Elbinseln, auf Finkenwärder, bei Harburg, Friesenwärder und in der Artlenburger Marsch. Sie erscheinen auch jenseits mehr oder minder deutlich in Kirchwärder, Billwärder, bei Elmshorn, in der Haseldorfer Marsch bei Bishorst, in der Breitenburger Marsch, bei Kronsmoor, bei Herzhorn in der Kremper Marsch und besonders zahlreich in der niedrigen Wisltermarsch. Fast noch mehr als die zufällig erhaltenen Urkunden erinnern Dorf- und Flurnamen an die fremden Einwanderer: Hollern, Hollerwisch, Hollernstraße, Hollerdeich (dreimal), Hollerschleuse, Hollerwettern (zweimal bei Bewelsfleth), Hollerndorf, Hollerstück, Holländer Siel, Holländerdorf, Hollerstückbrücke bei Sachsenbande (= im Sachsenbann vergl. „Im Lübschen Recht“ in der Nähe), Hollersche Damm (1392), der alte Name für den Estedeich, „Holländertor“ für das Marschtor in Buxtehude. Auf flämische Siedler weist vielleicht der Flamweg und Flamwettern bei Elmshorn. Auch die eigentümlichen Dorfnamen auf Kop = Kuppe, die sich mehrfach in Holland und sonst nur noch an der Niederelbe finden, weisen auf holländischen Ursprung: Frankop, Minkop, Ladekop, Ditterskop (jetzt Hollern), Heringskop (früher Herne-



Abb. 18. Morgenfrühe auf der Elbe. (Zu Seite 108.)

top), jenseits Bischof (Biskop = Binjenkuppe) (1277), Dodentop (1283), Willerskop, Rooktop, Grevenkopp, Elskop, Falkentop. Der berühmte holländische Apfel Schöner von Boskop und die vielen „Kopjes“ im holländischen Burenlande Südafrikas zeigen dieselbe Endung. In den Urkunden heißen die Siedler Hollandrenjes oder Hollandri, Hollandria solches von Holländern urbar gemachte Land. Danach könnte es fast scheinen, daß in dem sonst nur schwer erklärlichen Namen des Alten Landes Vland, wo vor allen Holländer gesiedelt haben, nichts anders steckt als ein von den Schreibern früh mißverständenes Holland. Der Volksmund sagt Vland, niemals Oeland, und die Bewohner nennen sich Vlanders, wie in den ältesten Urkunden, niemals Oelanders. Der bereits erwähnte Name für das Buxtehuder Marschor „Holländertor“ (valva Hollandrorum, nicht etwa veteris terrae) läßt die Ableitung wahrscheinlicher erscheinen.

Allgemein ist die Anschauung verbreitet, als hätten die Siedler in dem tiefen Sumpflande zuerst ihren Ringdeich gebaut und das so gesicherte Land dann in Bewirtschaftung genommen. So pflegt es ja heute bei Anlage der neuen Köge etwa in Dithmarschen zu geschehen. Dann werden staatsseitig Tausende von Arbeitern und Hunderte von Karrenwagen in Dienst gestellt, der Deich in ein bis zwei Jahren fertiggestellt und das gesicherte Land in Einzelstücken versteigert. Aber schwerlich wird man diese Verhältnisse auf die alte Zeit übertragen dürfen. Der Ringdeich z. B. einer Meile des Alten Landes ist 40 km lang, und billig wirft man die Frage auf, wie denn die immerhin anfangs doch wenig zahlreichen und zuerst habelosen Siedler ein solches Riesenwerk in Wildnis und Fremde errichten konnten. Man mag sich die ältesten Deiche noch so kunstlos vorstellen, so darf man doch jagen, daß jene Siedler überhaupt nicht einmal imstande gewesen wären, diese Deiche zu erhalten, wenn man sie ihnen fertig geschenkt hätte. Dazu kommt doch noch die dem Deichbau mindestens ebenbürtige Arbeit des Aushebens der Wettern und Gräben, das Roden, Einebnen, Gefälle herstellen und vor allem der Schleusenbau. Das ist Arbeit eines oder mehrerer Menschenalter. Und doch war es Sitte, daß die Siedler bereits im dritten Jahr zinsten. Vielleicht wird man sich richtiger nur wenige Siedlerfamilien zum Deichbau und zur Anlage einer Siedlung vereinigt zu denken haben. Die Dorfnamen „Siebenhöfen“ und „Vierzigstücken“ mögen nach unten und oben hin einen Fingerzeig geben. Jede dieser Siedlerfamilien baut für sich in der Wildnis ein Deichstück, etwa 90 m lang, einer langgestreckten Wurt vergleichbar, auf dem das Blochhaus stehen soll. Ein Deichstück schließt an das andere. So entsteht im Sumpflande ein Damm, den man jederzeit in die Wildnis vorschleichen kann, wenn etwa neue Siedler sich finden. Mit dem Bau des hohen Hausdeiches ist die Hauptarbeit getan. Von diesem schnitten sie nun ihre Ackerstücke zwei bis drei Kilometer lang und umgaben die aneinanderliegenden Stücke außen mit einem niedrigen Dämme. Es entstand ein Deichrechteck, an der einen Seite der Hausdeich, an den drei anderen niedrige Dämme, wie kleine Sommerdeiche. So erklären sich die merkwürdig schmalen, aber um so längeren Ackerstücke in den Elbmarschen, die heute so unpraktisch erscheinen, damals aber, weil sie die Hauptarbeit, den Bau des Hausdeiches, auf das geringste Maß beschränkten, überaus praktisch waren. Mit der Fertigstellung eines solchen Deichrechtecks um die Ackerfluren war die Kolonie begründet. Sie war ein ganz selbständiges Gefüge, auf dem gemeinsamen Deichbau gegründet, eine Dorfgemeinde der Marschen. Wer den Deich weiter in die Wildnis vorschleibt, ist ihnen gleich. Hier entstehen die alten Grundzüge des Deichrechts. Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Jedes Ackerstück gilt gleich, „Jüek ist Jüeks Bruder“. Diekalderman und Buralderman ist eins. Noch ist der Hausdeich nicht gleichmäßig hoch. In einer alten Deichordnung wird er einmal höchst bezeichnend mit einer Reihe aneinandergeklebter Schwalbennester verglichen, aber er genügt dem ersten Bedürfnis. Selbstverständlich schützen die niedrigen Außendeiche die Ländereien nicht voll-



Abb. 19. Winterabend am Hafen. (Zu Seite 70.)

kommen gegen die Winterflut wie heute. Die hohen Sturmfluten werden die Siedler hingenommen haben wie man in Erdbebenländern ein Erdbeben hin- nimmt, als elementares Ereignis, gegen das man sich eben nicht schützen kann. Es ist noch nicht lange her, daß im Winser Bieland und Hadler Sietland das Wasser regelmäßig monatelang auf den Äckern stand und in den Häusern ein ständiger Wintergast war. Selbst in Hamburg pflegte eine oder mehrere winterliche Überschwemmungen Regel zu sein. Niemand fand darin etwas Besonderes. „Wenn't Water noch nich ut den Fenstern löppt, dann is noch nich leeg.“ Schwerlich werden die „geliebten Sumpfmenschen“ des Erzbischofs (dilecti paludani) soviel mehr zimperlich gewesen sein. Möchte der Enkel weiter bauen und schaffen, wo der Ahnherr begonnen hatte. Den Alten genügte es, wenn sie nur von ferne das gelobte Land schauen konnten.

Nur bei dieser Siedlungsart war es möglich, daß die Siedler bereits im dritten Jahre dem Landesherren zinsten. So schnell lohnt die Arbeit. Siedlung setzt sich an Siedlung, und allmählich entstehen im Laufe von Geschlechtern die langen Deiche und Strichsiedlungen des Wasserlandes, ähnlich wie in den Mooren Strichsiedlungen und schmale Flurstücke noch heute entstehen. Planmäßig wird alles geleitet. Dafür sorgt der Unternehmer. Er hat sich das erbliche Schulzenamt und die doppelte Hufe ausbedungen. So kann man die alten Schulzenhöfe bisweilen erkennen. Wenn heute in Esteburg im Alten Lande auf solchem Schulzenhofe das alteingesessene Geschlecht den Namen von Schulte führt, so darf man in ihnen wohl die Nachkommen des alten Unternehmers, des „Locators“, vermuten. Indem nun Rechteck an Rechteck sich reiht, entstehen Deichgenossenschaften und Schleusengemeinden. Zuletzt erwächst ein hoher Ringdeich, der nach allen Seiten hin trotzig sich den Fluten entgegenstemmt. Im Alten Lande gibt es dafür den schönen Namen „Seeburg“. Die hohen Deiche sind die Mauern dieser Burg. Auch die Versammlung der Deichgeschworenen einer solchen Seeburg heißt „Seeburg“. Die Kajedeiche innerhalb der geschlossenen „Seeburg“ werden nun überflüssig. Sie wandeln sich oft zu Verbindungswegen und sind als solche noch vielfach erhalten.

Wie dann die Siedler in den einzelnen Gemeinden das Wasser bewältigten und durch Gräben, Siele, Schleusen, Wetterungen, Düker ableiteten, das ist überall verschieden gewesen. Einmal eronnen und ausgeführt blieb das Graben- geschlecht meist für Jahrhunderte maßgebend. Es ist erstaunlich, was darin geleistet worden ist. In manchen Marschen heißt es, daß wir es heute mit aller Kunst und Wissenschaft nicht besser machen können als jene alten Siedler. Die Acker- stücke zerfallen wieder in drei schmalere gleiche Stücke, zwischen denen Entwässerungsgräben gezogen sind. Der Boden ist meist künstlich gewölbt, damit das Niederschlagswasser schnell abfließt. Bisweilen ist der Boden weithin künstlich sanft abgedacht, an anderer Stelle erhöht, das Graben- und Wetternetz ist auf das genaueste ausgetifelt. In mächtigen Düchern wird ein Wasserlauf unter einem anderen Graben hindurch geführt, bisweilen mehrfach. Manchmal muß innerhalb einer Gemeinde das Grabenetz mit entgegengesetztem Wasserabfluß angelegt werden, das ist dann eine „Siethwende“, die es in allen Marschen gibt. Manchmal laufen zwei Wetterungen (holl. Waterung = Entwässerung) unmittelbar nebeneinander her mit entgegengesetztem Gefälle. Alles dieses zeigt höchste Kunst. Was hier in den Elbmarschen entgegentritt, das ist aufgespeicherte Kraft von acht Jahrhunderten. Das eigentliche Gepräge stammt von den holländischen Siedlern, mochten später auch jächische Bauern sich an der Arbeit beteiligen.

Der sumpfige Kleigrund ist das Gebiet der Holländer gewesen, der hohe Aferrand der Flüsse altsächsisches Siedlungsgebiet. Die Moore am Geestrande sind in alter Zeit unberührt geblieben. Da man sie nicht zu bewirtschaften verstand, so erschienen sie wertlos. Erst in das vorige und vorvorige Jahrhundert fällt ihre Urbarmachung. Weite Strecken sind auch noch heute wild. Erst die chemische

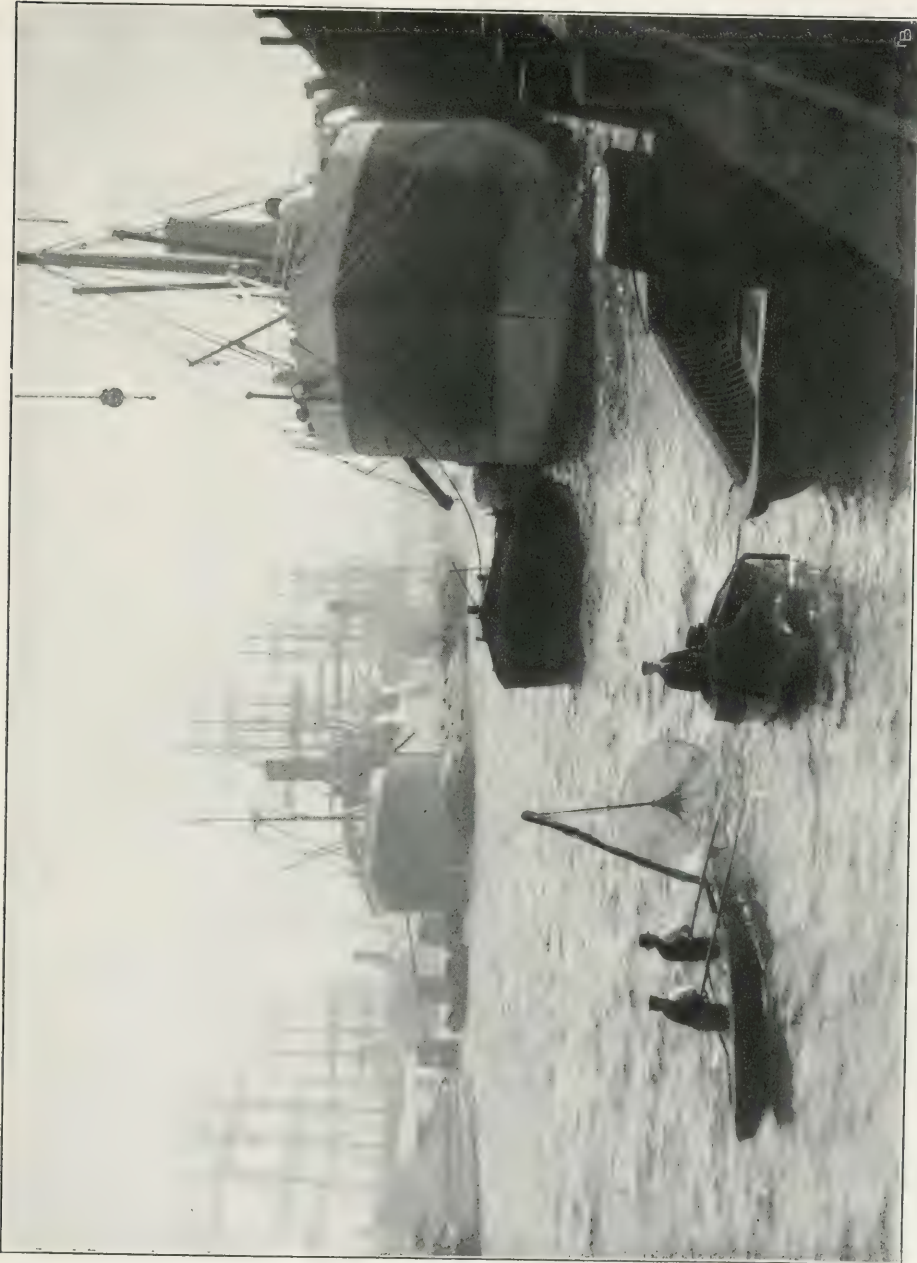


Abb. 20. Morgenfrühe am Hafen. (Zu Seite 168.)

Industrie und die Maschinen unserer Tage werden sie bewältigen können. Da diese Moore durchweg auf Kleigrund ruhen, so besteht die Kultivierung darin, daß man diese fetten Schichten nach oben bringt. Diese Arbeit geschieht vielfach durch Sträflinge. Aus diesem geschichtlichen Zusammenhang erklärt sich der Eindruck pußtenartiger Einsamkeit, den der Reisende heute von der Eisenbahn längs des Seeostrandes, etwa zwischen Harburg und Stade, empfängt. Nur am fernen Horizont schimmern die Obstrwälder und ragen die Kirchen der holländischen Siedler, während ringsum, soweit das Auge blickt, dunkle Moorbruchwildnis oder mageres Wiesenland sich dehnt.

10. Deiche und Deichbau.

Das besonderste und mächtigste Bauwerk, das gemeinsame und eigentliche Merkmal dieses Wasserlandes ist der Deich. Würde man sämtliche Deiche von Lauenburg abwärts aneinanderreihen, so ergäbe sich eine Deichlänge von etwa 900 km. Das ist rund die Erstreckung von Hamburg bis Paris. Dabei sind die Wetterndämme, die „Sommerdeiche“, die „schlafenden“ und „toten“ Deiche nicht mitgerechnet, sondern nur die eigentlichen „wachen“ Kampfdeiche. Wie so der Deich die Einheit des Wasserlandes in sich verkörpert, so zerteilt er es zugleich in eine Zweiheit. Er schafft den Gegensatz des „Binnen“- und „Butendieks“, des Binnen- und Außendeichlandes, der oft ganz ergreifend wirkt (Abb. 57, 58). Draußen weite Schilfwildnis, Weidengestrüpp, lattichbedeckter Abstruz, graue Sande, blinkender Schlick, zuwachsende Briele, graue Wogen mit wiegendem Reet und wandernde Rauchsäulen, hier Fischerhäuser im Grün versteckt, Obstgärten, weidende Rinder und weithin üppige Fluren. Manches Marschenkind, das vom Schicksal fernhin verschlagen ist, mag in Sehnsucht solcher eigentümlichster Bilder voll hohen Heimatreizes gedenken. Auch die Herrschaft der Himmelsgestirne scheidet sich über diesem Menschenbauwerke. Jenseits regiert der Mond, der die Fluten hinauf- und hinabsendet und auch dem Menschen den Kreislauf des Tages bestimmt. Nicht nur dem Fischer, wenn er ausziehen und heimkehren soll, auch dem großen Segler und Dampfer schreibt er Einfahrts- und Abfahrtszeit vor. Diesseits regiert das Sonnengestirn und die Sonnenstunde, die von den Kirchtürmen erklingt, während der Wechsel der Mondstunde durch den dumpfen Ton der ein- und ausfahrenden Dampfer angekündigt wird. Auch dieser Klang, der über die niederelbische Handelsstadt in der Nachtstille zittert, ist eine Besonderheit des Tidegebietes.

Zweierlei Deiche gibt es im Wasserlande, Stauendeiche und Brandungsdeiche, nach Bauart und Zweck durchaus voneinander verschieden. Oberhalb Hamburgs finden sich Stauendeiche, unterhalb Brandungsdeiche. Denn in den oberen Marschen wirkt das Hochwasser ganz anders als in Seenähe. Oben kommt das Wasser allmählich abwärts. Man kann den Eintritt des hohen Oberwassers bis auf die Stunde berechnen. Der Wellenschlag ist gering. Die eigentliche Gefahr besteht in dem starken seitlichen Druck, dem der Deich tagelang, oft Wochen hindurch, ausgesetzt ist. Daher ist der Deich in den oberen Marschen wallartig, mit steilem Abfall wie eine mächtige Mauer, und mit so breiter Krone, daß auf ihm zwei Ackerwagen einander ausbiegen können. Hier dient er denn auch allgemein als Wagenweg. Ganz anders elbawwärts. Da kommt das Hochwasser vom Meer wie der Dieb in der Nacht, und die Leichen ertrunkener Rinder mögen an den Deich spülen, ehe der Bewohner überhaupt erwacht ist. Nicht sowohl der wochenlange Druck der gewaltigen Wassermassen ist zu fürchten, sondern die eigentlichen Feinde sind die mit ungeheurer Gewalt heranschießenden Brandungswellen. Im Gegensatz zu den oberen Marschen drängt sich dieser furchtbare Angriff in nur wenige Stunden zusammen. Mit der Tide pflügt immer Erleichterung zu kommen.



Abb. 21. Hamburger Hafen. (Zu Seite 72.)

Niemals dauert der Sturm über zwei Tiden hinaus. Eben wegen dieses Brandungsangriffes stemmt sich hier der Deich nicht etwa steilwandig den Wassermassen entgegen, sondern er steigt in möglichst flachem Böschungswinkel an, damit die Wellen, an ihm emporlaufend, kraftlos in Gischts zerrieben. Je gefährdeter die Angriffsstelle, um so flacher ist der Winkel. Es gibt Deiche, deren Außenböschungslinie die Deichhöhe um das Sechsfache übertrifft. Sie erscheinen wie eine künstliche Nachbildung der Küstenform, die an felsiger Steilküste durch den starken Wellenschlag sich allmählich herauszubilden pflegt, ein flacher schräger Wall, den die Brandung nur zu glätten vermag, nicht zu zerstören. Die Krone des Deiches ist im Gegensatz zu den oberen Marschen ganz schmal. Der Deichabhang ist bald eingebogen, bald ausgebogen, bald gradlinig, bald oben eingebogen und unten ausgebogen oder umgekehrt. Das beruht alles auf genauester Erwägung der jedesmaligen Verhältnisse. Es gilt als Regel, den Deich niemals genau gegen den Flutandrang zu führen und jeden spitzen Winkel zu meiden, der als Angriffspunkt dienen könnte. An den Nebendeichen der Quersflüsse, wo es wegen der Schmalheit des Flußbettes nicht zu stärkerer Wellenbildung kommen kann, ist die starke Abschrägung der Außenböschung auch in Seenähe nicht nötig. Hier fallen sie steilwandig nach außen hin ab, und so gleichen die Deiche der Oste, der Stör, der Este, Lühe und Schwinne in ihrer Bauart mehr den oberen Staudeichen, nur daß auch hier die Deichkrone schmal ist. Die Achterdeiche sind ebenfalls wallartig, und da der Wasserandrang hier naturgemäß schwächer ist, so sind sie auch schwächer gebaut als die eigentlichen Kampfdeiche gegen den Strom. Eine Abart sind die Sommerdeiche, welche nur etwaige sommerliche Hochfluten abhalten sollen, aber keineswegs als Kampfdeiche gedacht sind. Daher sind sie auch nur zwei bis drei Meter hoch, mit schmaler Kronenbreite, nach außen steil abfallend, dagegen nach innen flach auslaufend, also umgekehrt wie die Kampfdeiche. Es geschieht deswegen, damit das Hochwasser, das im Winter regelmäßig den Sommerdeich übersteigt, sanft nach innen abläuft, ohne Deich und Binnendeichsland zu schädigen. Oft führt am inneren Rande aus demselben Grunde ein breiter Graben entlang, Rhinschlot genannt. Denn die Gewalt dieser Wassermassen ist ganz ungeheuer. Das merkt man am besten bei der Abführung der Hochwassermengen aus solchem übersfluteten Sommerdeich, einem der großartigsten Schauspiele im Gebiete der Niederelbe. Wie in innerm Leben zittert das ganze Balkengefüge der Schleuse und der Deich darüber. In weißen Gischts verwandelt, schießt das Wasser durch die schmale Öffnung hinaus. In der inneren Schleuse entsteht ein tiefer Wassertrichter, dessen lauter Gurgelton kilometerweit tönt.

Die mechanische Arbeit, die zur Erbauung des Seedeiches nötig ist, wird leicht unterschätzt. Nicht nur müssen die Soden des alten Bodens abgehoben, die Erde mit Pflug und Spaten gelockert werden, sondern die herangebrachten Erdmassen müssen für Fuhrre festgestampft werden. Der laufende Meter eines hohen Seedeiches faßt etwa 80 cbm zähen bindigen Bodens, der nur schwer ausgehoben werden kann. Man mag ermessen, welche Unsumme von Menschenarbeit in den 900 km langen Deichen der Niederelbe steckt. Beispielsweise bedurfte man 1853 zum Bau des nur 18 km langen Deiches um den Friedrichsfoog in Dithmarschen 1122 Karrenarbeiter in 185 Arbeitstagen, 174 Wagengepanne, 391 Handarbeiter, dazu 1854 in 162 Arbeitstagen 622 Karrenarbeiter, 22 Wagen, 21 Handarbeiter. Die Erdmassen werden dem Außendeich entnommen, wo der Landverlust durch den Schlickfall schnell wieder ausgeglichen wird. Auch jede Ausbesserung oder Erhöhung — denn die neuen Deiche pflegen zusammenzufinken — geschieht mit Außendeichsland. Nur wo der Außendeich gänzlich fehlt, also ein „Schardeich“ entstanden ist, wird notgedrungen der Binnendeich ausgestochen. Die hier gegrabenen Löcher bleiben natürlich für immer. Sie wandeln sich in schilfbewachsene Tümpel mit Erlenbruchwald von äußerster



Abb. 22. Fleet bei weltlicher Einförmung. (Zu Seite 168.)

⊠

⊠

Wildheit, z. B. am Neß in Finkenwärder, weit großartiger elbabwärts zwischen Brokdorf und Scheelenkuhlen.

Nicht allein die riesige Masse des Bodens macht den Deichbau schwierig, sondern es können ganz unvorhergesehene Umstände hinzutreten, die das Gelingen des Werkes in Frage stellen. Es kommt vor, daß der Deich schon beim Bau durch seine eigene Schwere in den weichen Moorboden oder ein vom Klei umschlossenes „Wasserkissen“ versinkt. Dann bedarf es mühsamer Arbeit, einen festen Untergrund zu schaffen. Ja, ein längst fertiggestellter Deich kann plötzlich versinken. So geschah es mehrfach, zuletzt in den fünfziger Jahren, bei Scheelenkuhlen. Ohne erkennbaren Grund war der Deich um mehrere Meter in die Tiefe gesackt, das Gelände binnendeichs beulte sich empor und brach auf, daß die Wasser der großen Tiefe hervortraten. Eine Bauernkate war mitten durchgebrochen. Monatelang quoll das Wasser empor und erfüllte die Marsch weithin, ohne daß es möglich war, den unterirdischen Wasserstrom zu stillen. Die Erdbeule ist noch heute am Deich zu sehen. Wäre es im Winter geschehen, so hätte es der niedrigen Wilstermarsch übel ergehen können. Mit unendlicher Mühe ist dann der immer wieder versinkende Deich allmählich aufgehöhht. Denn wie eine dünne Haut schwimmt dort der Erdboden über breiigem Mooruntergrunde. Der Erdbohrer, in eine bestimmte Tiefe getrieben, versank durch eigene Schwere lautlos in den weichen Massen. Solche Stellen mit weichem Untergrund gibt es vielfach. Manchmal mögen die alten Deichbauer verzweifelt haben, einen festen Untergrund zu gewinnen. Dann haben sie erdgefüllte Bracks versenkt oder wenn auch das nicht half, den natürlichen Lauf der Deichlinien geändert, und manchmal mögen auffallende Abweichungen durch solchen schwierigen Untergrund ihre Erklärung finden.

Das beste Material ist fester Kleiboden, der an der Luft wie zu Stein verhärtet. Sandiger Boden ist weniger widerstandsfähig. „Die Erde soll recht geworfen und geschlichtet, auch der Deich recht geliefet, gebnet, geschwepet und Soden recht gemacht werden“, heißt es in der Deichordnung. Das natürliche Schutzkleid des Deichkörpers ist die feste Grasnarbe, die man zum Zweck der größeren Verfilzung beweiden läßt. Offene Deichwunden werden mit Grassoeden belegt, mit Strohgeflecht befestigt oder mit Faschinenbündeln bedeckt. Wo der Brandungsangriff besonders gefahrdrohend war, als an Schardeichen, pflegte man mächtige Schanzpfähle am Uferrande einzurammen, z. B. bei Altenbruch (Abb. 85). Sie boten nur ungenügenden Schutz. Heute bedeckt man solche Stellen vom Deichfuß ab weit hinauf mit starken Granitblöcken. Wer etwa an einer Deichbiegung inmitten solcher schilfbewachsener Steinwildnis am schlickigen Uferrande steht, dem kann es vorkommen, als ob er sich in einem antiken Theater zyklonischer Bauart befände. So mächtig türmen sich im Halbkreise die Steinwälle empor (Abb. 78).

Besserer Schutz als dicke Grasnarbe und Steinbekleidung ist weites Vorland. Die langen Brandungswellen verlieren dann auf dem weiten Wege über das Vorland ihre zerstörende Gewalt und gelangen nur mit gebrochener Kraft an den Deich. Daher sucht man das Vorland zu schützen, und wo es fehlt, künstlich zu schaffen. Zu dem gleichen Schutzzwecke bepflanzt man die Bärme — den Deichfuß — mit einer zwei- bis dreifachen Reihe von Weiden (Abb. 39). Sie sollen als Eis- und Wellenbrecher dienen. Manchmal sieht man sie am abbrechenden Ufer von der Flut unterspült, das Wurzelgeflecht in der Luft, wie Mangroveebäume über den Uferrand gesunken, oder sie sind von den Eisschollen verwundet, seltsam verkrüppelt, im Vorpostendienst gegen das Element frühe gealtert. Solche natürliche Wellenbrecher kann es nur im Süßwassergebiet geben. Denn im Brak- oder Salzwasser gebeiht die Weide nicht mehr. Daher ist Deich und Vorland etwa von der Störmündung ab — denn dort beginnt das Brakwassergebiet — ganz kahl, und so erklärt sich der Unterschied zwischen

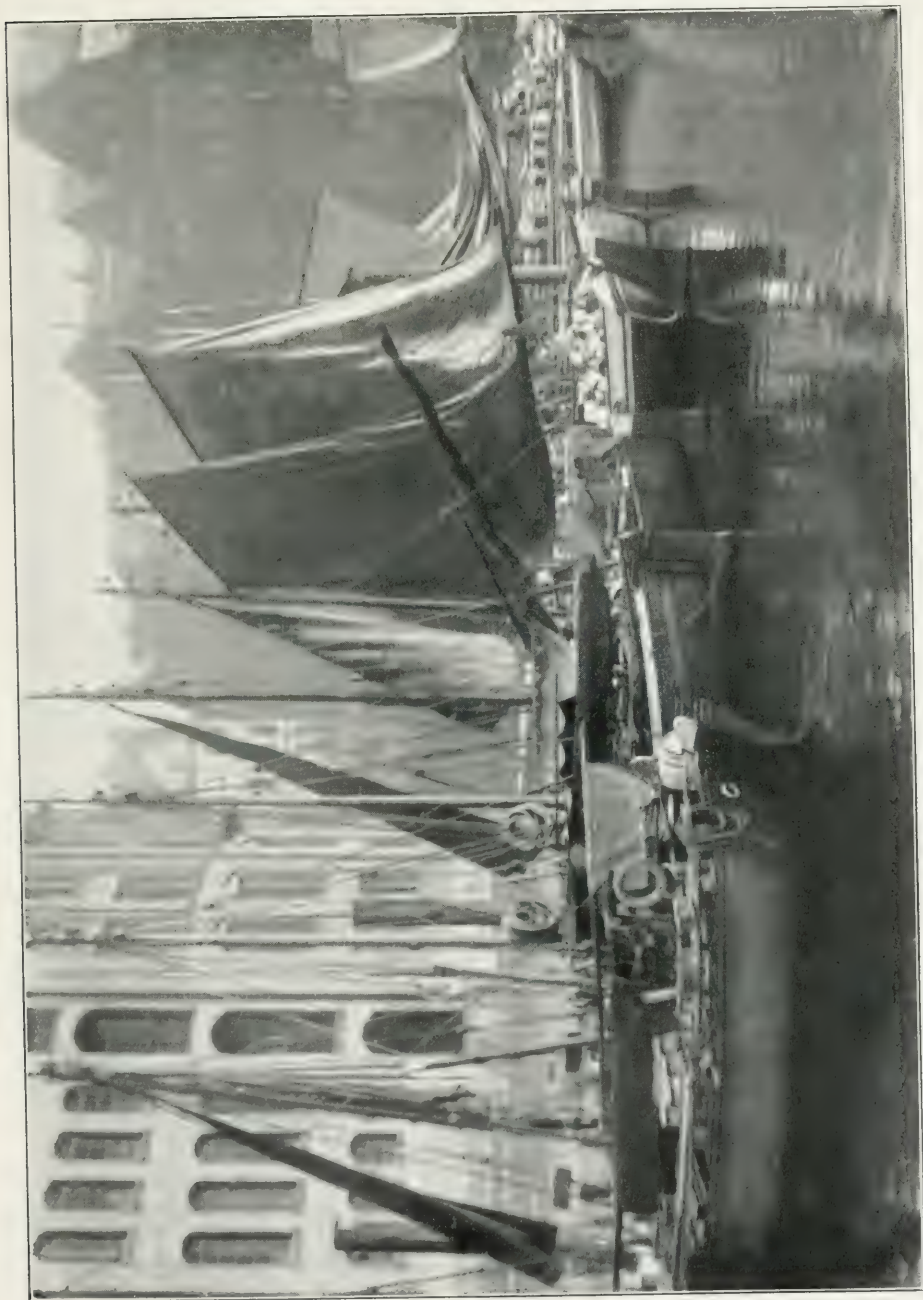


Abb. 23. Fruchtwagen im Meer. (Zu Seite 108.)

der lieblichen parkartigen Deichlandschaft oben und der kahlen elementaren Ede abwärts.

Wie das Vorland der beste Schutz für den Deich, so ist wieder das Watt der beste Schutz des Vorlandes. Wo das Watt fehlt, sucht man durch Gräben und Buhnen, Stackwerke und Dämme die Anschlickung zu befördern. Bildet sich nur irgendwie nahe dem Vorland eine seichte Stelle, so streut der Bauer klüglich Schilfwurzeln aus und befestigt Weidenruten und Faschinenbündel, daß sie den Anwachs festhalten. Denn es gilt als ein altes Gesetz des Wasserlandes: Kann der Besitzer des Vorlandes bei siedem Wasser trockenen Fußes das neue Schwemmland erreichen, so gehört es ihm, wenn nicht, so fällt es als herrenlose Insel dem König zu. Da nun der Hektar solchen fetten Landes etwa 2000 bis 3000 *fl.* Wert besitzt, so ist der Gewinn nicht gering. Was der Bauer verlohnen und im Kleinen, das tut der Staat offen und im Großen. Nirgends sind die Stackbauten großartiger als bei Scheelenkuhlen. Hier fehlt das Vorland gänzlich, der Untergrund ist moorig und der Deich springt vor. So war hier ein Malstrom entstanden, der in unmittelbarer Ufernähe ein tiefes Loch von 30 m Tiefe ausgefoltzt hatte. Warf man ein Stück Holz hinein, so zog es der Strudel in die Tiefe, und übertreibend hieß es im Volksmunde, daß Menschenkraft nicht ausreichte, einen Nachen, wenn er einmal in den Strudel geraten sei, wieder herauszurudern. So war Gefahr vorhanden, daß der Wirbel den weichen Deichuntergrund unterspülte, die breiigen Moorwässer unter der Wilstermarsch abzapfte und den Deich zum Einsturz brachte. Zuerst versuchte man durch große Felsen einen festen Untergrund zu schaffen. Aber der Versuch schlug fehl. Noch vor Eintritt der großen Herbststürme peilte man deutlich die Granitblöcke in der Tiefe, aber im Frühjahr war alles verschwunden. Da begann man zwischen verankerten Schuten Buschwasen (Flechtwerk) wagerecht auszubreiten, mit großen Steinen zu beschweren und diesen künstlichen Steinboden in die Tiefe zu versenken. Aber das Flechtwerk kippte, die Steine kollerten nutzlos in die Tiefe, und die leeren Senfstücke stiegen wieder empor. Erst mit unendlicher Mühe gelang es durch stärkeres Flechtwerk, durch Versenkung von Schuttschuten und Befestigung der Steinschichten allmählich festen Untergrund zu schaffen. Dann hat man, um den Wirbel abzuleiten und die Anschlickung zu befördern, riesige Stackbauten aus stärksten Baumpfählen weithin in den Strom gerammt und durch Eisenklammern miteinander verbunden. Zwischen diesen Stacks hat man dann große Flintsteinmassen aus den Zementgruben von Hemmoor versenkt. In der Tat bildet sich überall Wattvorland, das neue lange Stack wirft den Strom ab, das Strudelloch verschwindet, und schon beginnt auf der braunen Schlickwildnis Schilf emporzuwuchern, wo früher die Schiffe zogen. Bei hoher Ebbe gewähren diese mächtigen Pfahlbauten, mit langen grünen Moosfäden und Muscheln bedeckt, einen überraschenden Anblick.

Trotz all dieser Menschenarbeit erweist sich der „grausam um sich fressende Strom und Wasser und Wind, als abgesagte und wenig ruhende Feinde“, wie es in der Deichordnung heißt, bisweilen doch als das stärkere Element. Namentlich bei sandigem Untergrunde kommt es vor, daß der Deich unterwühlt wird. Es bildet sich ein schnell wachsendes Flutloch, das die Deichkappe zum Einsturz bringt. Das ist die Kappstürzung. Durch die wachsende Lücke strudeln die Wasser hinab und wühlen ein Wirbelloch am inneren Rande. Jenseits des entstandenen tiefen Kolktes wird ein Priel in dem weichen Boden des Binnendeichlandes ausgefurcht, während die Wassermassen in immer breiterem Zuge die Deichlücke ausnagen und das Binnenland in kurzer Zeit erfüllen. Aber der ganze Jammer entwickelt sich erst bei beginnender Ebbe. Dann fluten die eingedrunghenen Wassermassen erst langsam, dann mit immer wachsender Gewalt zurück, fegen, was an Erdmaterial etwa in der Deichlücke noch vorhanden war, im Nu fort, kolken nun auch im Außendeich ein Strudellock aus und reißen einen

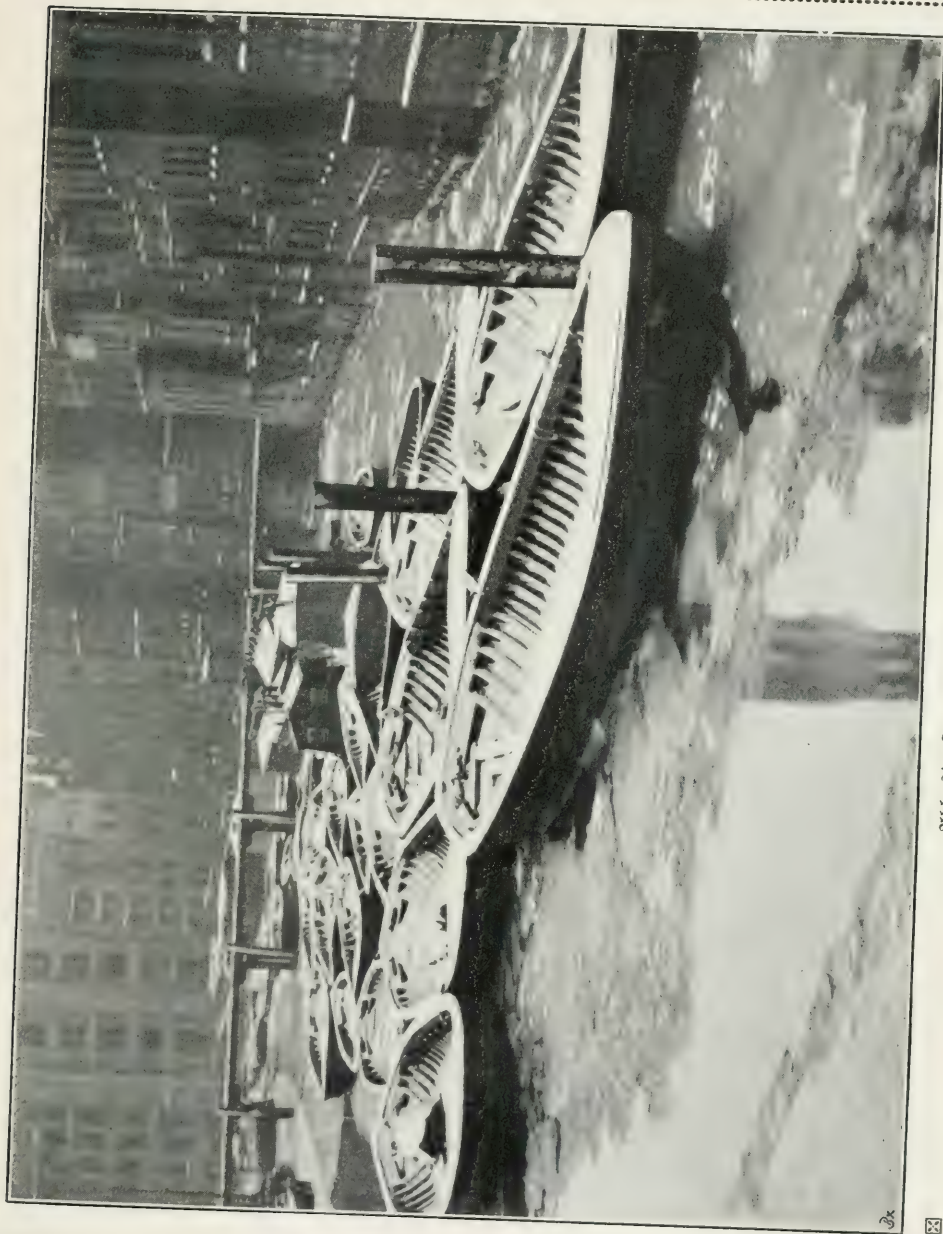


Abb. 24. Flect im Winter. (Zu Seite 168.)



Abb. 25. Reimersfleth bei Ebbe. (Zu Seite 168.)

tiefen Priel auch nach außen. Nach sechs Stunden beginnt das Spiel von neuem. Ungebändigt wechselt in dem stromgleichen Priel — dem Brakstrom — das herrgewordene Element hin und her. Was Binnendeich war, ist Außendeich geworden. Das ist der gefürchtete „Grundbruch“, die schlimmste Form des Deichbruches. Meist erweist es sich äußerst schwierig, die Deichlücke an der eigentlichen Bruchstelle zu schließen. Daher erbaut man einen neuen Deich in weitem Bogen um den Kolk, meist nach außen, weil die konvexe Krümmung dem Wellenandrang größeren Widerstand entgegensetzt. Der tiefe Kolk bleibt so für immer erhalten, während die Verwüstungen des Außendeichs allmählich zuschwimmen. Das sind die Brake oder Wehle, die blauen Augen des Wasserlandes, schilfbewachsene tiefe Teiche (Abb. 16) mit dunkeln Erlen oder Eschen umgeben, wie sie sich wild ausäten, wo der Pflug nicht mehr hinreichte. Es mögen an die Hunderte sein. Da sich ihre Gestalt nicht ändert, auch nicht durch Menschenhand — denn in der Marsch ist der Erdboden teuer —, so sind sie eins der wichtigsten Mittel, alte Deichlinien zu bestimmen. Das ursprüngliche Salzwasser dieser Brake wird allmählich ausgefüßt. Lange Zeit bleibt es schwachsalzig. Daher hat denn auch der Ausdruck „Brakwasser“ für schwachsalziges Wasser seinen Ursprung. Mit dem sinkenden Salzgehalt wandelt sich Tier- und Pflanzenleben.

Bisweilen ist es schwierig, die Bruchstelle überhaupt zu schließen. Dann liegt die Marsch jahrzehntelang offen. So geschah es bei Brunsbüttel 1717 und bei Wischhafen. Es blieb nichts anders übrig als längs des Brakstromes Deiche zu ziehen und weit landeinwärts die Lücke zu schließen. Die beiden „Defensionsdeiche“ bei Wischhafen sind solche Notdeiche längs des Brakstromes, und der Name „Neuland“ zwischen den beiden „Defensionsdeichen“ erinnert daran, daß hier altes von den Fluten verschüttetes Land wieder neu gewonnen wurde. Zu solchen umfassenden Bauten sind die Gemeinden zu schwach. Die



Abb. 26. Im Baumwal. (31 Seite 168.)

Staatshilfe tritt ein, und damit wird das alte Bauernland wie das Deichwesen staatlich.

An solchen Braken Gottesdienste abzuhalten, war vielfach Sitte. Man sah in den Deichbrüchen den unerforschlichen Willen der Gottheit. Denn seit alters pflegt man der unschuldigen Gottheit das zuzuschreiben, was doch nur die Folge der eigenen Unzulänglichkeit ist. Ja, es lassen sich Spuren der Anschauung finden, daß man sich scheute, die Deiche zu erhöhen, um nicht etwa den vermeintlichen Ratichluß der Gottheit zu durchkreuzen. (Deichordnung § 2.) Erst der furchtbare Jammer war ihr harter Zuchtmeister. Seit der großen Flut von 1825 hat man dann überall die Deiche verstärkt. Wo etwa Häuser auf ihnen lagen — und das war auf den Nebendeichen vielfach der Fall —, wurden sie ein Stück des Deiches. Zwischen den Häusern wurden Flutmauern gebaut und Schotten an den Haustüren angebracht. So sieht man sie in Cranz, Estebürge, Bewelsfleth usw. Seit jener Zeit hat denn auch kein Deichbruch unterhalb Hamburgs stattgefunden. Oberhalb brach noch 1855 bei Warwisch der Deich infolge von Eisstopfungen. Da seitdem durch Eisbrecher planmäßig an der Aufseisung gearbeitet wird, so darf man hoffen, daß die eigentliche Gefahr für immer überwunden sein wird. Vorhanden ist sie freilich immer, und ihr Drohen ist gerade furchtbar genug.

Das Bild einer solchen Sturmnacht ist über die Maßen großartig: die jagenden Wolken, das durchbrechende Mondlicht, der heulende West, die stürzenden Wellen, die dumpfen Notschüsse, die stampfenden Kasse mit dem Sandsackwagen, die wandernden Lichter, die weißen Spritzer, der Deich, durch den das Wasser hindurchrieselt, die eilenden Menschen an der Deichstöße, die Kinder, mit Windlichtern angstvoll den Deich absuchend: „hief Groschen vörn Rottenloch“ vereinigen sich zu einer ergreifenden Szene.

Bei der furchtbaren Gefahr gilt strenges Kriegerrecht. „Die Deiche streiten allstets mit Wasser und Wind als abgesagten und wenig ruhenden Feinden,“ heißt es in der Deichordnung. Von jeher galt im Wasserlande die allgemeine Dienstpflicht gegen das Element. Jeder ist dienstpflchtig, er sei Bauer oder Kätner, adlig oder bürgerlich, geistlich oder Laie, mag sein Land am Deich oder landeinwärts liegen. „Wir gebieten hiermit, daß alle und jede des Wassers Gefahr unterworfenen, sowohl adlige, freie als Hausleute-Ländereien, sie werden von Geist- oder Weltlichen, Hohen und Niedrigen, Fremden oder Einheimischen, wes Standes sie auch seiend, gebraucht, sie seiend belegen, wo sie wollen, auch unsere eigenen — des Königs — mit darunter begriffen, die Deichkosten und Besserungen einmütig tragen sollen.“ Wer ein Stück Land verkauft, verkauft ein Stück vom Deiche mit. Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Daher sieht man überall an den Deichen die weißen Kabelpfähle (Abb. 62), oft nur meter- oder nur fußbreit oder noch weniger voneinander entfernt. Sie zeigen die Deichpflicht der Bauern an, und wenn die Deichgeschworenen mit dem Landrat als Vertreter des Staates den Deich schauen, so fassen sie den Säumigen mit Hilfe der Kabelpfähle. Wie es dem Kriegerrecht geziemt, sind die Strafen furchtbar hart. „Da aber auch jemand so leichtfertig wäre, daß er die Markpfähle, so an den Deichen gesetzt, entweder ganz und gar oder die Marken daran abhauen, die Markpfähle zu verrücken sich unterstehe . . . soll er nach Befindung mit großer Geldstrafe, hartem Gefängnis, Abhauung der Faust gestraft werden.“ „Wer aber Deiche und Dämme vorsätzlich, boshafter Weise durchsticht, daß dadurch unserm Lande und Leuten ein großer und merklicher Schaden widerfährt, soll den gemeinen Rechten nach lebendig verbrannt werden.“ So wurde noch 1743 von der Regierung zu Stade bestimmt, und bis auf den heutigen Tag ist dies „gemeine Recht“ nicht förmlich abgeschafft.

Wie das Deichrecht dem Kriegerrecht, so ist die Deichschau vor und nach dem winterlichen Kampfe einer Heerschau vergleichbar. Es ist wahrhaftig etwas



Abb. 27. Bei den Landungsbrücken in St. Pauli. (Zu Seite 168.)

Feierliches und Großes um diesen uralten Umzug, der hier lebendig blieb, während rings die Welt sich wandelte. Und wenn die Bauern bei ihren Ringreiterjahren — wie in Krempe — nun ihre alten Trachten wieder hervorholen, dann wäre es billig, daß sie auch bei der Deichschau sich in das alte bäuerliche Feierkleid würfen und auch zu Roß stiegen wie einst die reisigen Vorfahren. Von den alten Sitten, die sich an die Schauung knüpften, ist nur wenig geblieben, die Kremper- und Wilstermarsch hat die meisten Besonderheiten bewahrt. Getränk und Speise der „Deichwaren“ ist genau durch ererbte Sitte bestimmt. In Weidenfleth an der Stör erhalten sie Buttermilch und Störkringel. Für kein Geld und kein gutes Wort würden sie etwas anderes bekommen. In Ahrendorf gibt's süße Milch und Wilstermarschkäse, in Bewelsfleth einen warmen Würzwein, nach alter Vorschrift gebraut und in jahrhundertaltem Zinnkrug gereicht. Jeder Deichgeschworene und der gestrenge Herr Landrat selber sowie jeder Gast muß ihn mit einem Spruch zum Lobe des Heimatlandes auf einen Zug leeren. Er darf sich wohl ausruhen bei der schweren Arbeit, aber den Humpen nicht von den Lippen lassen. Nicht nur der Spruch wird in das Urkundenbuch aufgezeichnet, sondern auch ein Zeugnis nach gewissenhafter Beratung, wie er den Humpen leerte: gut, genügend, zum Teil genügend, mangelhaft, ungenügend. „Wi will seihn, ob he de Börflut wegsupen kann.“ Wem es nicht möglich ist, den Humpen zu leeren — und das kann königlichen Beamten und Gästen öfter geschehen —, der darf „Deichhilfe“ vom Nachbar erbitten. Auch das wird aufgezeichnet. So schimmert noch heute in eine ganz anders geartete Zeit alte naive Freude trunkfester Bauern am seßhaften Trunk.

11. Haus und Hof.

Nicht nur die Art der Besiedlung wächst mit innerer Notwendigkeit aus dem Wasserboden hervor, auch Haus und Hof, die Lage, der Grundriß, das Gebälk, Bedachung, innerer und äußerer Schmuck wird durch den Schwemmlandboden beeinflusst. Kein Wunder, daß so der Marschenhof als das Gegenbild des Geesthofes erscheint.

Liegt das Geesthaus zu ebener Erde, so ruht das echte Marschenhaus auf erhöhtem Grunde. Es lehnt sich an den Deich, so daß eine Brücke von der Deichkappe in das obere Stockwerk führt, oder es steht oben auf dem Deich. So gibt es ganze Deichstraßen an der Niederelbe, wo beide Häuserreihen hoch auf dem Deich liegen. Nicht wenige Straßen des alten Hamburg sind aus solchen Deichstraßen erwachsen. Oder die eine Häuserreihe liegt hoch, die andere niedrig, z. B. in Neuhaus a. d. Oste oder in Cranz und sonst. Oder das Haus steht auf einer Wurt, und das ist meist bei Einzelsiedlungen der Fall. Zugleich mit der Wurt entsteht der Hausgraben. Denn ihm entstammen die Erdmassen zum Wurtbau. So umgibt der breite Hausgraben regelmäßig die Arhöfe. (Abb. 63, 77.) Zaun und Hecke, auf der Geest notwendig, fehlen daher dem Marschenhofe. Denn der Hausgraben ist Zaun zugleich. Nur an der Brücke über den Hausgraben ist ein Zaun nötig, damit das Vieh den Hof nicht verlassen kann. So fielen die Kosten der Einzäunung fort und Tor und Gatter konnten sich zur reichen Prunkpforte umbilden. Am schönsten haben sich diese Brückengatter im Alten Lande entwickelt. (Abb. 45.) Sie sind von hoher künstlerischer Eigenart, und mehr als es schon geschieht, sollte man diese bodenwüchsigen Tore als Muster bei Hamburger Villenbauten verwenden. Nicht ganz selten sieht man auch Walfischkiefern als Eingangspforten am Hausgraben, ein reizvolles Tormotiv dieses Wasserlandes. Namentlich sind sie in der Elmshorner Gegend zu finden, wo die alten Grönlandfahrer große Transfiedereien unterhielten. Merkwürdig und nicht weniger für das Wasserland bezeichnend sind die Zementblöcke aus

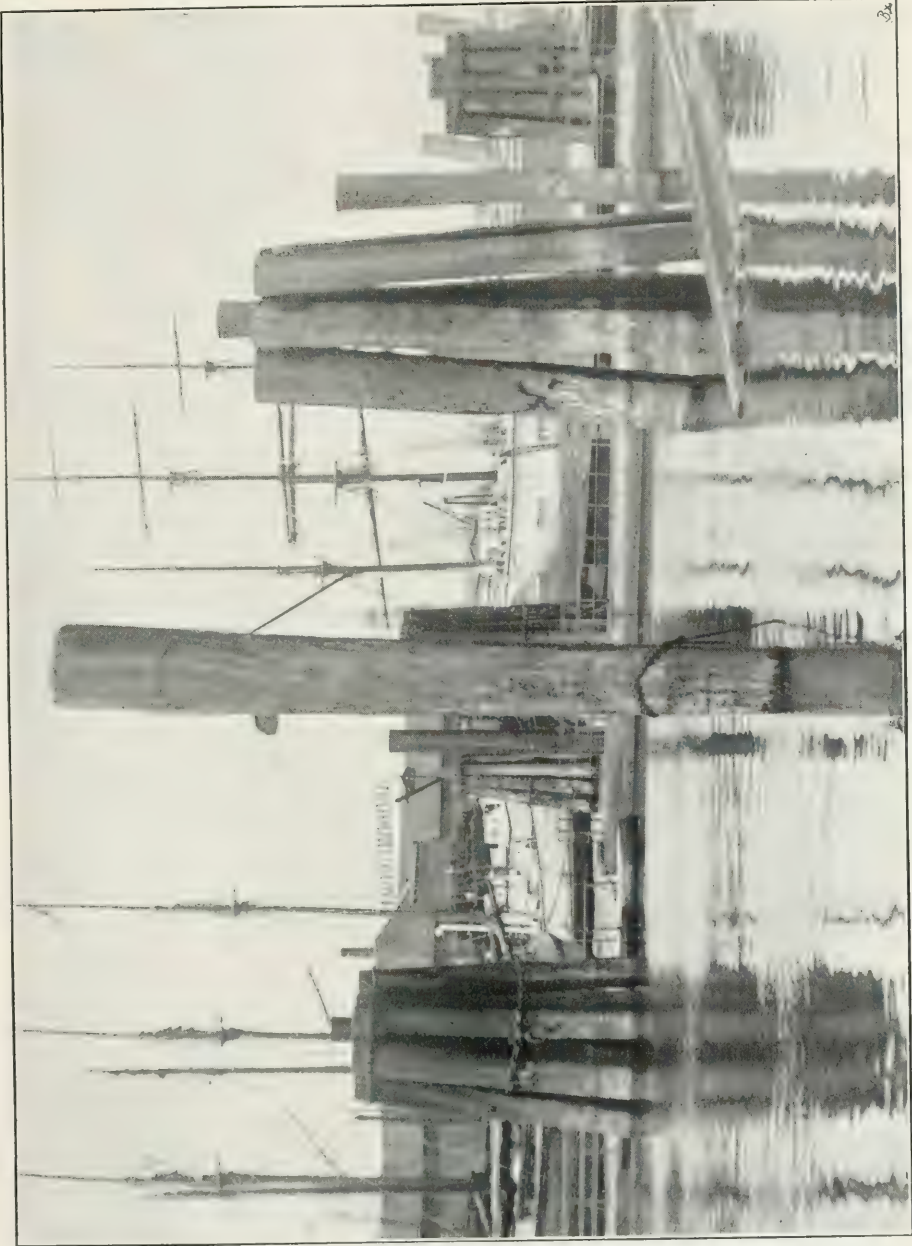


Abb. 28. Dampfen bei Steinhärder. (Zu Seite 48.)

den Zementfässern gescheiterter Schiffe als Garteneinfassung, wie denn auch nicht selten angespülter Schiffszierat, oft Haus bei Haus, die Marschenhauswände ziert.

Der Außendeichshof zeigt den unmittelbaren Einfluß des Schwemmlandbodens noch gesteigert. Hier umgibt die Hauswurt eine zwei- bis achtfache Reihe von Weidenbäumen. Sie sind die Wellenbrecher bei Hochwasser. Manchmal geschieht es, daß an der dem Element abgekehrten Seite der Wurt statt der Weiden Obstbäume den Abhang hinaufklettern. Dann kann man noch im Frühjahr zwischen den weißen Kirschblüten das hangende Reetgestrüpp der letzten Winterflut erkennen. Innerhalb der Weidenreihen erheben sich Eschen und Pappeln als Windschutz, die niedrigen Weidenbäume überragend. So verkriecht sich Haus und Hof hinter Wasser- und Windschutzbäumen, und die verstreuten Höfe gleichen kleinen Wäldchen (Abb. 86), niedrig am Rande, nach der Mitte sich wölbend, reizvoll bei Morgenfrühe, wenn der Sonnennebel über ihnen hängt, oder am Abend, wenn sie in scharfer Linie dunkel sich abheben. So sieht man sie in Krautsand, Hadeln, Wilster und Dithmarschen. Vielfach finden sich an der Windseite beschnittene Linden. (Abb. 77.) Die Äste, sich verschränkend, fassen ineinander und geben möglichst großen Windschutz, ohne allzusehr zu schatten. Manchmal sind die Äste vor den Hausfenstern lichter geschnitten, daß sie vom Fenster noch einen Durchblick gewähren. Diese Windschutzlinden sind für das ganze Gebiet überaus bezeichnend. In der Kremper- und Wilstermarsch findet man sie sehr häufig, auch in Hadeln. Ganze Straßen der Kleinstädte gewinnen durch sie ihr besonderes Gepräge, so in Otterndorf, Freiburg, Altenbruch, Cadenberge, Neuhaus, Bewelsfleth, Krempe (Abb. 71), Winsen u. a. Früher waren sie auch in Alt-Hamburg häufig, jetzt zeigt nur noch eine Straße an der Außenalster diese alten Charakterbäume.

Liegen im Geesthaus die Wohnräume hinten und die Einfahrt vorn, so ist das im Wasserlande durchweg umgekehrt, die besten Stuben liegen nach der Straße und die Einfahrt ist hinten. Denn in der Marsch beginnt die dem Hofe gehörige Ackerflur unmittelbar hinter dem Hause. Da nun der Raum für das Vieh nach hinten liegt, so fehlen in der Marsch die Dunghaufen vor der Tür, das eigentliche Wahrzeichen des Geestdorfes. Dafür dehnt sich hier der sauber gepflegte Vorgarten mit rotgründigen Wegen, seltenen Ziersträuchern, Eiben und Lebensbäumen, spiegelnden Glasugeln und steinumstekten Beeten. Hier ist die Lindenlaube, wo die Familie des Sonntags sitzt, im sauberen Feiergewand, am linnengedeckten Tisch, unter lastendem Obstbaum, Hof bei Hof, mit dem Vorübergehenden ein freundliches Wort wechselnd. Auch das ist ein echtes Marschenbild, ganz verschieden von der Geest, wo die Wohnräume, da sie der Straße abgekehrt sind, die Menschen vereinzeln.

Der Hausgraben steht mit der Witterung in Verbindung. So lag in alter Zeit — und vielfach ist das auch heute noch so — der breite flache Nachen oder Ewer bei jedem Hofe (Abb. 69). Nicht der Wagen — denn in dem morastigen Klei sind die Wege nach jedem Regen kaum gangbar —, sondern der Nachen führte den Überfluß der Hoferzeugnisse zur Schleuse, wo die Ewer des Elbstromes lagen. Ja, man darf wohl den Wasserverkehr in alter Zeit fast als den einzigen voraussetzen. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es z. B. im Alten Lande überhaupt keine Heerstraßen. Wo der Wasserweg fehlte, ritt man zu Roß, Männlein und Weiblein hintereinander, oder man stapfte auf Stelzen durch den Schlickbrei, wie es in Finkenwärder z. B. Sitte war. Heute sind die Wege sauber mit Klinkern gepflastert, und nur noch die Nebenwege der Elbhällig Krautsand vermögen auch heute eine Vorstellung alter Marschwege zu geben.

Liegen auf der Geest bei der Geringwertigkeit des Bodens die Nebengebäude unregelmäßig weit um das Haupthaus (Abb. 79), so sind sie in der Marsch mehr zusammengedrängt. Denn der Grund und Boden ist — namentlich bei Wurt-



Abb. 24. Decebermorgen an der Binnenflut. (Zu Seite 70.)

aufhäufung — weit wertvoller als auf der Geest. So gebot der eigene Vorteil möglichste Zusammendrängung. Daher findet man oft nur ein mächtiges Langschiffhaus, aber so breit, daß auf der Diele ein bespannter Ackerwagen bequem wenden kann. Oder man baut an oder durch das Langschiff ein Querschiff, um Raum zu gewinnen. So entsteht das Wilster oder Kremper Kreuz- oder T-Haus (Abb. 77). Wo aber die Höfe besonders groß sind, die Zucht edler Rasse oder die Mästung zahlreicher Kinder besonderen Raum erfordert wie in Kehdingen, konnte man nicht alle Bedürfnisse in ein Haus zusammendrängen. Da baute man zwei mächtige Häuser, für Menschen und Tier das eine, für Ackergeräte und Futter das andere, aber diese werden eng aneinander gerückt, und so entsteht das Kehdinger Doppelhaus (Abb. 63). Der Bauplan des Hauses im einzelnen ist nach den Marschen gänzlich verschieden. Der breite Strom scheidet am meisten, weniger die Querflüsse. Wilster-, Altländer- und Kehdinger Haus unterscheiden sich durchaus, auch Winzer- und Bierländerhaus. Näher stehen sich rechtselbisch Kremper-, Wilster- und Dithmarscher Haus. Auch die Siebelzier ist völlig verschieden. Sprüche und Inschriften sind seltener. Häufig ist der echtste Lieblingspruch des hart arbeitenden Bauern: De Segen des Herrn maht rik ane Moie. Seltener sind originelle Wendungen, wie etwa die in Kirchwärdor voll alter Bauernschlauheit, die selbst den Teufel überlistet: Et günn mi eener, wat he will, so gew em Gott tweemaal so veel.

Im hohen Grade merkwürdig ist die starke Verschränkung der Balken des Innenhauses. Nur dieses trägt, wie beim Friesenhanse, das Dach, während die Außenmauern des Hauses nur äußerlich angelehnt sind. Mögen sie bei Hochwasser einstürzen: an dem festgefügt und im Grunde verankerten Innengebälk zerfallen die Bogen machtlos. Wie das Balkengefüge widerstandsfähiger gebaut ist, so auch das Dach. Dem Strohdach der Geest steht das Reetdach der Marsch gegenüber. Es gibt rechtselbisch noch Dörfer, wo das alte Reetdach durchaus das Übergewicht über das Ziegeldach bewahrt. Eigentümlich ist diesen Dächern, daß der Dachgiebel nicht vorragt wie auf der Geest, sondern mit der Wand fast abschneidet (Abb. 63), offenbar um dem Sturm keine Angriffsfläche zu gewähren. Auch dem städtischen Marschenhaus fehlt der vorspringende Siebel. Ein anderes Schutzmittel der Marsch ist die Verschalung, die man auf der Geest vergeblich sucht. Namentlich rechtselbisch findet sie sich an der Stirnseite des Hauses, die sich dem ewigen West entgegenstemmt. (Abb. 63, 70.) Demselben Schutzzweck dient der Eisanstrich. Wo nur immer das Holzwerk hervorragt, da ist es gestrichen, ganz im Gegensatz zum Geesthaus. Und da monatelang ein trüber Nebelhimmel alles Grau in Grau kleidet, so quoll das Bedürfnis nach bunter Farbe naturgemäß hervor. Daher erklärt sich die fröhliche Farbenbuntheit des Marschenhofes. Grün, Rot, Weiß, Blau sind die Lieblingsfarben, rot die Scheunen, oft blutrot, grün die Verschalungen und Türen und Läden, weißbläulich, blutrot oder blau Fensterrahmen und Fenster, schneeweiß die Mauerwerksfugen, die Balken, die Brücken, die Tore, die Gatter, die Recks, Stakete, Geschirrständer, Blumenstäbe, Beeteinfassungen. So schimmern die Häuser leuchtend aus dem dunkeln Grün der Eiben, dem Laubwerk der Ziersträucher hinter beschnittenen Linden hervor, umdrängt von schneeweißen Obstblüten und hohen Eschen. Innerhalb der einzelnen Marschen finden sich wieder merkwürdige Besonderheiten. Überall begegnet gebundene Sitte, die sich bis hinab auf den Anstrich der Acker- und Hausgeräte erstreckt. Zeigen z. B. die Wagen der dritten Meile des Alten Landes hellgraue Farbe, so hat die zweite Meile roten Anstrich mit weißen „Stiepen“ (Köpfen), und so erkennen die Bewohner der ersten Meile schon von ferne an Anstrich und Stiepen den „Gündhünner“ — den Fernwohnenden — der anderen Meilen. So sehr ist das scheinbar einheitliche Wasserland zersplittert.

Auch das innere Haus zeigt sich unmittelbar oder mittelbar durch den Schwemmlandboden bedingt. Der Kleiboden mit seinem unergründlichen Schmutz

erweckt das Bedürfnis zu peinlicher Sauberkeit. Von dem Dreck der Marsch stammt die Sauberkeit der Marsch. Weit mehr als auf der trockenen Geest erwächst hier das Behagen am gemütlichen Heim. Denn seit alters ist es Bedürfnis, sich des behaglichen Hauses zu freuen, wenn draußen endloser Nebelregen niedergeht, der Sturmwind gegen die Scheiben peitscht und rings die Wege ungangbar geworden sind. An den Wänden laufen zum Schutz gegen die Feuchtigkeit „Aster“ (Fliesen) empor, der große Kachelofen verbreitet behagliche Wärme. Überall glitzert und glitzert es auch hier von schützender Farbe. Die Wohlhabenheit kommt hinzu. Haus und Gerät wird ein Abbild behäbiger Lebensführung. So sind gerade diese Marschen zu einem Bauernkunstland ersten Ranges geworden. Gebälk und Tür, Fenster und Diele, Tisch und Stuhl, Truhe und Lade, Bett und Wiege sind Kunstwerke. Überall begegnet sinnige Freude an künstlerischem Haus schmuck und Schmuck der Kleidung. Man braucht nur an alte Finkenwälder, Winser, Wilster, Kremper, Dithmarscher oder gar Vierländer Zimmer und Trachten zu erinnern. Nirgends in Norddeutschland hat sich die Bauernkunst so reich entwickelt wie in den Elbmarschen. Jetzt ist das meiste fernhin zerstreut und geplündert, nur ein kläglicher Rest der unsagbar reichen Vierländer Tracht ist geblieben. Die wundervollen Hausgeräte, das reiche Silberzeug ist verschwunden. Gibt es doch elbabwärts Marschenhöfe, die allein für 4—5000 Mark altes Silberzeug verschachert haben.

Es ist schwer zu sagen, welches Marschenhaus das schönste ist. Vierländer und Altländer stehen voran, aber auch das Wilsterhaus ist reizvoll. Die reichste Fassade hat das Alte Land entwickelt. (Abb. 45. 47. 49.) Hier ist zum künstlerischen Abschluß der Front sogar eine „Brunntür“ geschaffen, die rein als Zier wirken soll und nur in Notfällen benutzt wird. (Abb. 45. 47.) Man kann es verstehen, daß in diesem Obstande, in dem die gröbere Arbeit des Ackerbaues vielfach zurücktrat, sich der Sinn für zierlichen Haus schmuck entwickelte. Hier gibt es denn auch noch Häuser mit ölgelb gestrichenen, himmelblauen Bauerndielen, von denen goldene und silberne Sterne freundlich herableuchten, wie in einem Märchenhause. Manche von ihnen, in Blüten schnee vergraben, erinnern mit ihrem bunten Getäfel an ein Braunkuchenhaus, in dem die Hexe wohnt. (Abb. 47.) Und wenn man dann um die Mittagsstille auf weiß gestrichener Brücke zwischen wuchernden Brennesseln den grünen Wasserlinsengraben überschreitet, durch das Fenster in die blaugraue Dämmerung des Fletts hineinblickt, die einsame Alte in ihrer bunten Tracht vor dem Herde sieht, die verschlafenen Katzen auf grellroten Stühlen, die ruckenden Tauben und zufliegenden Schwalben, während das Sonnenlicht grüngoldig vom Garten her durch die altersblinden Scheiben flutet, dann scheint das Märchen sich in Wirklichkeit zu wandeln. Es ist verwunderlich, daß die Maler an dieser Fülle eigentümlichster Märchenpoesie der Niederelbe so ganz achtlos vorübergegangen sind.

12. Dorf- und Flurnamen.

Auch die Dorf- und Flurnamen des Wasserlandes stehen weitab von den Namen ringsum. Vergebens sucht man hier nach den Endungen auf rode, wohlde, holt, loh, hagen, wedel, heide, busch, die für die nahe Geest so bezeichnend sind. Auch die Personennamendörfer sind verhältnismäßig selten. Hier ist das Wasser in seinen verschiedenen Erscheinungsformen und die Schutzbauten des Menschen gegen das Wasser das eigentlich namengebende Prinzip.

Im Wasserlande bedeuten einige Zentimeter Höhenunterschied mehr als viele Meter im Berglande. Höhen- und Tiefenlage ist wesentlich. So erklären sich die Namen Sietland (= niedriges Land), Siedenfeld oder Bieland, Biewiesen und ihnen gegenüber Hohenfelde, Hoheneschar, Hohenhorst. Diese Hochflächen sind

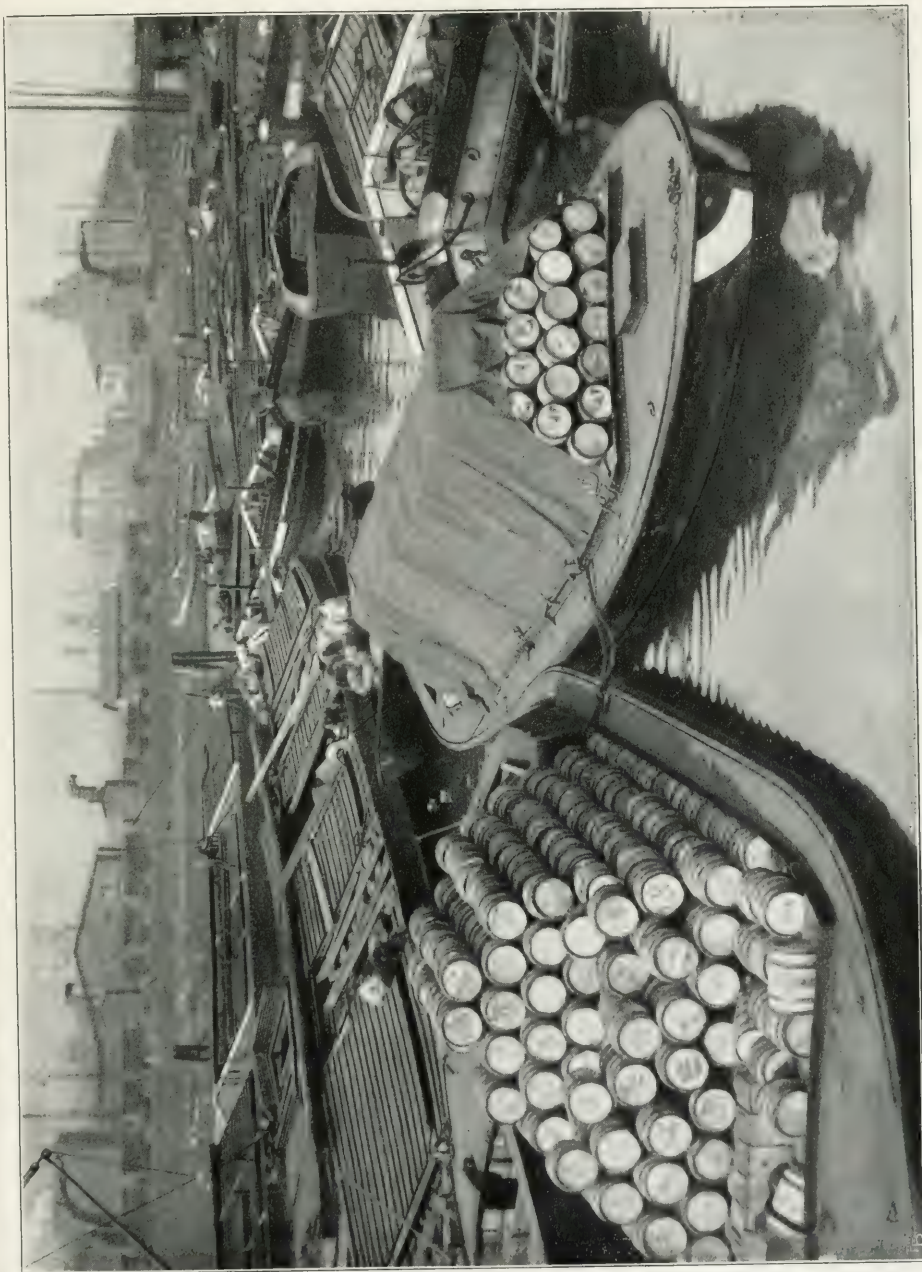


Abb. 30. Im Billhofen. (In Seite 168.)

trockener, vielfach sind sie mit Rasen bewachsen: Assel, Asseln (= Rasenfläche). Dit liegen diese hohen Flächen am Ufer, daher Ower, Hanöfersand (= Hohen-ufersand), auch Mover an dem IJmenauufer ist wohl nichts anderes als „An dem Ower“. Hohe Sandinselnrücken in der Marsch heißen bisweilen Marne, daher Marne, Marren, Mahrdorf, oder sie heißen horst, z. B. Bishorst, Besenhorst - Binsenhügel. Die eigentümlichste Bezeichnung für flache Erhebungen ist Kop, ein holländisches Wort: Ninkop, Frankop, Ladekop, Elskop, Falkenkop, Grevenkop, Biskop (jetzt Bischof), Dodenkop, Rostkop, Ruskop, Heringskop (einst Hernekop). Der Name Engelschoff wird nichts anderes sein als Engelskop. Auch „Höhen“ gibt es im Wasserlande, Fielhöhe (= Sandhöhe), selbst „Berge“ mag der Volksmund nicht missen, und so schafft er hier, die leisen Anschwellungen ins Ungeheure vergrößernd, ein „Tatenberg“, „Fliegenberg“, „Bielenberg“. „Täler“ dagegen gibt es hier nicht, denn sie würden sich gleich mit Grundwasser füllen, wohl aber Vertiefungen, Kühlen, Gruben: Ladekuhle, Lockuhl, Scheelentuhlen = schilfbewachsene Vertiefung, „lange Grove“ in den Vierlanden.

Quellen und schnellfließendes Wasser fehlen, nur langsam schleicht mit der Flut das graue Prielwasser zwischen den Schilfrändern aufwärts. So gibt es hier auch kein „Spring“ und „Born“. Selten taucht ein Beck auf (Beekmoor), doch sind die „Auen“ häufiger, die, von der Geest kommend, sich trügen Laufes in der Marsch ausbreiten: Haselau, Bülkau, Melau, Süderau. Sie münden in ein größeres Wasser, daher Seestermlöhe, früher Seestermluthe, d. h. Seestermlündung, Allermöhe, früher Anremuthe. Vielfach durchziehen alte Fluß- oder Stromarme das Sumpfland. Daher die Fülle der „Fleth“namen, die schon oberhalb Hamburgs beginnen und besonders in Althamburg häufig waren, aber auch elb- abwärts bis zur Oste und Stör in Menge auftauchen: Moorfleth, Dovensfleth, Wandrahmsfleth, Reimersfleth, Köhlfleth, Mühlenfleth, Maakensfleth, Twielensfleth, Bassensfleth, Bühsfleth, Fleth, Abbensfleth, Stellensfleth, Scholensfleth, Kuhlfleth, Esfleth, Borsfleth, Wewelsfleth, Beidensfleth, Damfleth, Honigfleth, Kreuzfleth, Rumpfleth, Flethjee. Wo die zusammenhängende Seemarsch beginnt, fehlen die „Fleth“namen völlig. Dafür taucht hier auf lehe: Nordleda, Lehe = Wasserlauf, oder Könne, Ritt, Spleth, Vegde (Einsenkung auf einem Wattrücken), Balje (= Prielmulde, die bei Niedrigwasser nicht trocken läuft): Balje, Hundebalje, oder Priel, Steert, Loch, Gatt: Störloch, Eizenloch, Riffloch, Südergatt, Steertloch. Denn hier reißt das Flutwasser tiefe Löcher und Gassen. Oder auch umgekehrt, das Wasser baut auf. An dem Ufer schlickt Anwachs auf, „Groden“ genannt, oder Sande entstehen: Schweinesand, Lühesand, Krautsand, auch Platen geheißen, Rhinplat, Plattenrönne, oder Werder: Altenwärder, Kirchwärder, Finkenwärder, ursprünglich Inseln, die allmählich landfest wurden. Über Sande, Watten und Werder fegt der Westwind und häuft Dünen zusammen: Michaelisdonn, Süderdonn, Norderdonn, Duhnen. Sie hindern den Abfluß der Gewässer. So entstehen Sumpflachen: Eddelak, Eklak, Curslak, Laak, Laake, Hollaake. Diese Lachen heißen auch Sief: Gauenjsief. Sie sind voll Schmutz, Schlamm und Morast. Daher wohl: Schmeergrube, Kammerland (von Kummer = Dreck?), Viedenkummer. Ringsum breitet sich erlenbewachsenes Bruchland aus: Brock, Ellernbrock, Altenbruch, Brockdorf. Inmitten des Bruches spiegelt die breite Wasserfläche eines Sees: Seedorf, Isensee, Arendsee, Flethjee. Oder der See ist bereits versumpft und zum Moor geworden (= Döse, Dösemoor), mit Seeblecken bedeckt (Blangemoor = Blankes Moor), von Fuchs und Kiebitz und dem Tüt besiedelt (Boßmoor, Ribitzmoor, Tütermoor), mit Hülsen bewachsen (Hülsmoor). Diese Moornamen sind überaus häufig. Auf dem fetten Marschboden wachsen Eschen: Asbrock, Eschede = Este, vor allem Erlen: Esenkop, Ellernbrock, und Hasel: Hasselwerder, Hasbruch, Haselau, Haseldorf. Alte Baumwurzeln ragen hervor: Auf den Stufen. Lattich bedeckt die Kuppen: Ladekop, Ladekuhle (?). Reet und Binsen umsäumen Ufer und Buchten: Kethwisch, Keith-



Abb. 31. Am Monacoer Fischmarkt. (Zu Seite 106.)

brook, Bishorst, Besenhorst, Beesen, Beesenmoor. Es wird auch Leesch genannt, Leeswig, oder Schellen: Scheelentuhlen, In den Schallen. Die am meisten namengebenden Tiere des Schwemmlandes sind Krähe, Kuckuck, Kranich, Reiher, Regenpfeifer, Otter, Wolf, Möve, Adler, Stör, Robbe: Krähenmoor, Kuskop (Kufeskop), Cranenweide, Reiherstieg, Tütermoor, Otterndorf, Wolfsbruch, Störloch, Vogel-sand, Arendsee, Hundebalje.

So schimmert noch heute in den Namen überall die „Wildnis“ hindurch. Da kamen die Siedler und machten sie urbar. Es hat wohl schon alte Fahrstellen gegeben, „Huden“ genannt, Tesperhude, Hude (Bergedorf), Dockenhuden, Buxtehude (Buxstadehude = Fahrstelle an der Buchenstätte), Grönhude bei Kellinghusen, Sude (= Ottishude) bei Izhoe. Sie führten über das Wasser von einer Siedlung zur andern. Diese lagen vielfach auf Wurtten: Izhörden, Lüdingworth, Allwörden, Schmeweswurth. Das vornehmste Mittel, das Land besiedlungsfähig zu machen, war der Deich. Daher ist er vor allen namengebend geworden. Es gibt Alten-, Neuen-, Grünen-, Strohz-, Kreuz-, Schenkels-, Breiten-, Oben-, Hohenz-, Krummen-, Kaje-, Süder-, Norder-, Wester-, Achter-, Elb-, Moor-, Aue-, Flügel-, Kleve- und Hollerdeich. Manchmal ist der Deich krantzartig gebogen: Cranz, auf dem Cranze, manchmal springt er wie ein Horn vor: Spiekerhörn, Moienhörn, Bösenhörn, manchmal bildet er eine Nase: Neß, Nest, Nestducht, oder eine scharfe Spitze, einen „Ort“ oder einen „Steert“: Ortkathen, Casenort, Gauort, Störort, Auf dem Steert. Wo er durch die Hochflut zertrümmert wurde, entstanden Brake (Hinterbrak), auch Wehle genannt (Wellenstraße?). Der Deich zerfällt in einzelne Duchten: Heideducht, Kirchducht. Zur Durchfahrt werden „Deichstöpen“ (Stopfungen), zur Überfahrt „Deichschlippen“ angelegt. Nun müssen die Gräben ausgehoben und Wetterungen (holl. Waterung) angelegt werden: Griß, Graß, Delft, Moorwetteren, Wetterndorf. Sie sind die „Wasserlösen“ des Landes. Schleusen müssen gebaut werden: Neuenhschleuse. Die Wasserscheide des Grabens wird zur „Landscheide“. Als dann der Deich endlich geschlossen war, waren die „Köge“ und „Polder“ gesichert: Altenfoog, Neuenfoog, Cuxhaden — Koogshafen. „Neuland“ ist gewonnen. „Diese „Polder“ heißen auch „Meer“: Rothenmeer (vgl. Harlemer Meer). Üppiges Wiesenland dehnt sich statt der Reetwildnis: Großwisch, Kleinwisch, Wischhafen, das die Tiere beweiden: Dshenwärdler, Dshenpool, Schafstedt, Goseberg. Saatzfelder heißen „Geesh“. Inmitten der Wiesen und Saatzfelder ragen die Einzelhöfe: Brunsbüttel, Rizebüttel = Richardssiedlung, oder auch mehrere zusammenliegend: Drennhäusen = Dreihäuser, weit häufiger entstehen Reihensiedlungen: Siebenhöfen, Bierzigstücken, oft heißen sie auch „Reihe“, „Flucht“, „Strich“: Deichreihe, Kamperree, Moorree, Dünnerreihe, Niederstrich, Nordledaerstrich, Ahrensflucht. Oft sind die Reihensiedlungen so lang — über eine Meile —, daß man eine Dorfschaft wieder zerteilen muß: Norder-, Süder-, Wester-, Oster-, Mittelteil. Wo die Ackerstücke keilförmig zusammenstoßen, entstehen „Gehren“, d. h. Speerspitzenstücke: Gehren, Gerhof, Gehrenteil. Wo innerhalb der Dorfgemeinschaft ein Teil der Stücke in Längsrichtung, ein anderer in Querrichtung geschnitten wird, entsteht eine „Siethwende“, ein Wort holländischen Ursprungs, das vielfach namengebend geworden ist. Nun kann mit dem Ausbau der Marsch im einzelnen begonnen werden. „Spadeland“, d. h. Spatenland wird zum Deichbau und Ausbesserung des Deiches ausgespart. Von dem Hauptwege gehen Nebenwege ab, sie heißen Kiep: Ahrenkiep, Kiepenburg (?), auch wohl Piep: auf der Piepe, Süderpiep. Von der Seeft führen Knüppeldämme herab, „Specken“ genannt, ein vielfach in den Marschen verbreiteter Name: Specken, Speckstraße usw. So werden die Siedler allmählich Herr der Urwildnis. Aber daß sie sich in ihrem trotzigem Herrengefühl nicht gegen den Landesfürsten erheben, erstehen an dem Seestrand feste Zwingburgen. Wie eine Allee ziehen sie sich links und rechts des Stromes den Abhang entlang. Daher stammen die zahlreichen „Burg“namen längs der beiden Seestränder.

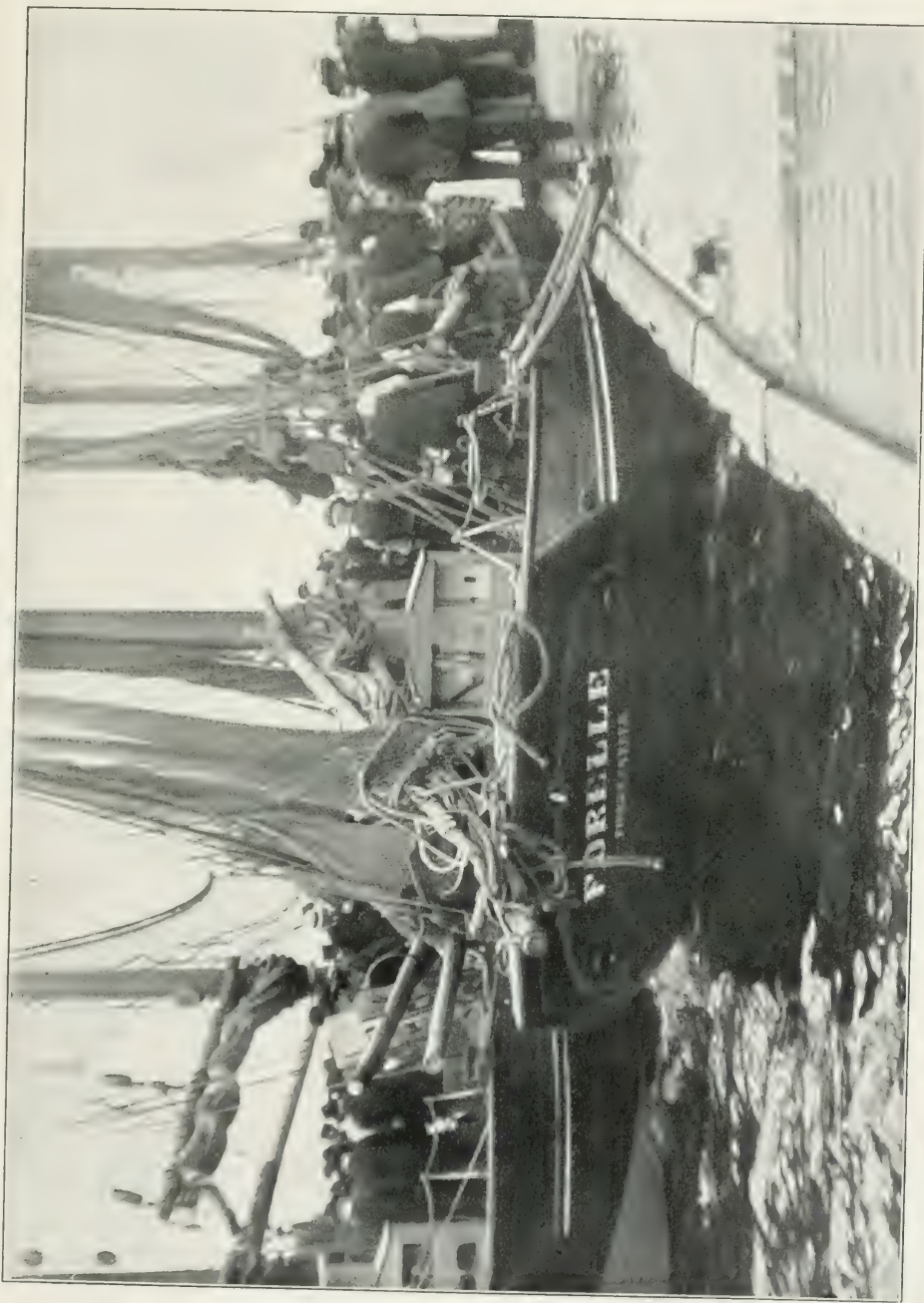


Abb. 32. Schollenhandel auf den Fischkuttern. (31. Seite 196.)

Manchmal ging die Besiedlung der Marsch so schnell vor sich, daß die namensschaffende Erfindungsgabe nicht gleichen Schritt halten konnte, um so weniger, als das ebenflächige Wasserland nur sparsam unterscheidende Merkmale aufzuweisen hatte. An Stelle der natürlich aus dem Boden hervorwachsenden Bezeichnungen zeigen sich dann rein äußerliche wie zum Nothbehelf erdennene Namen. Dahin gehören z. B. die schon genannten Süder-, Oster-, Norder-, Westerende oder gar die Bezeichnung „Tenerseite“ in Wilhelmsburg. Ja, es ist vorgekommen, daß die Namenlosigkeit selber zum Namen wurde. So gibt es in der Kolonistenstadt Glückstadt eine Erste und Zweite namenlose Straße. Sie führen noch heute ihren seltsamen namenlosen und doch namengebenden Namen.

13. Landschaft.

Man kann es verstehen, wenn die niederelbische Landschaft nur in geringer Wertung steht. Sie verzichtet in der Tat auf alles, oder doch fast alles, was gemeinhin sinnenfällig ist: grüne Waldwogen, schroffe Felsen, geschwungene Pfade mit verträumten Ausblicken, zwischen Moosgestein zu Tal schäumenden Wildbach. Alle diese wundervollen Bilder des Felsenbodens suchen wir hier vergebens. Am Septembermorgen roht kein Hirsch, die Nachtigall selbst meidet dieses kahle Nebelland, kein Mädchen beugt sich über steingefasteten Duell, schreitet den Henkelkrug auf dem Haupt, die Hand erhoben, den Bergpfad hinab oder kommt, wenn der Tag sich gesenkt, zum Marktbrunnen zu fröhlicher Kurzweil. Hier steigt die wasserholende Magd in den Keller hinab, wo die Zisterne steht, voll trüben Regenwassers, das der Filter erst trinkbar macht, ein häßliches, ganz unmalerisches Bild.

Und doch ist auch diese scheinbar so reizlose Landschaft ein Kind ewig reicher Natur, und das Menschenleben ist hier wie dort organisch erwachsen. Man wird es versuchen müssen, diese Landschaft aus sich heraus zu verstehen, so wie man einen eigenartigen Menschencharakter aus gegebener Anlage und Lebensschicksalen abzuleiten versucht.

Es ist überflüssig zu sagen, daß man nicht den Reiz der unberührten Natur hier suchen soll. Die Marschen sind die ausgeprägteste Kulturlandschaft, die wir in Deutschland haben. Nicht nur die Oberfläche hat der Pflug gewendet und die Saat begrünt, sondern der Boden selber ist unter der helfenden Hand des Menschen aufgeschüttet und geformt. Was hier liegt, ist das Ergebnis einer vielhundertjährigen Arbeit. In diese große ebene Tafel ist alles Schaffen, alles Hoffen, alles Leiden, alles Gewinnen und Verlieren eingezeichnet. Aus Schlamm- und Schilfwildnis ist durch Arbeit geadeltes Kulturland geworden. Nur der Außendeich und noch mehr der herrliche breite Strom bewahren Bilder unberührten Naturlebens.

Dieses Kulturland ist altes Wasserland. Wasser und Land durchdringt sich hier so wie nirgends. Wasser wird zu Land, Land zu Wasser, zwischen den Häusern liegen die Schiffe und die Häuser auf Pfählen im Wasser. Das Wasser rinnt in der Tiefe, es quillt zutage, es überschwemmt die tiefer liegenden Striche, es webt im feuchten Nebelschleier über dem Boden. Das ist die Mitgabe der Natur, das eigentlich Besondere, aus der alle Eigentümlichkeiten in letzter Linie sich erklären. Von dem Wasser stammt die ebene Linie, das Elementare, der meergleiche Horizont mit dem unendlichen Himmelsgewölbe darüber. Das ist es, was das Marschenkind in der Fremde nie vergißt, wonach es sich sehnt wie der Schweizer nach seinen Bergen. Es ist wahr, daß die Linien auf die Dauer monoton wirken können. Das ist eben die Monotonie aller großen und erhabenen Natur. Aber die eigentliche bleierne Monotonie der endlosen Ebene fehlt. Überall winkt am Horizont der blaue Reif der Seeft, und gleitende Rauchsäulen



Abb. 33. Wintertag am Altonaer Hafen. (Zu Seite 106.)

erinnern daran, daß inmitten der Ebene ein ewig belebter Strom seine breite Bahn zieht.

Die Schlichtheit der Horizontlinie ist die reiche Quelle malerischer Vorzüge. Aus ihr erklärt sich der Bilderreichtum. Denn wo nur irgend eine Senkrechte den Horizont schneidet, entsteht für das gleitende Auge ein Ruhepunkt, um den sich ein Bild gruppiert. So reiht sich Bild an Bild. Aber diese Bilder sind besonderer Art. Schaut man den Hintergrund an, so schrumpft die Erdscheibe zu einem schmalen Streifen zusammen gegenüber dem unendlichen Himmel. Faßt man den Vordergrund ins Auge, so erscheinen Gegenstände und Gestalten der Nähe riesengroß. Sie heben sich in machtvollstem Umriß empor, alles Beiwerk verschwindet, das Kleinlichgenaue fehlt. Hinter dem Vordergrund gibt es nur die einfache Horizontlinie. Wo aber irgend ein Gegenstand auch im Mittelgrund aufragt, da legt sich in diesem Wasserlande feiner silberiger Duft um ihn, die Linien schwächend und löschend, daß der Vordergrund nur noch mehr hervortritt. So sind zweierlei Bilder für die elbische Wasserlandschaft charakteristisch, Vordergrundbilder mit mächtigster Silhouette und Hintergrundbilder, wo alles in die großen Linien der Landschaft sich dienend einfügt.

Diese Linieneinfachheit teilt sie mit jeder ebenflächigen Landschaft, dem Meere, dem Watt, dem Fjeld, der Heide, dem Moor. Eigentümlich dagegen sind diesem Wasserlande bestimmte Motive, die es nur hier gibt: das weißgraue Prielwasser, das umsäumende Schilf, die hangenden Weidenreihen, die Rinder und Kofse. Auch das besondere Menschenleben. Es ist das uralte Gewerbe des Schiffers und Landmanns, das in seinen typischen Bildern von nie erschöpfter Schönheit sich hier abspielt: der Säemann, wie er in die aufgerissene Furche den Samen streut, die Schnitter, die Bänderinnen, der Erntewagen, der Pflüger mit den braunen Kofsen, über graue Schollen den Pflug führend. Oft kann man die Pflüger zu fünf oder sechs oder noch mehr zu gleicher Zeit erblicken, wie sie sich auf der fernen sonnigen Erdscheibe in Mückengröße verlieren, über ihnen eine einzige Herbststurmwolke, vorn die hohe Weide mit silberigen Blättern. Weiter elbabwärts gewinnt dieses uralte Bild von fast heiligen Linien einen ganz besonderen Zug. Da umflattern Hunderte weißer Möwen den Pflüger mit den strebenden Kofsen und leuchten lichtweiß über den dunklen Boden. Und wie hier das alte Motiv des Pflügers besondere Form gewinnt, so wandelt sich elbaufwärts in den Vierlanden die Schnitterin in das Bild der alten Bäuerin, die, selber in ihrer Tracht einer bunten Blume gleichend, aus dem Goldackfelde aufragt oder, über den Vergißmeinnichtacker gebeugt, mit zitternder Hand die Blüten sammelt, ein Bild zugleich von unsagbar farbigem Reiz. Den Bildern des Landlebens stehen die des Wassers gegenüber, dem Pfluge der Kiel, der die Salzwüste durchpflügt, der Riesendampfer mit den qualmenden Schloten, das Vollschiff mit Rahen und Masten, der gleitende Ewer, bald im schmalen Priel, bald auf weitem Strom, bald allein, bald vereinigt, in schönster Perspektive hintereinander, dunkel im Licht schwimmend oder lichtdurchglüht auf dunklem Wasser. (Abb. 38.) Oder es ist der Fischer selber, das Netz werfend, den Anker hievend, das Segel reffend, oder wieder das Idyll des ruhenden Kutters mit seinen Filigrannezen, die sich wie Girlanden von Mast zu Mast schwingen, von der zitternden Welle widergespiegelt. (Abb. 44.) Das scheinen alles Bilder rein epischer oder idyllischer Art zu sein, und doch ist es bekannt, wie sie sich in der Sturmnacht des Winters zu höchster dramatischer Kraft erheben.

Das Charakteristische dieser Bilder ist schlichte Größe und monumentale Kraft zugleich. Dazu paßt die dem Wasserlande eigentümliche Vegetation. Die Bäume wachsen nicht zusammengedrängt, wie im Walde, von Licht hunger aufwärts getrieben, sondern weit in Abständen, gleichmäßig von Licht und Luft genährt. So gewinnen sie in sich vollendete Form, wie die Natur sie wollte. Sie wachsen zu Urbildern ihrer Gattung. Daher sieht man nirgends so mächtige

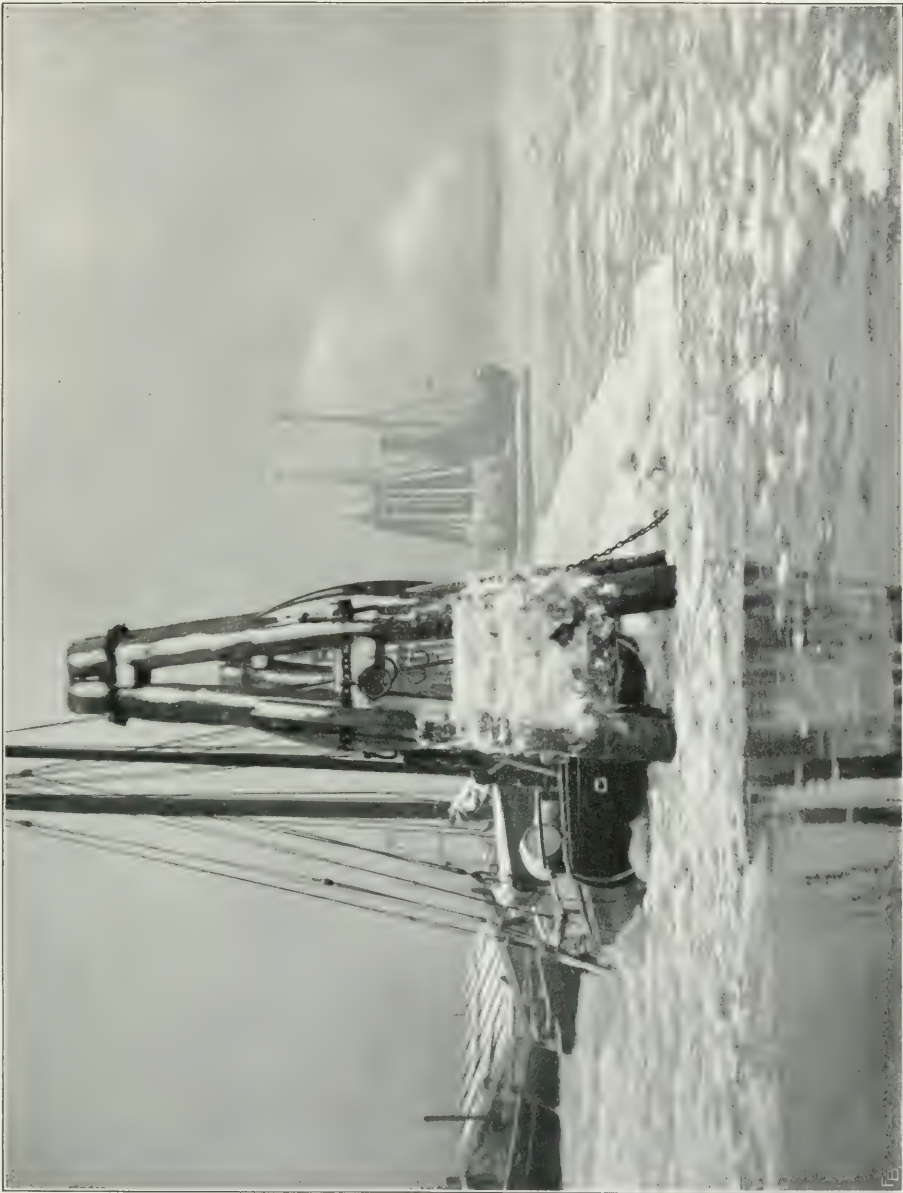


Abb. 34. Weihnachtsmorgen bei Ulrona. (Die Masten mit Christophbäumen geschmückt.) (3u Seite 106.)

Baumfilhouetten aufragen wie hier. (Abb. 67.) Es kommt hinzu, daß die Bäume des Wasserlandes schon an und für sich etwas Vollsäftiges, Vollaubiges, Starres, Körperhaftes haben. So der eigentliche Charakterbaum der Marsch, die graugrüne Weide, die dunkellaubige Erle, die Linde, die wundervolle Esche (Abb. 67), die Schwarzpappel, der Nußbaum oder die Kastanie, die den Deich begleitet. Welcher Unterschied etwa gegenüber der Heidebirke im dünnen Sandboden mit den zierlichen Zweigfäden, die der leiseste Windhauch in Schwingungen versetzt, während hier den starren Wasserbäumen kaum der stürmende West die plastische Form nehmen kann. Auch die niedere Strauchvegetation zeigt in anderer Weise wieder dieselbe Formengebundenheit, das Reet mit den steifen Säulenschäften, der Sumpfsolben mit den schraubig gedrehten Blättern, die hohe Iris, das weißblühende Kälberkraut, das alle Gräben umsäumt, die Klettenvegetation (Abb. 75), noch mehr der überall wuchernde Lattich (Abb. 61), der wie Rhabarberkulturen den Tonboden bedeckt. Dahin gehören auch die gelbe und weiße Seerose mit den wie aus Wachs gearbeiteten Blättern, die auf den Hausgräben schwimmt. Die Salzpflanzen der äußersten Niederelbe von der hohen Meerstrandaster bis zur Besengestalt des Quellers fügen sich ein, überall in Form gebundene Vegetation. (Abb. 101.)

Zu ihr paßt das Tierleben. Auch hier zeigen sich, wohin immer das Auge blickt, Bilder plastischer Art von altem Reiz: die Gänse, die Schafe mit den Lämmern (Abb. 92. 98), die Rinder, weidend oder im Graze ruhend (Abb. 86), die Rosse am Gatter, den schlanken Hals aneinander geschmiegt. Bei weitem das schönste Tierbild ist der junge Stier, wie er mit dumpfem Stöhnen und heißem Atem den Priel durchwädet oder auch wie er ruhig am Gatter steht, den Kopf erhoben, Nacken und Rücken eine gerade Linie, die Schenkel gestemmt, ein Bild starrer gebundener Urkraft.

Der schweigende Mittag zeigt den besonderen Charakter jeder Landschaft gesteigert. Niemals wirkt das Waldweben geheimer, die blühende Heide traumverlorener, die südliche Felsenlandschaft sonnendurchglühter als am Mittag. So tritt auch in der Marschenlandschaft das Körperhaft-Gebundene am Mittag am stärksten hervor. Gänzlich fehlt das geheimnisvolle Raunen der Blätter. Wie leblos stehen Eschen und Weiden, kein Hauch in dem starren Schilf, Roß und Rind wie aus Bronze geformt, die Schafe lagern bewegungslos am Prielufer, die Enten schlafen am Deich, nur unmerklich rinnt das Prielwasser aufwärts.

Der Mittagsstille ist der Mondzauber verwandt. Auch hier begegnet ein ähnliches Bild bewegungsloser Plastik. Jede Einzelheit des Laubwerks ist verschwunden, die blauen Baumgestalten wirken als körperhafte Massen, nur auf dem spiegelnden Schilfwasser glitzert ein wirres Spiel, Ring an Ring auftauchend, und gibt Kunde von dem geheimnisvollen Leben der Tiefe.

Bisweilen erscheint der plastisch-monumentale Charakter der Landschaft geradezu ins Stilisierte gesteigert. Bei der ausgeprägten Ebenflächigkeit und Bodengleichheit lag für den bauenden Menschen nirgends ein Grund vor, von der mathematisch kürzesten geraden Linie abzugehen, und so ist jeder Graben, jeder Weg, jede Furche, jede Hecke, jede Straße geradlinig. Dazu tritt die Regelmäßigkeit der Linie in dieser Kulturlandschaft. Das Zufällige fehlt. Gleichweit laufen die Ackerstücke, in gleicher Entfernung sind Bäume, Büsche und Stauden gepflanzt. Auch Haus und Hof zeigen die gleiche gebundene Linienführung. Geradlinig der Hausgraben, die Weiden-, Pappeln- und Eschenpflanzungen, Garten und Beete geometrisch abgeteilt, steife Wacholder und Lebensbäume drinnen oder bunte Glaskugeln auf hohen Stäben. Eine geradlinige Allee beschnittener Bäume führt auf die Hadler Höfe, beschnittene Schutzbäume umgeben die Front und spiegeln sich, die Wirkung verstärkend, mit den Bäumen und Büschen des Gartens im Hausgraben wider. Auch das Haus selber ist in Form gebunden, gleichartig das Balkenwerk, das Backsteinmosaik, bald Zickzack-

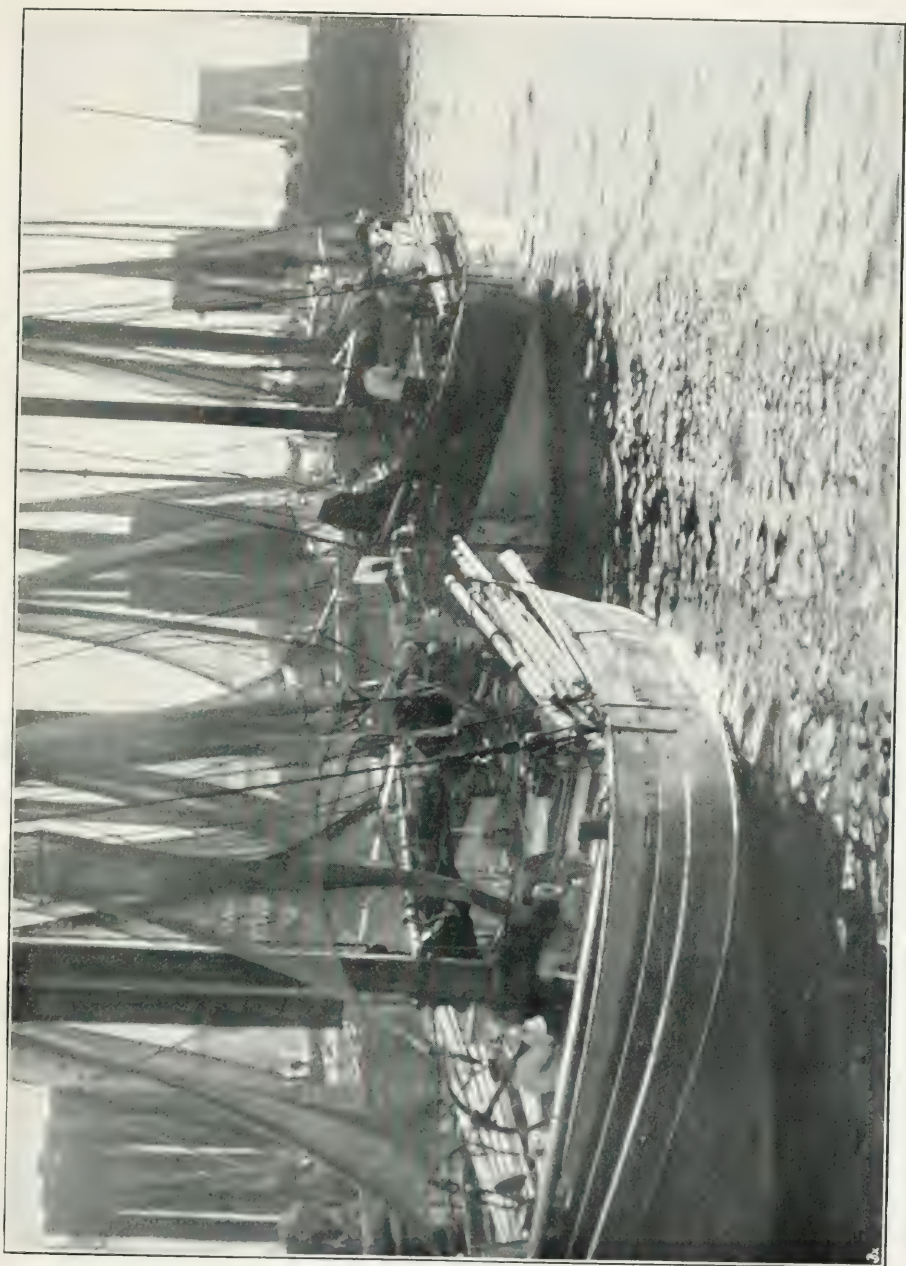


Abb. 35. Altenwärder Sehtower bei Altona mit Samenreihen und Samenbäumen. (Zu Seite 106.)

muster, die über die Hausfront hinlaufen, bald vielgestaltige Einzelmuster wie Teppichgewebe zwischen dem Balkengefüge. So namentlich im Alten Lande. (Abb. 47. 49.) Hierher gehört auch das besonders stilisiert wirkende Bild der vielen Mühlen — namentlich der Wilstermarsch — (Abb. 76), die sich in langer Reihe und regelmäßigen Abstand, die Flügel seitwärts gestreckt, den Kanal entlang ziehen, einer Damenriege beim Turnen vergleichbar. Auch die Pfahlbündel der Dykdalben, in regelmäßigen Abständen und von gleicher geometrischer Gestalt sind hier zu nennen. Verwittert und zersplissen, wieder ein Stück Natur geworden, ragen sie steif und starr aus dem Strom empork (Abb. 28. 31).

Zu dieser großzügigen, in Formen gebundenen Landschaft gesellt sich die Farbe. Auch sie ist durch das Wasser bedingt. Einmal die Farbe an sich. Gegenüber dem Gelbgrau und Braun der Geest ist das Mattgrün der Wiesen und das Lichtblau des Stromes die eigentliche Farbe des Wasserlandes. Selbst im Hochsommer, wenn längst auf der Geest das Laub sich gefärbt und die Ahrenfelder weiß geworden, leuchtet hier noch im frischen Zauber Wiese, Feld und Gezweig. In den Mooren ist der Boden dunkelbraun, im Frühjahr gesprenkelt durch nickendes Wollgras (Abb. 81), im Spätsommer mattschimmernd von blühender Heide. Der Gegensatz zwischen dem Grün der Marsch und dem Braun der Geest ist überall typisch. Am überraschendsten wirkt dieser Terrassengegensatz zwischen Altenwalde und der Wurster Heide, nur ein paar Meter höher nichts als braune geschwungene Wildnis. Er wiederholt sich dann wieder — vielleicht noch schöner — jenseits Neuenwalde. In wenigen Minuten wandelt sich die braune Erdscheibe in eine grüne. Ein anderes Farbenbild zeigt die herrliche Strandnelkenvegetation in Neuwerk, ein einziges, rosiges Blütenmeer (Abb. 95), bei Sonnenuntergang von unsagbarem Zauber. Neuwerk vor allem ist reich an Farben-gegenständen. Nicht leicht läßt sich etwas Reizvolleres denken als das Weiß der Tausende von Marienblümchen am mattgrünen Deich, diesseits die blütengelbe Wiese, jenseits das leuchtende Rosa der Millionen und Abermillionen von Strandnelken, in der Ferne das lichtblaue segelbelebte Meer mit der graugelben Wüstenlandschaft der Sande und Watten. Am Sommerabend kann man hier Farbenbilder erleben, wie sie keine südliche Landschaft leuchtender zeigt. Noch besonderer vielleicht ist das endlose Rapsfeld, überall funkelndes Gelb, während jenseits des Deiches die schaumköpfigen Wogen dunkelfarbig heranrollen. Verwandt ist der gelbe Teppich der Sumpfdotterblume, der den lichtblauen Strom im ersten Frühling verbrämt, bis das wuchernde Schilf ihn verdeckt. Auch der Elbstrom ist weit farbenreicher, als man gewöhnlich annimmt. Gerade der Hamburger sieht seinen Strom von der „verkehrten“ Seite, dem Bergufer, gegen das Licht. Dann erscheint er grau, silberig, mattviolett oder glitzernd im Spiel der untergehenden Sonne. Die eigentlich farbige Leuchtkraft offenbart er erst vom linken Wiesen- ufer, wo man ihn mit dem Licht sieht, also etwa von Neuenfelde, Cranz, Asseler Sand, Krautland. Bei frischem Ostwind bietet sich hier das Bild einer blauen Ostseebucht. Welle auf Welle rollt weißschäumend heran — „de Elv geiht in Hemsärmeln“ heißt es im Volksmunde. Schöner noch erscheint der Strom zur Stauzeit spät nachmittags bei stillem klaren Wetter — etwa von Cranz oder Hinterbrak (Abb. 48) — ein großer blauer See, oft von tiefstem Ultramarin, immer von schimmernden Möwen belebt. Die leuchtenden Häuser des ansteigenden Fischerortes jenseits mögen an eine Bergstadt des Südens, etwa Bellagio, erinnern (Abb. 39). Die braunen knorrigen Weidenstämme mit dem silberigen Laub verstärken noch das Bild einer blauen hesperischen Olivenlandschaft des Mittelmeers (Abb. 36).

Aber nicht nur die Farben an sich sind bedingt durch den Wasserreichtum, auch der Ton der Farben zeigt die Eigenart des Wasserlandes. Sie sind bei aller Leuchtkraft gedämpft, getönt, breitverschimmend. Während in der trockenen Luft des Südens die gelbgraue Kalkwand mit der Pinie darüber wie im Licht-



Abb. 36. Weiden am Wiesenufer bei Neuenfelde. (Zu Seite 68.)

äther gebadet erscheint, spinnt hier in der dunstgefüllten Atmosphäre um Busch und Baum, Wiese und Strom ein feiner Duft wie ein leiser Glorienschein, und während dort bis in die blauen Tiefen der Täler das ferne Gebirge scharf-umrissene Linien zeigt, verschwimmen hier bereits in der Nähe die Tiefen des Laubes in breiter Farbentönung und die fernen Geesthöhen scheinen eingehaucht wie körperlose Wolfenwände. Über diesen mächtigen Strombusen, den feuchten Marschen und Mooren webt eben noch ein Abglanz jener wundervollen holländischen oder südenglischen Beleuchtung. Solche Farben wie hier gibt es nur selten im ostelbischen Lande, und nur selten mag die Sonne an Spree und unterer Oder in so leuchtender Schönheit untergehen, wie es hier in dem dunsterfüllten Wasserlande die Regel ist. Die ganze Besonderheit des Lichtes zeigt erst der Westwind. Daher denn auch der merkwürdige Gegensatz bei östlicher und westlicher Luftströmung. Man erkennt die Landschaft kaum wieder. Hart und unvermittelt stehen bei Ost die Farben nebeneinander, die Lufthülle scheint zu fehlen, Mittel- und Hintergrund kleben ohne Rauntiefe aneinander. Wie ganz anders bei Westwind! Über dem stillen Wasser ruht Herbstmorgenzauber. Wasser, Himmel und Erde zerfließen in lichtem stillen Duft. Über blinkenden Watten flühen die Vögel. Durch das spiegelnde Luftmeer — hoch am Himmel, so scheint es — schiebt sich lautlos ein grauer Riesendampfer. Rings nichts als mattgrüne, in silberigem Duft schwimmende Wiesen, stilles liches Wasser und wassergetränkte lichte Luft. Das ist ein immer wiederkehrendes Bild des Elbusens bei westlicher Luftströmung. Auch die einfachste Dithmarscher Kooglandschaft gewinnt durch den Zauber dieses Lichtes vollen gesättigten Reiz. Ost verdichtet sich der feine Wasserdunst zu Nebel, der wieder eine ganze Reihe neuer Bilder erschließt. In der Stadt selber tritt zu den Dunstkügelchen der Atmosphäre die Staubfülle, der Kohlenruß, den der Hafen mit den qualmenden Schiffen erzeugt. Daher erklärt sich die eigentümliche Beleuchtung der Flotte am Hafen: feine Sonnenstäubchen in lichtdurchglühtem Schein verhüllen die Umrisse in goldigem Schimmer. Es ist kaum glaublich, welchen Farbenreiz gegen Sonnenuntergang diese schmalen Flectzüge mit den dunklen Speichern gewinnen können. Da kann es geschehen, daß Siebel und Fenster in leuchtendem Purpur schimmern, während in leiser Abstufung sich das Rot nach der Tiefe hin in dunkles Violett bis Ultramarin wandelt und das Flectwasser das weiche Farbenspiel umgekehrt wiederholt. Das hat noch kein Maler gemalt. Und wieder durch die Staubfülle erklärt es sich, daß gerade die Sonnenuntergänge in dem Wasserdunst des Hafens von unvergleichlicher Schönheit sind. Sie können bisweilen in ihrer Leuchtkraft an die Farbenschönheit der Sonnenuntergänge nach dem Krakatoaausbruch erinnern. Und da ein gnädiges Schicksal den Elbusen nach Sonnenuntergang richtete, im Gegensatz zur Trave, zur Kieler Förde oder der Themse, so spiegeln Welle und Strom den Lichtzauber wider. Daher kommt es, daß Abend für Abend sich ein glühendes Lichtmeer in den Strom ergießt und zur Winterszeit zwischen den blauen Eismassen Ströme rieselnden Goldes erglänzen, auf denen die lichtspinnenden Silhouetten ankommender Dampfer langsam herangleiten, umschwärmt von Hunderten von Möwen. So kommt auch das Gegenlicht zu seinem Rechte. Und wieder aus jenem Wasserreichtum der Luft erklärt sich die Größe der Wolkenbilder. In ungebrochener Kraft schieben sie sich vom nahen Meer her. Gerade zur Herbstzeit kann man sie in riesiger Größe über dem Elbusen aufsteigen sehen, oft nur eine einzige Wolke, einem grauen Riesengeier gleich, der, zum Zenit sich hebend, mit gestreckten Fängen die Himmelswölbung umklammert. Oder es gleißt und fackert stundenlang hinter den dichten Wolkenjichten von geheimem Leben. Solche typischen Wolkenbilder dieses Wasserlandes mag man zur Winterszeit Morgen für Morgen über der Mäster beobachten. (Abb. 29).

Zu diesen mehr allgemeinen Merkmalen in Linien und Farben treten Einzelbilder, die es nur hier geben kann. Dahin gehören vor allem die Deichbilder

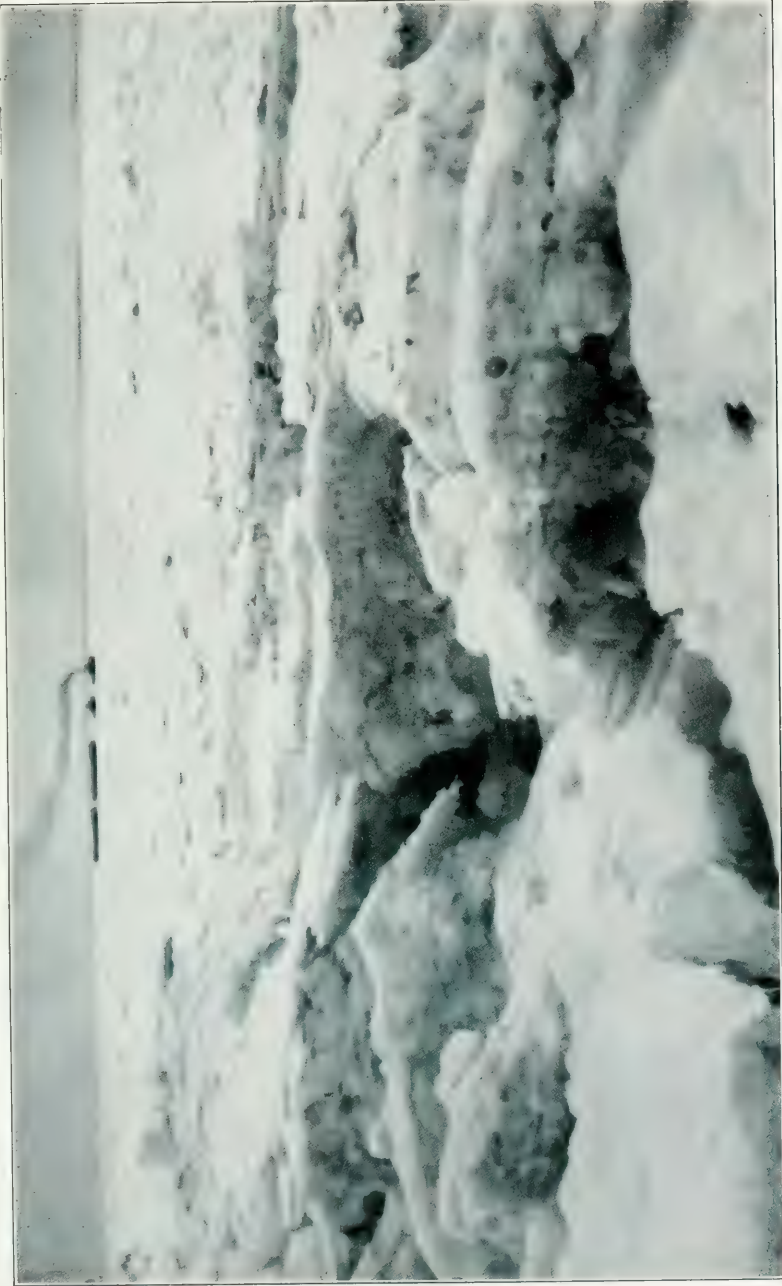


Abb. 37. Die Elbe im Eis unterhalb Wittenbergen. (Zu Seite 108.)

des Wasserlandes. Schon an und für sich ist der Deich von hohem Reiz mit seinem Idyll der weidenden Schafe und Ziegen, der Rinder und Kofse, der spielenden Kinder, der hangenden Fischerneze, der Gatter und Treppen, der weißgestrichenen Bänke, wo des Abends die Mädchen sitzen und der Wind erfrischend über den Strom weht. Man muß einmal im Herbst und Hochsommer die Nebendeiche sehen, nicht wenn sie „schaubar“ gemacht worden sind, sondern kurz vorher. Dann sind sie erst in Wahrheit „schauenswert“, meterhoch mit malerischem Unkraut bedeckt, Rainfarn, Schafgarbe und Glockenblumen. Nur im Salzwassergebiet ist der Deich kahl, im Süßwassergebiet dagegen von Eschen (Abb. 67) und Weiden begleitet, an den Nebendeichen mit Kastanien, Walnuß und anderen Fruchtbäumen bepflanzt, deren Herbstfägen in schwerer Fülle über dem Wanderer hängt. Der Höhepunkt dieser niederelbischen Fruchtbau Landschaft ist der Lübe-, Este- und Krückaudeich zur Zeit der Obstblüte. Eine Mondnacht oder ein sonniger Morgen, wenn die Milliarden weißer Blüten, von Bienen umsummt, sich im Wasser spiegeln, hat seinesgleichen nicht in Deutschland.

Da nun der Deich wie ein gleichmäßig erhöhter Weg das ganze Wasserland durchzieht, so öffnet sich der Blick nach beiden Seiten in die Wildnis des Außendeichs und die Gartenlandschaft des Binnendeichs. (Abb. 57. 58.) In diesem immerwährenden Gegensatz liegt ein Hauptreiz der Deichwanderung. Wo der Deich umbiegt und das Auge mit einem Blick Binnendeich, Eschengehöfte, Vorland, Schilfwüste und belebten Strom überschaut, steigert sich die Größe der Landschaft. Ganz eigentümlich berühren die zahlreichen Bilder, wo hinter schreitenden Menschen im Vordergrund Dampfer hinter Dampfer auftauchen und zwischen den Hörnern weidender Rinder Segel und Rahen sich bewegen, immer im Hintergrunde der meergleiche Wasserhorizont. So in der Otterndorfer Gegend, bei Altenbruch, Kollmar, Scholensfleth, Brockdorf, Scheelenkuhlen, Sösmenhufen. Oft begleiten den Deich die besondersten Gebilde dieser Wassernatur, kreisförmige dunkle Bräse mit stillem Wasser, ringsum mit Schilf bestanden. Ähnlich wirken die Schleusenlandschaften mit dem aufgestauten Wasser diesseits des Deiches und den ruhenden Ewern darinnen, jenseits der Schilfpriel mit dem Strom in der Ferne. Die schönste und berühmteste Schleusenlandschaft der Niederelbe bildet der Stausee des Asterbeckens in Hamburg, das besonderste aller deutschen Großstadtbilder.

Das Gegenstück der Deichwanderung ist die Wanderung längs des Geestrandes, wo der Blick über die ganze weite Marsch und den Strom sich öffnet. Der Ausblick ist überall groß, von dem Schloßberg in Lauenburg über die roten Dächer des Städtchens, von der alten Ertheneburg (Abb. 3), von den Waldlichtungen zwischen dem Glüsing und Tesperhude, von Geesthacht (Abb. 9) und ebenso jenseits von den Schwarzen Bergen, dem Falkenberg, dem Kiekeberg (Abb. 15), den Stader Höhen, der Wingst, von dem Westerberg auf den Balfsee, von dem Ahlen auf das weite Ahlenmoor, den See von Flögeln, von den Altenwalder Höhen auf das Hadler Land, vom Wehrenberg auf Neuwerk, und wieder jenseits von Burg, Ikehoe, Kellinghufen. Es ist immer dasselbe großzügige Landschaftsbild, lieblicher und gartengleicher, je weiter aufwärts, elementarer und starrer, je näher der Mündung. Zur Nachtzeit, wenn die Menge der Leuchtbaken, Blickfeuer und Leuchttürme aufglitzern, hebt sich das Bild zu seltener Größe. Der mit Willen und Schlössern besetzte Hügelzug von Hamburg abwärts ist nur eine besondere Gestaltung dieses typischen Landschaftsbildes. Hier ist die Riviera der Niederelbe. Der Gipfelpunkt eigentlich und übertragen sind die Höhen von Blankenese, eine Landschaft ganz ohne Sentimentalität, nichts als Raum, Farbe und lebendes Licht. Kein Gedanke strebt zu einem Gestern, keiner zu einem Morgen, alles atmet ruhiges Behagen an Licht und Luft und Erde und Sonne und schönem schaffenden Menschenleben.

Die dritte typische Bilderreihe neben Deich- und Geestrandwanderung zeigt die Fahrt auf dem Strom selber. Wo er bereits meerbusenartig erweitert ist,

fällt Deichuferlinie und Horizont zusammen. Man sieht nichts weiter als den schmalen Deichstreifen, darüber einzelne Dachgiebel, Baumgruppen und den Himmel, mit den Wolkenbildern sich spiegelnd. Die dunklen schmalen Deichstreifen mit den Dachgiebeln gleichen einem Sägeblatt mit unregelmäßig ausgebrochenen Zähnen. Der Strom erscheint bei seiner Breite bereits als Wasserscheibe und das ferne Ufer nicht mehr als gerade, sondern als gebogene Linie. Während der Stauzeit bei stiller Luft und glattem Wasser scheinen die Uferränder hoch in der Luft zu schweben, wie eine körperlose Luftspiegelung. Auf der „Oberelbe“ zeigt sich dies eigentümliche Bild wieder in ähnlicher Weise. Nur sind die Deichwände einander nahegerückt, und so sieht man nichts weiter als Wasser, Deichwände, Giebel und Wipfelreihen der Bäume, die das Haus umgeben. Das Land hinter dem Deich ist nicht zu sehen. Treten die Deichwände wie bei den schmalen Nebenarmen noch näher heran, so wird dies Landschaftsbild entsprechend enger. Das in Holland auf diesen engen Stromarmen und Kanälen so oft begegnende Sklavenschilder der am langen Seile das Treckschuit ziehenden Schifferfamilie fehlt der Niederelbe mit ihren Gezeiten gänzlich, auch das Idyll des von der Familie bewohnten Schiffes mit den Blumen und sauberen Vorhängen am Schiffsfenster.

Die eigentlichen Höhepunkte des Stromes, die wie zwei Gegenbilder wirken, sind der Hamburger Hafen und die Watten der Mündung, hier aufs höchste gesteigertes Menschengetriebe, dort die Natur in ihrem Riesenheim mit sich allein, das sie nur für kurze Stunden dem Menschengezwerg öffnet. Der Hafen mag hundertfach gemalt sein, und doch schlummern hier noch Hunderte immer neu sich erzeugender Bilder. Kaum versucht ist das Bild im ersten Morgenlicht, in Dämmerung, zur Nachtzeit mit dem Lichterglanz, im Nebel, im Eis, im Sturm, im Mondschimmer, im Mittagszauber oder am Wintermorgen, wenn die Möwen gleich stürmenden Schneeflocken über die dunklen Wasser flattern. Über dieses kleine Stück Erdoberfläche mit seinen Dampfern, Seglern, Ewern, Schuten, Fischerbooten, Speichern, Werften, Kranen, Brücken, Dykdalben und dem ewig wechselnden Menschenleben ist eine ganz unererschöpfliche Fülle kraftvollster Schönheit gebreitet.

Ganz anderer Art ist die Wattenschönheit, auch sie ist für die Allgemeinheit so gut wie unentdeckt. Dasselbe Gefühl, das auf den Schneefeldern des Hochgebirges, den Fjelden Norwegens, der dürren Felseneinsamkeit des Südens den Wanderer ergreift, haben wir auch hier: unmittelbar in die weit offenen Rätsel- augen der Natur zu schauen und den herben Anhauch ihrer Seele zu spüren. Hier ist die Wüstenlandschaft der Elbe (Abb. 100, 104), aber es ist nicht die tote Wüste mit dem dörrenden Gluthauch, sondern die lebendige der nackten, ewig feimenden Allmutter Erde. Kein Landschaftsbild gibt es, das ehrwürdiger wäre als diese Inseln, die geheimnisvoll aus dem Urborn des Seins hervortauschen, verschlafenen Auges zur Sonne blinzeln und in silbernem Traum zurücksinken in die Meernacht, die sie gebar. Noch steht dem Verfasser eine nächtliche Wanderung nach dem Scharhörnriff in heller Erinnerung. Der Himmel hing dunstig über der Erde, die sich weithin dehnte, dämmerig, gestaltlos, im All verklingend, wüst und leer, wie sie der alte Poet einst gesehen. Jenseits des Priels hob sich aus dem grauen Gedämmer stumm und bewegungslos wie eine wachthaltende Riesengestalt die große Bafe, und die Rumpfe gestrandeter Schiffe lagerten sich wie dunkle Drachenleiber im Sande. Noch war es ganz still, nirgends ein Ton als das starke Rauschen des Priels und das leise Geriesel im Watt. Nur von der fernen Hundebalje drang klagender Robbenschrei herüber. Da quoll im Osten ein Lichtschein empor. Die Welt ward geboren heute wie damals. Das Feste sonderte sich von dem Feuchten. Über die Wasser kam es gewallt im frischen Morgenwind und löste den hangenden Nebel. In webender Bänderlinie hoben sich lautlos die Seevögel, und die ersten Wellen der kommenden Flut rollten heran. Auch hinter den Wolken begann es zu fachern. Quillendes Licht erfüllte die ganze Himmelswölbung und spiegelte sich im rosigen Watt. Dann verschwand es leise,



Abb. 38. Vor Zinnenwänden nach dem Gewitter. (Zu Seite 64.)

um im schrägen Strahl seitwärts zu leuchten. Und nun brach glühend das Sonnen-
gestirn hervor. Wie ein einziger brennender Glanz erschien die Weltwölbung,
Höhe und Tiefe, Himmel und Erde, Wasser und Wolken, eine lebendige Hülle
des Ewig-All-Einen, das hinter der Welt der Erscheinungen webt.

14. Volkstum.

Wer von den armen Moor- und Heidegegenden der Geest in die Ebene hinabsteigt, dem fällt der starke Gegensatz des Geest und Marschentypus auf. Dort kleine hagere Gestalten mit faltenreichem mißtrauischen Gesicht, im verschoffenen Rock, mit trottdem Gang, verhuzelte Bäuerinnen, wie ein Lasttier an die Egge gespannt, Mädchen, deren Wuchs man ansieht, daß sie in allzu früher Jugend den Torfkarren geschoben, Kinder mit dem Finger im Mund, den Fremden verlegen anstarrend. Das ist alles anders in der Marsch. Freier und behäbiger geht hier Herr und Knecht, Feldarbeit der Frau ist ganz unbekannt, und die Mädchen nickten vom Rade herab dem Fremden schelmisch flirtend zu. Man kann seine helle Freude an diesem kraftvollen Menschenschlage haben. Namentlich Kehdingen und Hadeln, auch Dithmarschen, bringen wahre Enakskinder hervor, von denen man gern einmal eine ausgefuchte Sippe als Germanentypen nach dem Süden führen möchte. Auf den Deichen oder in den Kleinstädten der Marsch begegnet man überaus lieblichen Mädchengestalten, rank und schlank, mit erstaunlich weißer Haut, durchscheinenden Wangen, gelassenem Auge und sonnigem Weizenhaar. Wie schade, daß die Maler, die doch schwarzbraune bayrische und elsässische Mädchen die Fülle malten, die Art dieser weißen Küstenrasse noch nicht herausgearbeitet haben. Sieht man freilich diese Bauernsippen genauer an, so findet man neben stolzer unverbrauchter Naturkraft nicht wenig Krankheit — nicht nur häufige Fußleiden infolge allzugroßer Körperlast bei ebenflächigem Boden, sondern auch wirkliches Siechtum, viel Lungenleiden und vor allem Nervenkrankheiten. Doch ist es wieder ganz nach den Marschen verschieden. Ob der Mißbrauch geistiger Getränke mit im Spiel ist, läßt sich ohne bestimmte Unterlage weder behaupten noch verneinen. Daß sie Verächter des Trunkes seien, kann man nicht behaupten. Vor einem Menschenalter war bei dem verhältnismäßig bequemen Leben dieser Marschbauern der Trunk zweifellos stark verbreitet. Es gibt auch heute noch Gegenden, wo dem Trunk stark gehuldigt wird und Nichttrinken und Borankommen eins ist. Es geschieht auch noch mehr als man denkt, daß sie wie in alter Zeit das beste Rind oder Roß des Hofes auf einen Wurf setzen. Auffallend ist das Grogtrinken, das der Geest in dieser Weise fehlt. Sogar an den heißesten Augusttagen sieht man sie vor dem dampfenden Glase: Hitt mött Hitt verdriewen. Möglicherweise wirkt das schlechte Trinkwasser ein, daß erst durch Kochen und Zusatz von Sprit genießbar wird, etwa wie das des chinesischen Marschbauern durch Teeblätter. Dagegen nehmen die Zinkenwärder auf ihre zwei bis drei Wochen langen Fahrten niemals Spirituosen irgendwelcher Art mit an Bord.

Auch das geistige Wesen des Geest- und Marschbauern ist verschieden. Boden und Geschichte sind wie immer das prägende Element. Sollte das Wasser bezwungen werden, das in allen Formen Vernichtung drohte, so war vor allem klare nüchterne Berechnung nötig, genaue Beobachtung, Besonnenheit, Erfahrung, nachhaltige Kraft, Wirklichkeitsinn, Gemeininn, vor allem Verwaltungsgabe und freiwillige Unterordnung unter das große Ganze. Nicht zu stillem Sinnieren regt diese Landschaft in ihrer plastischen Ruhe und Gebundenheit an. Mehr als anderswo erinnert der Boden an die unmittelbaren Aufgaben des Tages. So lehrt er nicht sowohl dichterisches Verklären des Daseins als ein klares Erfassen der nüchternen Wirklichkeit, derbe Freude an ihren Reizen. Daher wuchsen die Siedler zu Wirk-



Abb. 39. Elbufer am Neß auf Finterwälder, im Hintergrunde Blanteneje. (Zu Seite 44.)

lichkeitsmenschen, abhold allem Übertriebenen in Wort und Tat, sparsam in Rede, aber voll Freude am klugen verständigen Wort, mehr grüblerisch als sinnend, voll höchsten Interesses am Gemein- und Verwaltungswesen, voll gesunder starker Erdennlust, grobkörnig in ihrem Wesen, durchaus untergärtig, selten in der Mischung phlegmatischer und cholertischer Elemente. Nicht minder wirkten wirtschaftliche und soziale Verhältnisse ein. Ist der Geesthof etwa 30000 Mk. wert, so gilt der Marschenhof mehr als das Dreifache. War dort der Bauer der Kirche oder dem Adel zinspflichtig, so herrschte hier seit Urväter Zeiten ein freies Bauerntum in selbstbewußter Kraft auf ursprünglich gleichen Losen, vererblich, verkäuflich, ohne Flurzwang. Leibeigenschaft hat es nie in den Marschen gegeben. Verwaltung und Gerichtsbarkeit, von jeher die Quellen starken Selbstbewußtseins, lagen mehr oder minder in Bauernhänden, dazu das gesamte Wasser- und Deichwesen, das in diesem Wasserlande eben der Kern des Gemeindelebens ist. Ihre Deiche waren wie mittelalterliche Stadtmauern, die Häuserreihen am Deich glichen städtischen Straßen. So entstand hinter diesen Deichmauern etwas wie eine Stadt, statt der reinen Dörflichkeit der Geest eine höhere Stufe des Dorflebens, ein Halbstädtertum, das auch noch heutigen Tages für die Marsch bezeichnend ist. In stolzem Herrengefühl lebten sie auf ihren Höfen, Kleinkönige, miteinander versippt, die „Blüte des Landes“, führten ein Wappen wie Edelbürger und Ritter, schmückten mit ihnen die Fenster der Höfe, fügten es in Stein an die Kirchenmauer (Abb. 89), schnitten es in die Kirchensitze, und wo etwa an der Kirchendecke zwischen den Apostelbildern ein Platz freigeblieben war, malten sie unbefangen das eigene Wappen. So sieht man es noch heute in Lüdingworth. Nichts ist für das Burgherrengefühl dieser Freibauern bezeichnender als die Inschrift eines alten grabenumgebenen Bauernhauses von 1597 in Moorhusen (Kremper Marsch). Da liest man über der Eingangspforte neben dem Bilde eines steinaufhebenden Mannes die ungaßlichen Worte: „Bliw buten, edder ick smit di up de Snuten.“ Wie verschwindet gegen diesen kraftvoll naiven Ausdruck das zahme: „Mein Haus ist meine Burg!“ Und wie die Städter voll Verachtung hinausshauten auf das platte Land, so auch der Marschbauer auf die kulturlose unfreie Geest. Sie ist ihm der Begriff des Häßlichen, Verachtungswerten. So hieß in den Bierlanden eine unsaubere Frau nicht etwa „Sau“, sondern „Geistsöge“ = Geestsau, und ein grober kloziger Mensch ein „Geestklubben“. Das Wort „Geest“ dient ihnen als Verstärkung des Begriffes schlecht, als Superlativbildung. Kein Wunder, daß der Geester, wenn er das stolze Marschenhaus betrat, noch vor einem Menschenalter in die Knechtsstube geführt wurde. In der Tat waren damals Geester und Marschbauer zwei durch Bildung und Anschauung gesonderte Schichten. Auch heute kann noch in Kehdingen und Hadeln, aber auch sonst wohl, der Marschbauernstolz naive Formen annehmen. Im einzelnen ist natürlich der bäuerliche Charakter nach den Marschen verschieden. Der treuherzige Winser steht ab von dem raffigen Bierländer, dem verschlagenen Atländer, dem klugen Kremper, dem altväterischen Wilster, dem grobkörnigen Kehdinger, dem großspurig-fröhlichen Hadler und dem derb-offenen Dithmarscher. Der eigentliche Kern und die Blüte ihres Wesens ist das ausgeprägte Freiheits- und Persönlichkeitsgefühl. Die absolute Fürstenmacht ist an diesem Marschengeschlecht ganz spurlos vorübergegangen. Noch immer erwachsen sie hinter den breiten Wassergräben als Selbsterren auf eigenem Grunde voll freiheitlicher Gesinnung gegenüber dem Staat und noch mehr der Kirche. Manche Marschen sind geradezu kirchenseindlich. Am besten kennzeichnet wohl die Selbständigkeit des Auftretens der ungehinderte Verkehr der tanzfreudigen Jugend. Die rechtselbische Sitte des „to Bin gahn“ in den bäuerlichen Kreisen spricht laut genug. Solcherlei Verkehr, auf der Geest und in der Stadt unmöglich, nimmt hier niemand wunder.

Heute pocht die neue Zeit vernehmlich an die alten Höfe. Sie hat es nicht mit der Marsch gehalten, sondern durchaus mit der Geest. Was jene voraus hatten,



Abb. 40. Mutter Trin Gretj, die letzte in Finkenwälder Tracht.
(Zu Seite 127.)



Abb. 41. Junger Seefischer aus Finkenwärder. Mantel von Mutter Trin Gretj. (Zu Seite 127.)

Selbstverwaltung, freiverkäuflichen, zusammenliegenden Besitz, hat sie der Geest gebracht, dazu noch Fruchtbarkeit des Acker und höheren Hofwert durch die Erfindung des Kunstdüngers. Der Marsch hat sie auch gar nichts gebracht. So kommt die Geest, seit alters gewohnt, geduldig Pfennig auf Pfennig zu häufen, dazu ohne Deichlasten, ohne Leutenot, ohne den Zwang starker Pferdehaltung, auch durch das Anerbenrecht bevorzugt, immer mehr voran. Die goldene Zeit der Marsch ist nicht mehr. Wie anders war es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Rapsfeld an Rapsfeld sich dehnte mit goldgelben Blüten, den „gullen Lujedors“ der Elbauern! Die Einfuhr des fremden Petroleums entwertete den Raps, da bauten sie Weizen, bis auch er in immer steigenden Massen von drüben kam. So wurden sie Viehzüchter, nicht zum Segen der eigenen Charakterbildung.

Wie der Boden den Herrn schuf, so prägte er auch den Knecht. Da das Land so schwer ist, daß vier, ja sechs Pferde vor dem Pfluge ihn lockern müssen, so ist eine starke Pferdehaltung nötig. Diese setzt wieder eine bestimmte Mindesthufe voraus, um diesen Rossebestand nutzbringend zu lassen. Solche Mindesthufe zu erlangen ist auch dem strebsamsten Knecht unmöglich. So schafft der Marschboden mit innerster Notwendigkeit einen Herren- und Knechtestand. Das ausgleichende Mittelglied der Geest, der Kuhbauer, der das leichte Pachtland mit dem Kuh-



Abb. 42. Rösbitter von Finkenwärder. (Zu Seite 127.)

gespannt mühelos aufreißt, muß hier fehlen und damit die wundervollen sozialen Verhältnisse der Geest, die altoäterlichen Bilder gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Mahlzeit, gemeinsamer Bibellektüre, gemeinsamen Verkehrs und Interesses. Hier geht Herr und Knecht oft verständnislos nebeneinander her. Ein solches Verhältnis macht den Herrn herrischer und den Knecht störrischer und roher. Daher auch die besondere Leutestube in der Marsch. Namentlich da, wo der Bauer nicht mitarbeitet, ist das Verhältnis schlecht. Etwa bei drohendem Gewitter aus Interesse für den Herrn die Garben über die Arbeitszeit hinaus in die Scheuer zu holen, würde schwerlich einem Marschenknechte einfallen. Diese schroffe Sonderung und das wenig erfreuliche Verhältnis zwischen Herr und Knecht ist das eigentliche soziale Merkzeichen der Marsch. Mit äußerster, oft geradezu lächerlicher Zähigkeit hängen die Knechte an den alten „Moden“, die wohl in früherer Zeit ihr einziger Schutz gegen Ausnutzung gewesen sein mögen. Die besondere Unrede spiegelt die Verschiedenheit des Verhältnisses in den einzelnen Marschen wider. In den Vierlanden heißt es noch Du und Du, in Winsen Du und Sie, im Alten Lande Sie und Sie, in Wilster Du und der Herr, in Dithmarschen Du (Plur. jüm) und Sie, in Hadeln und wohl auch in Kehdingen spricht Herr und Knecht kaum miteinander. Der Oberknecht überbringt die Befehle des Herrn.

Aus diesen besonderen Verhältnissen erklärt sich dann wieder die starke Abwanderung der kleinen Leute von den Bauerhöfen. Ein Teil wird Fischer und Schiffer. Sie bewohnen den Uferjaum diesseits und jenseits von Hamburg abwärts, ein ganz wundervolles Menschenmaterial mit einer Fülle von Originalen darunter, denen man nicht müde wird immer und immer wieder zuzuhören, wie sie etwa von Cranz hinausgeglten, Apfelsinen holten, Robben schlugen, den Butt fingen, Walfische jagten, Steine verfrachteten, Austern fischten, Gold gruben, Kautschuck sammelten, zu allen Weltenden fuhren. Alt geworden kleien sie mit steifen Gliedern im Watt oder stacken am Deich. Mehr noch als zu Schiffern und Fischern wandeln sich die Tagelöhnerkreise zu kleinen Beamten und Handwerkern und ziehen in die Stadt. Aber auch die Auswanderung nach drüben war namentlich in Hadeln sehr groß. So verarmt die Marsch immer mehr an Menschen, und die wachsende Leutenot treibt nun ihrerseits den Bauern wieder zur Viehzucht. 1835 hatte die Seester- mühr- und Kollmarmarsch noch 4045 Einwohner, 1900 nur 3062, Hadeln 1861: 18000 Einwohner, 1880: 17 660, 1900: 15 940 Einwohner.

Die unterste Schicht des Knechtstandes sind die „Monarchen“, wie sie sich selber nennen und allgemein heißen. Es sind Wanderarbeiter, die gelockt von der guten Verpflegung der Marsch seit alters im August und September hier zusammenströmen, da bei der Kürze der Ernte- und Bestellzeit die einheimischen Kräfte nicht ausreichen. Namentlich in den Pfluglandmarschen sind sie eine gewöhnliche Erscheinung. Zu 5—600 kann man sie in Krempe oder Marne auf dem „Menschenmarkt“ Mittwochs oder Sonntags sehen. Sie fassen diesen Landaufenthalt als eine Art Sommerfrische in ihrer Weise auf. Niemals arbeiten sie länger als acht Tage, dann feiern sie mindestens ebenso lange, liegen in Rudeln an den Hecken, an der Wegkreuzung, an Gräben, früh und spät trunken, eine schwere Geißel des Landes. Solange noch einer einen Groschen hat, haben alle zu trinken. Denn die letzte Habe einander zu teilen, dünkt sie vor allem löblich und eines Monarchen würdig. Oder man sieht sie am Briel halb gutmütig, halb blöde Nickel für Nickel langsam ins Wasser schwenken: „De Butt möt ok wat verdeenen.“ Nicht selten sind sie verlorene Kinder großer Familien. Dann liest man wohl in der Zeitung des Marschenstädtchens die spöttisch-wehmütige Anzeige: Gestern verstarb auf der Landstraße mein lieber Freund der Monarch N. N., und dann folgen zwei der stolzesten Adelsnamen. Tags darauf fährt ein Ackerwagen mit einem kostbaren Metallfarg vor das Spritzenhaus des Marschendorfes. Der Bruder aus der Residenz holt den toten Monarchen der Landstraße heim in das hohe Schloß seiner Ahnen.



Abb. 43. Alter Seefischer von Zintenwärdner. (Zu Seite 127.)

Das sind alles typische Bilder und Schichtungen der elbischen Marschen. Nichts ist reizvoller, als das Menschenleben einer ganzen Landschaft in seinen bleibenden Zügen zu überblicken. Das Einzelne verschwindet hinter dem Allgemeinen, die beharrenden Linien des Seins tauchen hervor. Wie Baum und Strauch, ein Gewächs der dunklen Erde und untertan ihren Gesetzen, erscheint auch der Mensch. Nur der Starke vermag die Fäden zu zerreißen, die der Boden in lautloser Arbeit um ihn spinnt.

15. Geschichte.

Zweierlei Geschichte gibt es an der Niederelbe. Einmal den nie ruhenden Kampf mit dem Elemente. In diesem Sinne ist das Land im höchsten Maße reich an Geschichte. Faßt man aber Geschichte in dem Sinn großer politischer Ereignisse, dann erscheint es arm. Die eigentliche epische Heldenzeit ist der Slawenkampf, aber als dieser über die Stromufer hin und her wogte, war das Schwemmland kaum den Fluten entfliegen. Er knüpft sich an die Seeft. Seit jenem Slawenkampf hat die Geschichte das Seetor nur wenig berührt. Sie verlief wesentlich kontinental. Noch haben sich auf dem Wasser keine Flotten und auf dem Lande kaum Heere gemessen. Daher fehlt diesen Elbmarschen der Hauch großer geschichtlicher Vergangenheit, der selbst den Kleinstädten der holländischen Marschen einen so hohen Reiz verleiht. Seit 500 Jahren steht der mächtige Hamburger Zwingturm auf Neuwerk, und noch hat ihn kein feindliches Schiffsgeschütz je getroffen. Auch Hamburgs Vergangenheit fehlt die eigentliche weltgeschichtliche Größe. Jahrhunderte hindurch hat hier ein stilles Sonderleben geherrscht. Seit den Tagen Barbarossas hat nur ein Kaiser des alten Reiches die Niederelbe überschritten, Karl IV., und keiner hat seit Lothar dem Sachsen Hamburg betreten. Weil das Inland kein Verständnis hatte für die litoralen Aufgaben, war das Küstenland im Begriff, sich innerlich vom Reiche loszulösen, wie es die holländischen Marschen auch staatlich getan haben. Ein Glück noch, daß in dem Wirrsal des zerfallenden Reiches die Staatsform der freien Stadt mit ihrer Vereinigung von Selbständigkeit und loser Abhängigkeit die Möglichkeit bot, wenigstens äußerlich einen Zusammenhang aufrecht zu erhalten.

Das größte Ereignis nach dem Slawenkampfe, daß sich an die Niederelbe knüpft, ist der Sturz Heinrichs des Löwen, der 1180 von Artlenburg vertrieben im Fischerkahn verzweifelnd nach Stade, seiner letzten Zufluchtsstätte, flüchtete. Was vor dem liegt, ist leicht umrissen. Bis zur Niederelbe ging der letzte Schimmer römischer Herrschaft. Tiberius ist mit einer Kriegsflotte (5 n. Chr.) die Elbe hinaufgefahren, bis Hamburg vielleicht, vielleicht bis Artlenburg oder Lauenburg. Dann versinkt die niederelbische Welt für acht Jahrhunderte in Dämmer. Als sie wieder emportaucht, wohnen linkselbisch die Sachsen, rechtselbisch die Angeln und ostwärts der Gohrde und des Sachsenwaldes ein fremdredender Volksstamm, die Slawen. Sie dringen mit wachsender Gewalt gegen den Elbstrom vor und haben ihn südlich von Lauenburg siegreich überschritten. Der Grenzkampf wogt hinüber und herüber. Da knüpft Kaiser Karl die Sachsen an sein Kulturreich, und so wandelt sich der Grenzkampf zweier Barbarenvölker in einen Kampf der Kultur gegen die Unkultur. Es ist eine Wiederholung des gleichen Kampfes, der jahrhundertlang am Rhein zwischen Römern und Germanen sich abgespielt hatte. Die südliche Kultur greift auch über die Elbe hinüber. So kommt es, daß Hamburg und Ikehoe als Bollwerke der Kultur im nordalbingischen Lande gegründet wurden, beide auf der großen Heerstraße nach Norden längs des Seeufers gelegen, das eine an der Msterfurt, das andere am Störübergange. Es sind zugleich die Ausfalltore der Kultur nach Norden. Das Christentum wird der Hauptträger dieses Kampfes. So wird die ursprünglich rein militärische Niederlassung am



Abb. 44. Hochseeltatter mit Kurrneken am Prigel vor Finkenwärder. (Zu Seite 126.)

⊠

⊠

Mtsterhügel zum Mittelpunkt einer Kirchenprovinz. Eine Reihe von Erzbischöfen hat hier gewirkt, und als nach Hamburgs Zerstörung der Sitz des Erzbistums von hier nach dem sichereren Bremen verlegt wurde, da blieb noch lange der alte Domhügel des Ansgar die eigentlich heilige Stätte des Erzbistums. Der große Adalbert weilt an den höchsten Festtagen der Kirche in Hamburg, und es mag sein, daß er in seinen kühnsten Träumen einmal daran gedacht hat, gerade diese Stätte zu einem deutschen Rom zu machen. Aber diese stolzesten Pläne sind in den Wirren unter Heinrich IV. gescheitert. Die Slawen dringen brennend und fengend bis zur Elbe vor. Die Schilfwildnis der Marsch wird Zufluchtsstätte der christlichen Siedler und ihrer Priester. Über ein Menschenalter hat das Trümmerfeld der Stadt als Wildnis dagelegen. Zwischen den brandgeschwärzten Säulen des Domes wuchs Brombeer und Waldfarn, und die rote Heide wucherte wie einst auf dem heiligen Hügel des Ansgar.

Erst mit Lothar von Supplenburg aus dem sächsischen Hause beginnen die Sachsen wieder siegreich vorzudringen. Heinrich der Löwe und sein Helfer Adolf von Schauenburg, der Holsteiner Graf, und Albrecht der Bär vollendeten sein Werk. Die Zeit der Halbheit war vorüber. Rein ab, rein ab bis auf die Wurzel hieß es. Die Slawen hatten sich unzugänglich jeder Kultur gezeigt. Nun wurden sie vertilgt, wo man sie immer fand. So verschwanden sie an der Niederelbe. Nur in dem unzugänglichen Sumpfland der Teekel fand ein Teil eine armfelige Zufluchtsstätte. Daher erhielt sich hier im „Wendlande“ inmitten sächsischer Bevölkerung ein Rest von Wenden. In das freigewordene Slawenland zogen nieder-rheinische, flämische und westfälische Siedler. Es war dieselbe Zeit, als die Holländer in die Marschen einwanderten, bald gefolgt von sächsischen Geestleuten. So ist die Marschenbesiedlung nur ein Teil jener großen Kolonisationsbewegung des 12. und 13. Jahrhunderts.

Der Sturz Heinrichs des Löwen hat dann zum anderen Mal die verheißungsvollen Anfänge eines niederelbischen Reiches vernichtet. Sein großes Gebiet wird planmäßig zerstückelt. Es entsteht eine ganze Reihe von Zwergstaaten, die dem Namen nach dem neuen Herzog von Sachsen, dem Askaniern Bernhard untertan sind, aber in Wahrheit bei der Ohnmacht der herzoglichen Gewalt frei sind. Aus der tatsächlichen Unabhängigkeit entwickelt sich allmählich die rechtliche, und damit zersplittert das Gebiet immer mehr. Bald zerfällt das Herzogtum selber in zwei Teile, in Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg mit der Residenz in Lauenburg an der Niederelbe. Es ist ein Wirral von Kantonen und Kantönlis, das hier entgegentritt: Lauenburg, Hamburg, Lübeck, Holstein, Lüneburg, Verden, Bremen, dazu die einzelnen freien oder fast freien Marschen, Hadeln, Kehdingen, Altes Land, Krempe, Wilster, Dithmarschen. Kein Wunder, daß bei dieser staatlichen Ohnmacht statt der Slawen nunmehr die Dänen ihre Hand nach Süden austrecken. Mit Hilfe des hohenstaufischen Kaisers gewinnen sie alles Land nördlich der Elbe und Elbe. Da fassen 1227 die Fürsten und freien Städte dieses Küstenlandes noch einmal ihre zersplitterte Kraft zusammen und vernichten bei Bornhöved die Macht König Waldemars des Siegers. Es ist der Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung für lange Zeit.

Und doch brachte es dem niederelbischen Lande, das offenbar von der Natur als eine Einheit geschaffen war, nicht die einheitliche Herrschaft. Betrachtet man rein geographisch, ohne Rücksicht auf gewordene geschichtliche Verhältnisse dieses Füllhorngebiet der Niederelbe, so hätte Hamburg nach seiner örtlichen Begabung am meisten Beruf gehabt, die Herrin dieses Sektors zu werden, wie es ja Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag aller staatlichen Zersplitterung zum Trotz der wirtschaftliche Mittelpunkt gewesen ist. Nur klein und unscheinbar war der Anfang dieses Stadtstaats, ein militärisches Kastell im Mtsterübergang auf der großen Heerstraße nach Norden, unter dessen Schutz ein kleines Gemeinwesen entstand, der schwache und schnell zerstörte Mittelpunkt einer mehr geplanten als



Abb. 45. Altländer Haus mit Pruntür und Pforte von 1683. (3u Seite 142)

bereits festgegründeten kirchlichen Provinz. Es war durchaus eine Aflerfladt, nicht eine Elbladt. Dann wird es ein holfleimifches Landflädtchen, noch immer binnenländifchen Charakters. Der Freibrlef Barbaroffas ift der Keim feiner fpäteren Freiheit. Erfl als Lübeck gegründet wird, macht fich die Befonderheit feiner Elbbufenlage geltend. Bei der fchwierigen Umfegellung Jütlands wird Hamburg etwas wie ein Nordfeehafen von Lübeck, von wo die Waren von der Weflfee auf dem kürzeften Landwege nach dem großen Dfljeeplaz gelangten. So wurde es im engen Bunde mit Lübeck aus einer Aflerfladt zur Elbladt, aus einer Landfladt zur Seefladt mit fchnell wachfenden Zielen. Es mag den klugen Ratsherren etwas wie ein niederelbifches Reich vorgeschwebt haben, als fie um 1400 elbbwärts die Spitze des Hadelnifchen Landes mit Neuwerk und Scharhörn erwarben, die Seeräuber bei Helgoland vernichteten und 1420 im Bunde mit Lübeck elbbwärts das fefle Schloß Bergedorf und die Vierlande dem Lauenburger Herzog abnahmen. Auch die Hafeldorfer Marfch war eine Zeitlang in ihrem Pfandbefiß. Wie fie des Lauenburgers Herr wurden, fo mochten fie auch wohl hoffen, von dem Bremer Erzbifchof und dem Schauenburger Grafen durch kluges Abwarten, fei es mit Lift oder Gewalt, ein „lütt Rümeken“ nach dem andern zu gewinnen. Da farb 1459 die Hauptlinie der Schauenburger Grafen aus, und das Holflenland mit dem reichen Marfchengürtel fiel an das Oldenburger Haus, das auf den dänifchen Königsthron berufen war. Damit trat der alte Nebenbuhler um die Herrfchaft an der Niederelbe wieder auf den Plan, deffen Reich, ungleich mächtiger als einfl, fich nunmehr von der Niederelbe bis zum Nordkap erflreckte. Dadurch wurde die Gebietsentwicklung Hamburgs unterbunden, und fo kommt es, daß das hamburgifche Gebiet mit feinen zahlreichen weit zerflrenkten Exklaven noch heute das fchönfle Beispiel rein mittelalterlicher Befißverhältniffe aufweift. Schon der erfle König aus dem Oldenburger Hause zeigte, daß er nicht gewillt fei, irgend einen Herrn hier neben fich zu dulden. Er nahm den Krempern und Wilflern, die einen Auffland gegen ihn gemacht hatten, die alten Freiheiten. So hatte schon früher um 1300 der Bremer Erzbifchof Gifelbert das Alte Land und Kehdingen in ein fefleres Abhängigkeitsverhältnis gebracht. Hadeln dagegen hatte dem lauenburgifchen Herzog als Nachfolger des alten fächfifchen Herzogs gehuldigt und fich jomit klüglich der Oberherrfchaft des näheren Erzbifchofs entzogen. Auch die Sladt Hamburg felber empfand den Wechfel der holfleimifchen Herrfchaft. Chriftian verlangte die Erbhuldigung von ihr als einer holfleimifchen Sladt. Auch Dithmarfchen, auf das der Bremer Erzbifchof Ansprüche erhob, wurde ihm zugefprochen. Freilich die lezten Ziele der dänifchen Politik an der Elbe enthüllte er noch nicht. Dazu war die Zeit noch nicht gekommen und die Macht noch zu fchwach. Die dänifchen Herrfcher waren fogar gezwungen, aus Geldnot die Hafeldorfer Marfch an die Ranzaus zu verpfänden. 1559 haben fie dann endgültig die Dithmarfchen niedergeworfen. Deutlicher treten fie dann zwei Menfchenalter fpäter mit ihren Plänen hervor, als Chriftian IV. 1616 die Feffe Glückfladt als Bollwerk gegen Hamburg und als Stützpunkt eines großen Dänenreiches an der Niederelbe erbauen ließ. Auch das linke Ufer des Stromes wird bereits in diefe weitgreifenden Pläne mit hineinbezogen. Daher mußte eben Chriftians Sohn Bifchof von Verden und Koadjutor von Bremen und Osnabrück werden. Nicht zum geringflen wegen diefer niederelbifchen Pläne zog er gegen die Kaiſerlichen als Schützer des Protestantismus zu Felde. Erfl die Schlacht bei Lutter am Barenberge 1626 vernichtete diefe Pläne. Wallenfl ein und Tilly eilten längs des Stromes an dem wohlbefefligten Hamburg vorüber, eroberten Krempe und Glückfladt und zwangen den Dänenkönig zum Lübecker Frieden. So treibt der große Krieg auch bis hierher, wenn auch nur leife, feine Wellen. Von fo viel stolzen Plänen des Dänenkönigs blieb nur der Haß gegen Hamburg, das die Erbin des zerflörten Magdeburg geworden war. Den blühenden Handel foll ein Elbzoll vernichten. Als dann 1640 auch die Pinnebergifche Linie der Schauenburger ausflarb, fland der König mit feiner Groß-



Abb. 46. Schafherde im blühenden Kirschwalde. Altes Land. (Zu Seite 144.)

macht unmittelbar vor den Toren Hamburgs. Da erscheint aber als ein neuer Rival an der Elbmündung Schweden, dem der Westfälische Frieden denn auch das linkselbische Mündungsland Bremen und Verden zusprach. Es war daselbe Gebiet, das die Dänen schon als ihren sicheren Raub angesehen hatten. Der Graf Königsmark, der Sieger von Prag, baut sich bei Stade seine Agathenburg und erhält das Amt Neuhaus an der Ostemündung unter des großen Schwedenkönigs unfähiger Tochter Christine. So herrschen die beiden Nordmächte, Schweden und Dänen, an der Mündung des deutschen Stromes. 1685 versuchte der Dänenkönig sogar, mitten im Frieden sich Hamburgs mit Gewalt zu bemächtigen. Es war dieselbe Zeit, wo Ludwig XIV. im Westen Straßburg überfiel und im Osten die Türken Wien bedrängten. Ein Fezzen nach dem anderen sollte dem ohnmächtigen deutschen Reiche abgerissen werden. Freilich mißlang dieser Plan, aber der Haß gegen Hamburg blieb für immer auf dem politischen Programm der Dänen. 1713 loderte die Eifersucht zwischen Dänen und Schweden am hellsten empor. Für das niedergebrannte schwedische Stade brannte der schwedische General Steenbock das dänische Altona nieder. Erst 1721 mit dem Stockholmer Frieden verschwinden die Schweden aus dem niederelbischen Gebiet, das Haus Hannover wird Herr der Bistümer Bremen und Verden. 1768 wird dann endlich Hamburgs Freiheit im Gottorper Vertrage anerkannt. Die Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonien und die Besetzung Hollands durch die Franzosen ließ die Stadt schnell aufblühen. Freilich dauerte die Blüte nicht lange. 1803 muß sich die hannoversche Armee bei Artlenburg, demselben Plage, wo einst Heinrich der Löwe unterlegen war, den Franzosen ergeben. 1806 wird die Elbmündung von den Heeren Napoleons besetzt, 1807 bemächtigen sich die Engländer Helgolands, 1810 wird dann Hamburg mit Nordwestdeutschland dem französischen Kaiserreich einverleibt. Zum erstenmal seit den Slawenkämpfen schlagen die Wellen der großen Geschichte brausend an das Elbtor. Als erste Stadt, die von den Franzosen abfiel, und als letzte, aus der sie abzogen (1814), hat sie Furchtbares erduldet. Die verarmte Bevölkerung ging bis auf die Hälfte (55000 E.) herunter. Nur langsam ist sie wieder gewachsen. Dänische und hannoversche Eifersucht und Ränke hielten das Aufblühen zurück. Dazu war der Strom verlandet, aufwärts und abwärts, mit Zöllen überlastet. Es fehlte an Verbindungslinien mit dem Innern. Der Bahnbau nach Lübeck wird von den Dänen verweigert, auf daß nicht der Ertrag des Sundzolls geschmälert werde. Die hannoversche Nord Südbahn endet in Harburg, die dänische in Altona, um Hamburgs Handel zu unterbinden. Noch heute bewahrt der Name „Verbindungsbahn“ für die später erbaute Stadtbahn die Erinnerung an die verbindungslose Zeit mit ihrem Jammer staatlicher Ohnmacht. Es war wirklich kein Wunder, daß bei dem Widerstreit der eigentlich geographisch gewollten und geschichtlich gewordenen Verhältnisse der Kampf, der die Einheit des Reiches bringen sollte, im niederelbischen Gebiete losbrach. Preußen wird der Herr beider Elbufer. Wie mit einem Schlage ist die Zeit der Schikanen vorüber. Der große Gesichtspunkt gemeinsamen Interesses überwiegt das Einzelinteresse. Immer mehr wird es zur Maxime, daß es überhaupt kein Einzelinteresse an der Niederelbe gibt. Aus der Blüte der Uferstädte gewinnt der gemeinsame Mittelpunkt Hamburg, und die Uferstädte aus der Blüte Hamburgs. So vermochte Hamburg, in seiner freien Bewegung ungehindert, seine geographische Begabung zu entfalten. Meer und Land standen offen. Seit 1870 war es allen Häfen voran. 1888 fielen die letzten Zollschranken. Aus einem holsteinischen Landstädtchen am Alsterübergange ist es zu einem riesigen Elbemporium geworden, dessen Entwicklung vor den politischen Grenzen nicht Halt macht, zum größten Handelsplatz des Festlandes, zum dritten Weltplatz. Kaum mag es ein Gebiet geben, das durch seine Geschichte den ohnmächtigen Jammer staatlicher Zerrissenheit ergreifender vor die Augen stellte, als dieses niederelbische Wasserland.

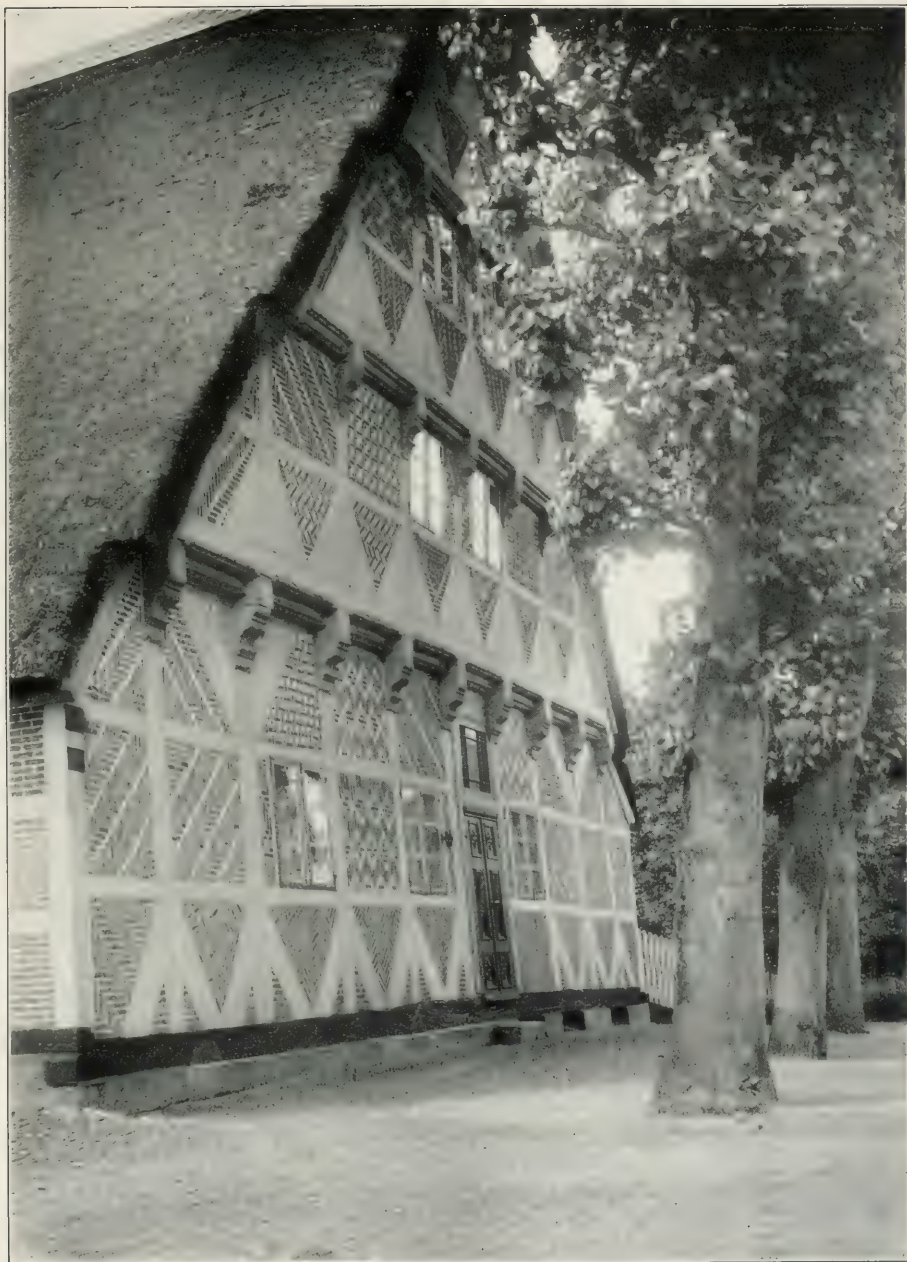


Abb. 47. Altländer Haus in Guderhandviertel. (Zu Seite 144.)

16. Wanderungen.

a) Elbaufwärts: 1. Lauenburg und die Bierlande.

Es ist eine überraschende Erscheinung, daß die riesige Verkehrsader der Niederelbe des eigentlich modernen Verkehrsmittels der Eisenbahn auf beiden Ufern fast völlig entbehrt. Linkselbisch tritt sie nur bei Harburg und dann erst dicht vor Cuxhaven an das Elbufer, rechtselbisch nur bei Hamburg und dann nur noch bei Glückstadt, das eben planmäßig durch besondere Eisenbahnlinienführung zum Elbgroßhafen Dänemarks umgeschaffen werden sollte. Der weiche Marschgrund, die Menge der trichterförmig ausgeweiteten Querflüsse machten den Bahnbau in unmittelbarer Ufernähe fast unmöglich. Dazu kam, daß die größeren Siedlungen als alte Hafenstädte des wilden Stromes an der Durchbruchsstelle der Querflüsse, am See-Strande, lagen. So läuft die Hauptlinie den See-Strand, das alte Elbufer, entlang, und von den einzelnen See-Strandorten führen Zweigbahnen an das junge Marschufer des Stromes. Das ist die gewöhnliche Linienführung an der Niederelbe, z. B. von Bergedorf nach Geesthacht, oder durch die Bierlande nach Zollenspieker, von Hamburg nach Wedel, von Tornesch nach Uetersen, von St. Margarethen nach Brunsbüttel, von Michaelisdorn nach Marne und Friedrichskoog, linkselbisch von Lüneburg nach Lauenburg, von Stade bis Ihwörden an der Oste. Bei geringerem Verkehr tritt Post und Auto an Stelle der Nebenbahnen. So kann man vielfach nur mit großem Zeitaufwand die Elbufer erreichen. Gerade die ursprünglichsten Landschaften liegen ganz abseits. Die Wasser-Verbindung aber, schon an und für sich zeitraubend, ist namentlich elbabwärts sehr ungünstig. So war es möglich, daß manche der herrlichsten Strombilder so gut wie unentdeckt bleiben konnten.

Wir beginnen die Wanderungen an der Wurzel der Niederelbe bei Lauenburg (Burg an der Laha, slawisch = Elbe), 5200 E., wo die tiefe Stecknitzsenke auf eine alte Verbindung der Elbe mit der Ostsee weist. Im Mittelalter hieß der südliche Fluß dieser Senke Delvenau (slawisch = Graben), und nur dem nördlichen, zur Trave fließenden kam der Name Stecknitz (d. h. Bachvereinigung) zu. Seitdem hat in völlig geschichtlicher Zeit der Name Stecknitz die Bezeichnung Delvenau verdrängt. Es ist ein Zeichen, wie sehr diese Senke sich dem Auge als eine ununterbrochene Rinne darstellt. Bereits den Mitteln des 15. Jahrhunderts war es möglich, eine schiffbare Straße zur Trave hier auszubauen, auf der namentlich das Lüneburger Salz zu den salzarmen Ostseeländern gelangte. Heute zieht hier der Elb-Trave-Kanal entlang, der von Lauenburg ausgeht. Da sowohl auf der Stecknitz- wie auf der Elbseite der Strom an die Geesthügel herandrängt, so klimmen die Häuser Lauenburgs eng gedrängt von beiden Uferändern aufwärts. Strom- und Bergstadtlage schaffen hier gemeinsam ein reizvolles Stadtbild. Namentlich die Elbseite ist malerisch (Abb. 1). Es ist die Lage von Blankenese mehr ins Oberelbische übersezt. Mit einer Fülle überaus lieblicher Ecken und Winkel, im Grün versteckt, mit alten geschnitzten Siebelhäusern bewahrt Lauenburg, abseits von dem großen Verkehr geblieben, das schönste Kleinstädtidyll der Niederelbe (Abb. 2). Oben auf der Höhe ist noch ein Rest des alten Schlosses geblieben, der Residenz der alten lauenburgischen Herzöge bis zu ihrem Aussterben 1689.

Elbabwärts setzt sich Wald an Wald. Es sind die Reste eines alten Grenzwaldes zwischen Slawen und Sachsen, der einst westlich der Delvenau in breitem Zuge die Elbe begleitete. Er setzt die Wälder der linkselbischen Góhrde fort, ebenfalls ein Grenzforst zwischen Sachsen und Slawen. Nicht das meilenbreite Elbtal mit seiner Wasserwüste ist die Völkerverscheide gewesen, sondern der Urwald, der noch schwieriger zu überschreiten war als das Sumpfland des Stromes. Als alte Völkerverscheide bewahrt das Waldgebiet eine ganze Reihe alter Erdburgen.



Abb. 48. Die Elbe von Grauz, gegenüber Blankenese, gesehen. (Zu Seite 68.)

Eine solche besonders schön erhaltene Befestigung findet sich nordwärts unweit Sierksfelde im Koberger Zuschlag, ein Ringwall am Moor gelegen, 80 m im Durchmesser mit 5 m hohen Wällen und breitem Graben, im Buchenwalde, von Farnkraut umspinnen. Karl der Große hat längs dieser Völkerscheide in einer Art Nachahmung des römischen Limes einen befestigten Grenzwall anlegen lassen, wohl nur eine niedrige Erdmauer mit einem Graben davor, und hat diese uralten vorgeschichtlichen Ringwälle in die Befestigung mit hineinbezogen.

Auf die alte Völkergränze weist auch das plötzliche Auftauchen von Slawennamen im Osten des Waldgebietes. Da begegnet Lauenburg, Delvenau, Stecknitz, Linau (Schleibach), Bille (Weißwasser), Kasseburg (Zwergkieserndorf), Sahms (Froschbach), Lankau (Sumpfaue), Sarau (Rodung im Walde), Wangelau (Kohlenbrennerstätte), Labenz (Schwanwasser), Grabau (Buchenwald), Gülzow (Heidefeld) usw., während westwärts die vertrauten Laute auf berg, burg, dorf, wald, heide und horst allein verbreitet sind. So kommt es auch, daß jenseits wendische Rundlinge in Menge sich finden gegenüber den sächsischen Hausendörfern diesseits. Als äußerster nach Westen vorgeschobener Rundling erscheint Brunstorf bei Friedrichsruh, das trotz seines deutschen Namens deutlich die slawische Dorfanlage zeigt, den ringförmigen Platz in der Mitte mit dem Kirchenhügel, der einst die Burg des Starosten trug.

Der größte Rest dieses uralten Grenzwaldes ist der Sachsenwald, der der Jagdlust der sächsischen Herzöge seine Erhaltung verdankt (Abb. 10. 11. 14). Auch sein Name geht auf die lauenburgischen Herzöge zurück. Es ist eben der sächsische Wald, der „Herzogswald“, wie er auch in den Urkunden heißt, im Gegensatz zu dem gräflich holsteinischen westwärts der Bille. Mit dem alten Sachsenstamme steht der Name also nur mittelbar in Beziehung. In ihn ist nun im reizvollsten Spiel der Geschichte der Altreichskanzler eingezogen. Schwerlich möchte man einen Punkt finden, wo man den Geist des Alten sich lebendiger denken möchte als in diesem Grenzwalde zwischen Ost und West an dem zukunftsreichen Sector der Elbe. Wie er den Osten und Westen zusammenschmiedete, so fand er die Ruhestätte genau auf der Grenzscheide des alten Reiches und des östlichen Neulandes. Wer ihn dort unter den dunklen Wipfeln sehen durfte, von Fackeln umglüht, von Qualm umloht, das Haupt mit dem Helm bedeckt, auf das Schwert gestützt, dem konnte er schon damals wie eine Sagengestalt erscheinen, als wäre er einer der Gewaltigen, die in den Hügelgräbern des Waldes schlummern und als segnende Geister zuzeiten sich zeigen.

Wendet man sich von diesen Grenzwaldgebieten an den Strom zurück, so trifft man Artlenburg gegenüber (Abb. 3) oberhalb eines steilwandigen Hohlweges die Reste einer alten „Erdburg“, der Ertheneburg. Hier flutete seit unvordenklichen Zeiten der Verkehr hinüber und herüber. Denn da Ebbe und Flut hier nicht mehr wirksam sind und einzelne hervorragende Werder den Übergang erleichtern, so war hier der natürliche Übergangspunkt, wo die Nord-Südstraße die Elbe überschritt. Der alte Straßenzug von Braunschweig-Gisshorn-Lüneburg-Bardowiek gabelte sich bei der Ertheneburg und führte ostwärts zur Trave und nordwärts, den Geestabhang entlang, über Bergedorf, Hamburg, Ikehoe ins Holstenland. Von Norden gerechnet war hier die Sachsenstraße, von Süden die Holstenstraße. Daher führen die beiden Hauptstraßen Bergedorfs, die auf dieser alten Heerstraße liegen, noch heute die Namen Sachsenstraße und Holstenstraße. Die Handelsbedeutung Bardowieks und später Lüneburgs beruht auf diesem Elbübergang und dieser Straßengabelung. Für die Wichtigkeit dieser Stätte spricht es, daß eine der Billinger Hauptburgen hier erbaut wurde. Der letzte Billinger Magnus ist auf dieser Ertheneburg 1106 verschieden. Heinrich der Löwe hat hier oft Landtage abgehalten. Sein jäher Sturz knüpft an diese Stätte. Mit eigener Hand zündete er die Burg seiner Ahnen an und entfloh elbabwärts im Fischerkahn, ehe Barbarossa den Hohlweg heraufziehen konnte.



Abb. 49. Mtländer Haus in Suttfleth. (Zu Seite 53.)

Die Waldbedeckung auf dem Steilufer bleibt bis Geesthacht. Unmittelbar an dem Abhang zwischen dem Farnkrautgrund und den ragenden Stämmen leuchtet die breite Wasserfläche des Stromes, immer von qualmenden Schleppzügen belebt (Abb. 1. 3). Erst bei dem schnellwachsenden Geesthacht, 4800 E. — zum Unterschied von dem gegenüberliegenden Marschacht so genannt — wendet sich die Elbe von der Geest ab (Abb. 4. 9). Es will scheinen, als wenn in ältester Zeit ein jetzt vermoorteter Wasserlauf längs der Geest an Bergedorf vorüber sich hinczog. Der Name des Dorfes „Stowe“ an der Stromknickung — früher rechtselbisch gelegen — bewahrt vielleicht die Erinnerung an ein künstliches Stau, das die Ablenkung erst endgültig machte. Die Billigkeit des Wasserweges hat hier große Industrien hervorgerufen, Dynamit-, Pulver- und Glasfabriken. Zahlreiche Weidenpflanzungen dienen den Korbflechtereien. Die Lungenheilstätte Edmundstal verdankt ihre Gründung der großartigen Freigebigkeit eines Hamburger Kaufmanns. Jenseits der Dünen, die dem Geestabhang vorgelagert sind, öffnet sich eine weite Fruchtebene. Das sind die gesegneten Vierlande, Altengamme zwischen der Geest und Doveelbe (= taube Elbe) und mit ihm im Deichverband Curslak, dann zwischen Doveelbe und Goseelbe (= trockene Elbe) Neuangamme und endlich zwischen Goseelbe und dem Hauptstrom Kirchwärder. Von Lübeck und Hamburg in gemeinsamer Fehde dem Herzog von Lauenburg 1420 abgenommen, blieben sie „beiderstädtisch“ bis 1868, wo Lübeck seine Rechte gegen Entschädigung an Hamburg abtrat. Nach Hamburg zu elbabwärts erstreckt sich die Hamburger Marsch, Dshenwärder, Spadeland und Billwärder, tief gelegen, mit viel Schöpfungsmühlen und malerischen Braklandschaften (Abb. 16).

Die Siedlungsweise zeigt überall das holländische Muster, das an der Niederelbe so oft wiederkehrt, lange schmale Flurstücke bis $3\frac{1}{2}$ km lang, 90 m breit, durch Zwischengräben in drei je 30 m breite Stücke zerteilt. Wo der Abstand der alten Elbarme schmal ist, reichen die Stücke von Fluß zu Fluß, z. B. in Neuangamme, wo er breiter ist, hat man von beiden Seiten geschnitten. Am deutlichsten kann man auf der Karte diese sonderbaren Flurstücke bei Kirchwärder erkennen, wo einige Höfe „lüneburgisch“ sind. Man sieht deren Grenzen als preußische Exklaven besonders angegeben. Ob die Vierländer in Wahrheit Holländer gewesen sind, wie man oft meint, oder vorwiegend Holländer oder nur zum Teil Holländer oder zumeist Niederachsen oder Friesen, ist bei dem geringen Urkundenmaterial kaum zu entscheiden. Holländisches Recht hat es hier niemals gegeben, aber das beweist nichts gegen die holländische Abstammung. Die Siedlungsweise ist durchaus holländisch oder nach holländischem Muster.

Die alten Vierlande wird man sich vorstellen müssen nach Art der heute von Hamburg weit abliegenden Marschen — etwa Hadeln oder Wilster — als Gras- und Ackerbaumarschen, von zahlreichen Herden von Rindern und Rössen begangen, aber nicht als das Gemüseland der Großstadt, das es heute ist. Das weitgebaute, doch immerhin kleine Hamburg der älteren Zeit mag sich das „Gröntüg“ zwischen den Stadtmauern selber gezogen haben. Erst als die Stadt zu wachsen begann, also im 17. Jahrhundert, hat diese Marsch den Gemüsebau zu pflegen begonnen und hat sich nun allmählich in einen einzigen großen Garten verwandelt, dessen tägliches Absatzgebiet die Großstadt ist. Heute reicht der unmittelbare Einfluß Hamburgs schon über die Vierlande hinaus und wandelt auch das alte Korn- und Rapsland der Winjer Marsch bis in die Artlenburger Gegend in Gemüse- und Fruchtländ um.

Während in alter Zeit die Grünhöfer ihre Gemüse in Karren und Wagen, aus den entfernteren Orten in Ewern zur Stadt fuhren, schleppen jetzt starke Dampfer die hochbeladenen Schuten reihenweise hinter sich her. Die Rosenzucht, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Vierlanden überaus verbreitet war, hat ganz aufgehört. Zentnerweise gingen damals eingesalzene



Abb. 50. Mittagsstille am Schweinefand zur Stauzeit. (Zu Seite 126.)

„Provinzrosen“ zur Bereitung von Rosenwasser sowie Rosenknospen, in Blechbüchsen verpackt, nach England. Der großartige Handel mit Maiblumenkeimen nach dem Norden und den überseeischen Plätzen ist an seine Stelle getreten. Mancher Gemüsebauer bringt alljährlich 2—300000 Keime in den Handel. Doch scheint auch dieser schon seinen Höhepunkt überschritten zu haben.

In hohem Grade eigentümlich ist die strichweise Verbreitung der einzelnen Erzeugnisse in diesen Marschen. Aus Ochsenwärdter kommt die Hauptmasse des „Gröntügs“: Weißkohl, Grünkohl, Steckrüben, Erbsen, Schneidebohnen, Wurzeln, Sellerie, Gurken, Rhabarber, Frühkartoffeln. Aus den Vierlanden kommen vorwiegend die eigentlichen „Pfundwaren“: Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Melonen und Tomaten. Die eigentliche Blumengegend ist Curslak, Neuengamme, namentlich „die Böge“. Dort ist der Bezirk des Goldlacks, der Stauden, der Veilchen, der Nelken, Christrosen und Lilien, Primeln, Iris, Rosen, Georginen, Tuberosen und Maiblumen. Bei Zollenspieker (Zollspeicher) gibt es große Kükens- und Gänsemästereien. Russische und ungarische Gänse wandeln sich hier bei starker Mastung binnen vier Wochen zu den berühmten Vierländern um. Das eigentliche Herz der Vierlande ist Neuengamme (Abb. 7),* weniger wohlhabend ist Altengamme, am weitesten von Hamburg entfernt und infolge von Deichbrüchen vielfach mit Elbflanden überschüttet. (Abb. 6.)

* Hier traf man am Kirchwärdter Landweg im November 1910 bei Bohrungen nach Grundwasser in einer Tiefe von 280 m auf Kohlenwasserstoffgas, das mit etwa 80 Atmosphären Druck dem 28 cm weiten Bohrröhr entströmte und sich bald entzündete. Die Gewalt der Feuerströme war so stark, daß der Boden unter den Füßen zitterte und das Brausen meilenweit hörbar war. Das Gas soll hauptsächlich als Heiz- und Kraftmittel Verwendung finden.



Abb. 51. Vor Blankenfe. (Zu Seite 108.)

Die Besitzverhältnisse spiegeln die besondere Erwerbstätigkeit wider. Die großen Höfe, 40—50 Hektar groß, zwar unteilbar beim Erbgang, aber frei verkäuflich, zersplittern immer mehr in Kleinhöfe. Zwei oder ein Hektar, ja ein halber Hektar Gemüselandes muß oft eine Familie ernähren. Manche haben gar kein Eigenland, sondern nur Pachtland. Der alte Bauer wird so zum Geldmann, der von seiner Pachtrente lebt, bisweilen 3—4000 Mk. Daß bei den immer steigenden Bodenpreisen sich eine geradezu chinesische Betriebsamkeit entwickeln muß, ist klar. In der hilden Zeit im Sommer ist die Arbeit um Mitternacht kaum vollendet und beginnt um 3 Uhr in der Frühe von neuem. Selbst am Karfreitag Morgen mag man hier wohl den fleißigen Spaten blinken sehen. Von der Überanstrengung wird der ganze Körper hager und „leeg“. Nur gegen Ende des Winters macht die Bevölkerung einen ausgeruhten Eindruck. Die nicht seltene Unterernährung kommt hinzu. So ist der körperliche Zustand nicht immer gut. Die Ärzte klagen, daß die Frauen nur selten nähren können. Besonders bemerkenswert ist die Sitte, daß der alternde Bauer nicht den Hof abgibt. Erst auf dem Totenbett pflegt er, wie weiland die Erzpäter, Habe und Segen zu verteilen und hier wie dort entstehen wirre Familien- und Erbverhältnisse. Es kommt nicht selten vor, daß der erwachsene Sohn, der in der Wintermarsch jenseits längst Hofherr wäre, sich als Tagelöhner verdingt, während seine Frau auf dem Hofe ihres Vaters als Magd weilt. So leben die jungen Eheleute manchmal Jahre hindurch getrennt, bis sie sich selbständig gemacht haben oder der Tod der Eltern sie in bessere Verhältnisse bringt. Kein Wunder, daß sie unter diesen Umständen hart gegen sich und andere heranwachsen, voll äußerster Strebbarkeit, unermüdet tätig, auf ihren Vorteil bedacht, mit ausgeprägtem Erwerbssinn und Handelsgeist. Schiffer werden sie niemals.

Das Besonderste dieses alten Bauernstammes ist die große künstlerische Begabung. Die Vierlande sind das Bauernkunstland allerersten Ranges. Was sie in Hausbau und Hauseinrichtung bis auf die kleinsten Geräte hinab künstlerisch geleistet haben, wird immer die höchste Bewunderung erregen müssen. Die alte Begabung wirkt auch heute noch segensbringend nach. Da der Dreißigjährige Krieg, der doch der benachbarten Wintermarsch völlige Verwüstung brachte, hier ohne besondere Schädigung vorüberging, so sind hier eine Reihe alter Bauernhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts erhalten geblieben. Sie wären noch weit zahlreicher, wenn nicht die große Feuersbrunst von 1903 27 Gehöfte in Asche gelegt hätte. Mit ihrem breiten Walmdach, dem Ziegelmosaik, den geschnitzten Balkenköpfen, den Sgraffitomalereien, den bunten Glasfenstern, den Intarsien, der Wandtäfelung, dem Fliesenbelag, den kunstvollen Efen, den wundervollen Hausgeräten, den Läden, den Truhen, Stühlen, Töpfen, Geschirren zeigen sie ein herrliches Bild hoher bäuerlicher Kultur. Die alten ganz unsagbar reichen Prachtgewänder verstärken diesen Eindruck. Überaus reizvoll sind die Kirchen. Wer sah je solche Dorfkirche wie die in Altengamme? Stundenlang mag man in dem kleinen Raum weilen und sich des künstlerischen Schmuckes freuen, der wundervollen Schnitzereien und Intarsien, überall eingelegte Rosen, pickende Vögel und Blumenvasen und über den Plätzen die schmiedeeisernen Hufständer, jeder von dem andern verschieden, in sich vollendet. Die alten schönen Vornamen, die unter den Hufständern über den Kirchenstufen stehen, werden lebendig und gewinnen Gestalt. So sitzen die Bäuerinnen wieder in ihrer glitzernden Tracht (Abb. 8), viel stolze und harte Gesichter dazwischen, die Mette, die Gesche, die Marbe, die Gardrut, die Hebel, die Elsche, die Barber, die Trin, die Wöbke, die Geske, die Anke, die Engel, die Lenke, die Befke, die Marlehn, die Hille, die Alke, Edzarde und Sske! Und neben ihnen in silberknöpfigen Jacken Tiete, Michel, Balster, Thies, Jürgen, Bastian, Eggert, Pasche, Maake, Ficke, Harm, Jochim, Hennig, Töns, Benig, Henke, Merten, Wilke, Lehnens, Carsten, Meyn, Schweries und Hartig!

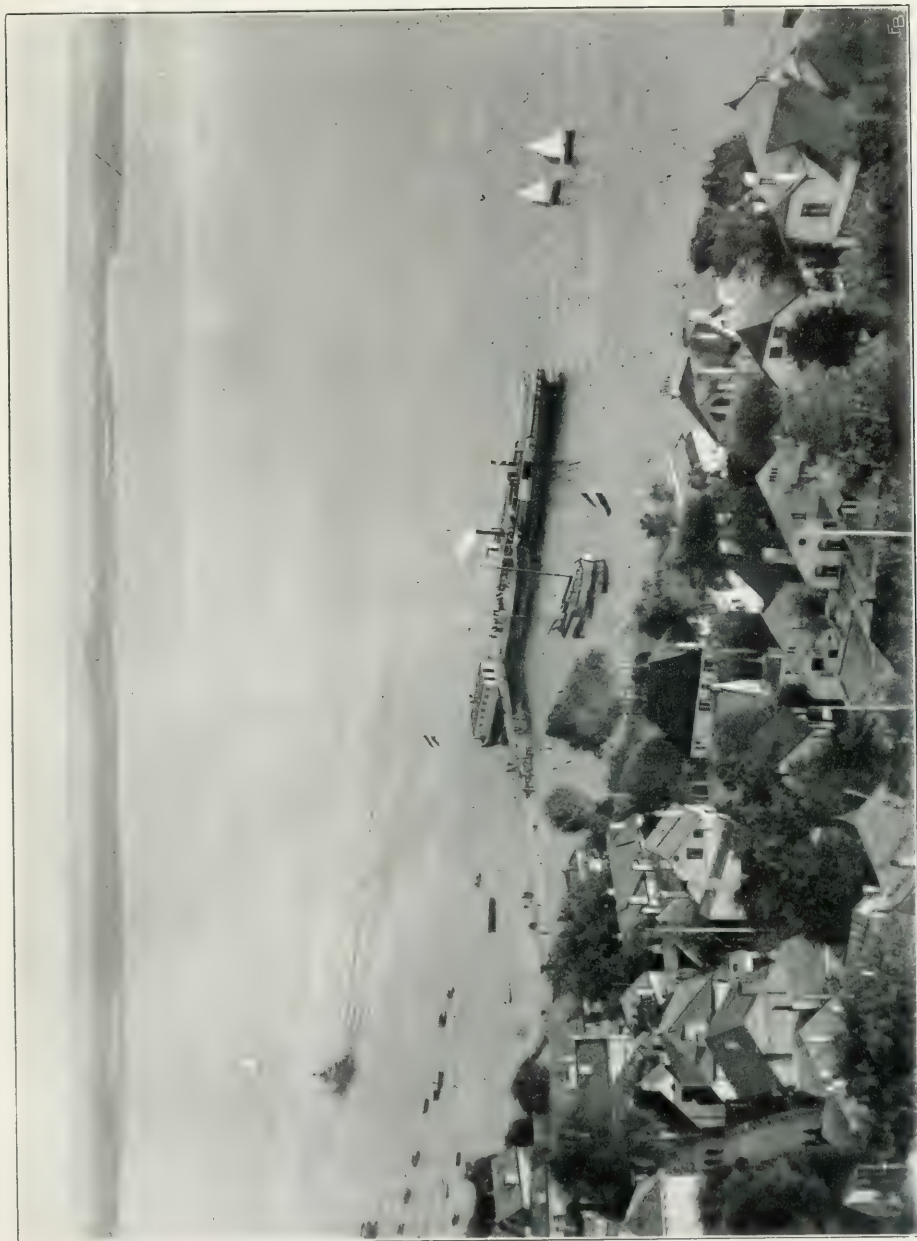


Abb. 52. Elbfluten vom Sillberg gesehen. (3u Seite 108.)

2. Die Winser Marsch mit Neuland.

Während die Bierlande keinen Geestfluß empfangen, hat die gegenüberliegende Winsermarsch mit der Bogtei Neuland die schiffbare Almenau und die Luhe — jetzt ein Nebenfluß der Almenau — samt der Seeve zu überwinden. Daher kommt es, daß in der niederen Winsermarsch ein Achterdeich hat gebaut werden müssen, der den Bierlanden fehlt. Die Deiche der Winsermarsch gleichen Ringwällen, die das Marschland umsäumen, und die Marsch gleicht aneinandergereihten Ringinseln. Bei Hochwasser von oben und bei dem Gegenstau der Springflut von unten steigt das Wasser die Querflüsse aufwärts, läuft hinter dem Achterdeich herum und verwandelt die ganze niedrige Ebene außerhalb der Deiche in ein weites Wasserfeld, aus dem als Inseln die deichumgeschlossenen Marschflächen hervorragen. Das ist das besondere Bild der Winsermarsch und der Seevegegenden. Bis an den Eisenbahndamm der Hamburger Bahn bei Stelle und Ashausen spülen dann die Wogen der weit entfernten Elbe und zeichnen die Marken von Flut und Ebbe ab. Luhe- und Elbewasser vermischt sich längs des Achterdeichs mit dem Seeewasser. So hat der Achterdeich hier mehr als sonst von den Fluten zu leiden. Daher ist er stärker gebaut, als man ihn sonst wohl sieht. Ja auch eine ganze Reihe von Braken — die man sonst nur an der Stirnseite des Deiches vermutet — begleiten hier den Achterdeich. Sie entstammen zumeist der Überschwemmung von 1855, deren letzter Rest eben der schilfumstandene See inmitten der Bogtei Neuland ist, ein Restsee der Marsch. Früher konnte man mit Bestimmtheit auf regelmäßige winterliche Überschwemmung der niedrigeren Strecken — der Biewiesen, d. h. Niedrigwiesen — rechnen. Vier Monate lang stand das Land bis in die Artlenburger Gegend unter Wasser und bot bei Frost eine herrliche Schlittschuhbahn. Daher sind hier auch die Häuser auf Wurten gebaut, die in den Bierlanden verhältnismäßig selten sind, wie z. B. in Mower, Hundes, Tönnhausen. Aber trotzdem stieg das Wasser in die Häuser, und selbst im Sommer kam es vor, daß die Kühe, bis an die Knie im Wasser stehend, gemolken wurden. Es waren Verhältnisse ähnlich denen des Hadler Sietlandes. Erst seitdem man den verwilderten Lauf der Almenau zwischen Dämme gefaßt und begradigt und das besonders tief liegende Land durch Pumpanlagen entwässert hat, haben sich die alten urwüchsigsten Zustände dieses echten Wasserlandes geändert. Man kann es verstehen, daß die Deichlasten hoch sind, bis 20 Mk. auf den Hektar. Dafür reiht sich nun aber auch weites fruchtbares Grünland an Grünland, wo früher selbst im Sommer eine Wasserwüste schimmerte. Die reichsten Gehöfte liegen längs des höheren Elbuferlandes. Es ist von hohem Reiz, etwa zur Blütezeit in dem Sonntagsfrieden der Marsch an diesen Gehöften vorüber den Deich entlang zu wandern, während auf dem stillen breiten Strom in kaum unterbrochener Reihe die Einsegel hinabgleiten und die qualmenden Schleppzüge bergauf fahren. (Abb. 5.) Kleinere Höfe von 2—5 Hektaren liegen den Achterdeich entlang. Sie entstammen wohl bauerlichen Mißgeiraten. Der stolze Bauer mag sie am Ende seiner Hofstätte für die Tochter abgetrennt haben, die sich dem Knecht hingegeben hatte und die er gleichwohl nicht verstoßen mochte.

Es ist der treuherzig-freimütige hannoversche Volkschlag, der hier siedelt, wegen der nahen Heide weit kirchlicher als sonst die Marschbewohner, tüchtige Bauern, wirtschaftlich vorwärtstrebend, bisher durch die Wasserhältnisse gehindert, auch künstlerisch begabt, wie ihre schönen alten Einrichtungen zeigen. Trachten sind nicht mehr vorhanden. Den Bierländer empfinden sie als ihrem Wesen durchaus fremd. Es ist wie ein Ausdruck dieser Stimmung, wenn die Jugend beider Ufer bei sommerlichem Niedrigwasser, bis an die Hüften im Strom wachend, seit alters scheltende Worte hinübruft und mit Steinwürfen einander zu erreichen sucht. Heirat findet so gut wie nie über den Strom statt, eher noch eine Liebeleie.



Abb. 53. Schotterflüße bei Mittensbergen mit eiszeitlichem Kliff. (3u Seite 108.)

Die nahe Großstadt macht sich immer mehr geltend und ändert die Erwerbsverhältnisse. Gemüsebau und Obstzucht im großen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Das Alte Land ist durchaus das Vorbild. 80000 Obstbäume sind allein in den letzten Jahren gepflanzt. Es wird nicht lange dauern, daß das Winter Obst so gut wie die Vierländer und Altländer Ware sich seinen Markt erobert. Die Viehzucht ist weit berühmt und übertrifft die der Vierländer. Eine Besonderheit ist die Kükenzucht. Mehr als eine Million wird alljährlich gezüchtet. Sie gehen weithin in alle Welt. Als poussin de Hambourg findet man sie selbst in Monte Carlo und überall an der Riviera wieder.

Irgendwie namhafte Orte sind nur Artlenburg, mit der Winter Marsch in einem Deichverband, und Winjen. Artlenburg war ursprünglich aus geschichtlichen und natürlichen Gründen als Eisenbahnübergangsstätte über den Strom gedacht. Als die Einwohner sich, wie so oft, gegen diese neumodische Einrichtung mit Hand und Fuß sträubten, wurde Lauenburg gewählt. Seitdem blieb Artlenburg völlig abseits. Der größte Ort ist Winjen (Winhusen), der der Marsch den Namen gegeben hat, auf einer Sandhöhe an der Lühemündung gelegen (4400 E., 1821 1500 E.). Eine Straße aus der Heide längs des Lühetales mündete hier und überschritt den Strom. Der „Zollenspieker“ jenseits erinnert noch an diese Zeit. In noch entlegene Tage führt ein altes Siechenhaus mit der Kapelle des heiligen Georg an der früheren Landstraße. Die Perle des überaus sauberen lindenbestandenen Städtchens ist das alte Schloß mit dem Zinshaus daneben, das die vielprossige Welfendynastie zu ihrem Unterhalte benötigte, ein fester Backsteinbau des 15. Jahrhunderts, von doppeltem Wassergraben umgeben. Heute ist es der Sitz des Landratsamtes (Abb. 12).

3. Das Elbinselgebiet.

Zwischen den oberen und unteren Marschen breitet sich der Raum eines späteren Großhamburg aus, dessen Linien sich bereits immer deutlicher einzeichnen beginnen. Es umfaßt vor allem das Elbinselgebiet zwischen Harburg und Hamburg. Hier bedarf Finkenwärder, die eigentümlichste Fischeninsel der Niederelbe, eine gesonderte Betrachtung. Aber schon fassen die Arme der Großstadt über die Elbinseln hinaus. Bergedorf mit seinen Vororten, ferner Harburg und Wandsbek, dann unterhalb Altona mit Ottenjen, die Ortschaften bis Blankenese werden immer mehr zu rein hamburgischen Siedlungen. Die staatlichen Grenzen erweisen sich gegenüber dem inneren Leben einer wirtschaftlichen Gemeinschaft durchaus ohnmächtig. Es wird richtig sein, diese sich schnell wandelnden Gebiete des kommenden Großhamburg als eine Einheit zu betrachten. Es folgen die Marschen elbabwärts am rechten und dann am linken Ufer. Das eigentliche Hamburg, als Herz und Nerv der gesamten Niederelbe und ihr besonderstes Gebilde, wird naturgemäß den Abschluß der ganzen Betrachtung bilden.

Bereits oberhalb Bergedorfs im Billtal beginnt das Dienergefolge der großen Stadt. Numühle am Sachsenwaldrande und Reinbek sind rein hamburgische Siedlungen. Auch das stark wachsende Bergedorf, an der Durchbruchsstelle des Billtals auf der üblichen Seestzunge gelegen, mit starker Industrie (1905: 12400 E., 1910: 14900 E.), kann als solche gelten. Ursprünglich war es ein festes Schloß der Lauenburger Herzöge zur Sicherung der Bill- und Sachsenstraße und Zwingburg zugleich für die Vierländer. Das alte Schloß, zum Teil erhalten und ausgebaut, ist das Urbild einer niederdeutschen Wasserburg mit doppelten Gräben und Wällen, in Grün eingesponnen. Der Ort stimmt, Lauenburg vergleichbar, den Seesthügel hinan und erinnert, von dem fernen Elbdeich gesehen, an weißschimmernde Bergstädte des Südens, wie denn diese Bergstadtlage für sämtliche Seestrand-siedlungen bezeichnend ist. Schade, daß die vielen nicht immer geschmackvollen Landhäuser, in der Nähe gesehen, diesen schönen Eindruck zerstören. Als zweite

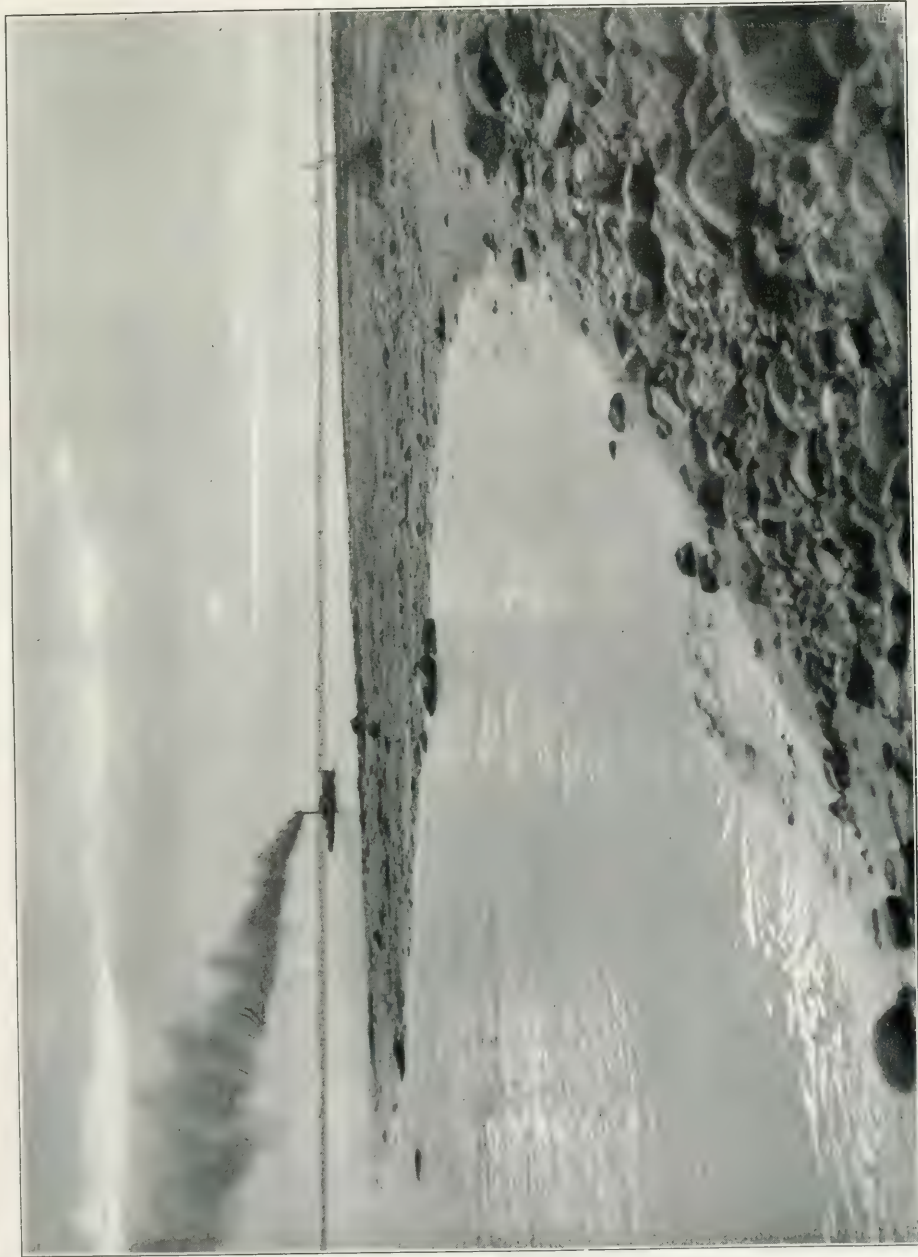


Abb. 54. Eiszeitliche Barre bei Wittenbergen. (Zu Seite 108.)

Zwillingburg des Landes diente die südliche Riepenburg, die gänzlich verschwunden ist. (Gegenüber der Luhe- und Ilmenaumündung, nahe dem Zollenpieker gelegen, sollte sie zugleich Lüneburger und Winer in Schach halten. Am Bergedorf zu einem Elbhafen zu machen, hat man bereits 1443 die Bille in die Doveelbe geleitet. Ursprünglich floß sie den Gesestrand entlang nach Hamburg. Das schmale Wasser, das sich in dem verlassenen Bett sammelt, hat den alten Namen „Bille“ auch heute noch bewahrt.

Je mehr abwärts, um so mehr zersplittern die Elblande und lösen sich zuletzt in ein Gewirr kleiner und kleinster Inseln auf. In alter Zeit war das noch mehr der Fall als heutzutage. Die Namen der beiden Dörfer Ochsenwärder (2200 E.) und Billwärder (2850 E.) weisen noch auf solche alte Elb- oder Billinseln. Karten von 1600 zeigen zahllose kleine Eilande bis nach dem heutigen Finkenwärder. Hier ist denn auch die Stätte des eigentlichen Flußdeltas zu suchen. Abwärts setzt die ausfurchende Kraft der Gezeiten ein und hindert mehr oder minder die Bildung solcher Zwerglande aus oberem Geschiebe. Der Strom wandelt sich dort in den Gezeitenpriel um. Die allmähliche Entwicklung dieser Inseln und Inselgruppen bis zu ihrer heutigen Gestalt genauer zu verfolgen, ist zwecklos. Es genügt zu wissen, daß die dem rechten Elbufer naheliegenden die Reste einer von den Fluten zerrissenen großen Insel, des Gorieswärder, sind, der sich noch um 1150 längs des Stromufers von Hamburg bis Nienstedten hinzog. Andere Inseln sind wieder aus kleineren Eilanden unter der helfenden Hand des Menschen zusammen gewachsen. Priele sind zugefüllt, Durchstiche gegraben. Die öfters von einem Ufer der Stromrinne zum anderen hinüberspringenden staatlichen Grenzen weisen auf Strombettveränderungen und zeigen so noch unmittelbar das Werden und Vergehen dieses noch nicht festen Schwemmlandes. In dem Adergewirr hat sich allmählich als größter Elbarm der Köhlbrand herausgebildet, der sich unterhalb Harburgs von der Süderelbe abzweigt und Altona gegenüber mündet. Er wird zur Zeit zum Großschiffahrtsweg nach Harburg vertieft. An der Abzweigungsstelle liegt Moorburg, die einzige Besizung Hamburgs an der Süderelbe, Harburg nahe und einst eine Feste gegenüber den Harburgern. Einzelne alte Elbarme verlanden immer mehr, so der Köhlfleth, der zur Ebbezeit fast trocken liegt. Auch die Süderelbe ist nur noch für ganz flachgehende Ewer schiffbar. Die größte Insel ist Wilhelmsburg. Sie ist wie überhaupt die ganze Inselgegend die Heimat der späteren Millionenbauern Hamburgs, schon heute von Kanälen und Fabrikanlagen der sich reckenden Großstadt durchzogen (bereits 28300 E.). Der Name stammt von dem letzten lüneburgischen Herzog Georg Wilhelm, der sie für seine Gemahlin Eleonore d'Albreuze als Witwensiz kaufte. Das preußische Altenwärder ist eine Fischerinsel. Ihr Fischereigebiet ist im Gegensatz zu Finkenwärder die Elbe, nicht die See. Zugleich ist die Insel ein Milchland Hamburgs. Manche dieser kleinen Eilande mit ihren stillen Stromadern erschließen überaus reizvolle Wasserbilder rein holländischer Art, daß man sich an die Maas- und Rheinmündungen versetzt glauben könnte. Die schön geschwungenen Harburger Gesehügel schließen das Bild ab. Waltershof und die stille Dradenau sind geradezu Perlen niederdeutscher Elbschönheit, schilfumgebene Marschenbilder in unmittelbarster Nähe der Großstadt. Der Marschencharakter dieser Inseln wird nicht mehr lange erhalten bleiben. Nicht nur, daß sie immer mehr Hafens- und Industrieanlagen zum Opfer fallen, sondern auch der aus der Elbe gehobene Baggerstrand erweist sich als ihr Feind. Durch die Aufschüttung dieser Baggerstrandmassen zu sturmslutfreier Höhe gebracht, verlieren sie den Marschencharakter. Sie werden sozusagen zur Geseft. So wird einmal die ganze Gegend bis Bergedorf ihre Eigenart einbüßen.

Jenseits am linken Ufer der Süderelbe liegt Harburg (= Moorburg), eine uralte Sumpfburg zur Sicherung der Slawengrenze, in alter Zeit als Elbübergangsort kaum in Betracht kommend, und daher immer unbedeutend. 1527



Abb. 55. Bei Holfem im Alten Lande. (Zu Seite 144.)

wurde der kleine Flecken Hoflager Ottos, eines Bruders von Ernst dem Bekenner. Um das feste Schloß und den Ort noch mehr zu schirmen, baute er den Seevekanal. Ein Haus im Bruch der Haake — das heutige Hausbruch — war sein Jagdschloß. 1642 starb die Linie wieder aus. Seitdem führt der Ort ein bescheidenes Kleinstadtleben. Erst seit dem Bau der Nord Südbahn mit dem Endpunkt Harburg gewann er wieder. Als Konkurrenzstadt Hamburgs gedacht, wurde sie zum Elbübergangsorte und nach dem Bau der letzten festen Brücke 1870/71 zum Hauptübergangsorte der Niederelbe. Nun aber in engste Verbindung mit Hamburg gebracht, entwickelte sie sich immer mehr zum Vororte der Weltstadt. Die zweite Brücke und die elektrische Bahnverbindung machen dies Verhältnis sichtbar. Durch Vertiefung des Köhlbrandes und durch die neuen Hafengebauten wurde Harburg zugleich Nordseehafen mit stark wachsendem Verkehr. Als Stadt der Heide besaß sie vor 60 Jahren 4000 Einwohner, als Elbstadt und Vorort Hamburgs mit starker Fabrikthätigkeit, die sich auch in dem Stadtbilde ausdrückt, hat sie bereits 67 000 Einwohner.

b) Elbabwärts: 1. Rechtselbische Marschen.

Elbabwärts unterhalb Hamburgs erstreckt sich Altona (172500 E.), mit Ottensen vereinigt, merkwürdig durch seine Lage, seinen Namen und seine Geschichte. An dem steilen Elbufer gelegen, immer mit dem Blick über den schimmernden breiten Strom und das duftige Wiesenland jenseits, kann es zu den Städten mit schönster Lage gerechnet werden. Die „Große Allee“, einst um die ältere Stadt führend, jetzt Hauptstraße, auf der Vereinigungslinie zwischen Altona und Ottensen, wirkt mit ihrem monumentalen Abschlusse wie eine Triumphalstraße. Der Ort selber ist eine ganz junge Siedlung, eine Art wilder Schößling, den Hamburg im 16. Jahrhundert getrieben hat. Ein Fischer der Elbinsel Grevenhof, den die Sturmfluten von seinem Eilande vertrieben hatten, siedelte sich hier auf dem festen Geesthügel an, trotz der Beschwerden der eifersüchtigen Hamburger, denen der Platz „all to nah“ erschien, und erbaute 1536 einen Schiffer- und Fischerkrug, den er oder der Volkswitz eben wegen dieser Beschwerden „to dem All to nah“ nannte. Er war die Keimzelle der späteren Stadt, die in der Gegend der heutigen Breiten-, Fischer-, Kleinen Elbstraße und Seestermannstraße erwuchs. Sie wird dann ein Handwerkerort. Unzünftige Handwerker und kleine Gewerbetreibende, die dem stets geldbedürftigen Grafen gelieferte Waren dafür borgen durften, fanden hier eine nur übelgegnnte Freistätte, von der aus sie ihre Produkte in dem zünftigen Hamburg abzusetzen vermochten. Portugiesische und deutsche Juden wanderten zu. Noch heute sieht man ihre Marmorgräbe von der Königsstraße aus. Vertriebene Niederländer, Reformierte, Mennoniten und andere Sekten fanden hier Zuflucht gegen gutes Entgelt. Die Straßennamen Große und Kleine Freiheit erklären sich daraus. Allmählich dehnte sich der Ort längs des Geestrandes aus. Wo eine Bachmündung („Bachstraße“) das Seestufer ein wenig flacher ausklingen ließ, entstand der „Fischmarkt“ als Hauptverkehrspunkt der Hochseefischerei, des Herings- und Walfischfanges und des entstehenden Großhandels. Doch ist der Zuschnitt der Stadt im ganzen ärmlich gewesen. Zur vornehmsten Straße wurde die Alleestraße oder Palmaille, von dem Pallmallspiel, das hier betrieben wurde, so genannt. Als dann 1640 mit dem Aussterben der Pinneberger die Stadt dänisch wurde, war sie eine Trumpfkarte für den dänischen König, den Hamburgern gegenüber, der Nordseegrenzhafen des dänischen Reiches. Auf dem freien Platz St. Pauli zwischen beiden Städten längs der Elbe, wo die „Reeperbahnen“ für den Bedarf der Schiffe an Tauen und Seilen sich dehnten, erwuchs naturgemäß die Vergnügungsstadt, der Trödel-Jahrmarkt der heimkehrenden und ausfahrenden Matrosen. Als Lieblingsort der dänischen Könige wurde Altona 1713 aus Rache für das niedergebrannte Stade von den Schweden eingeeßert.



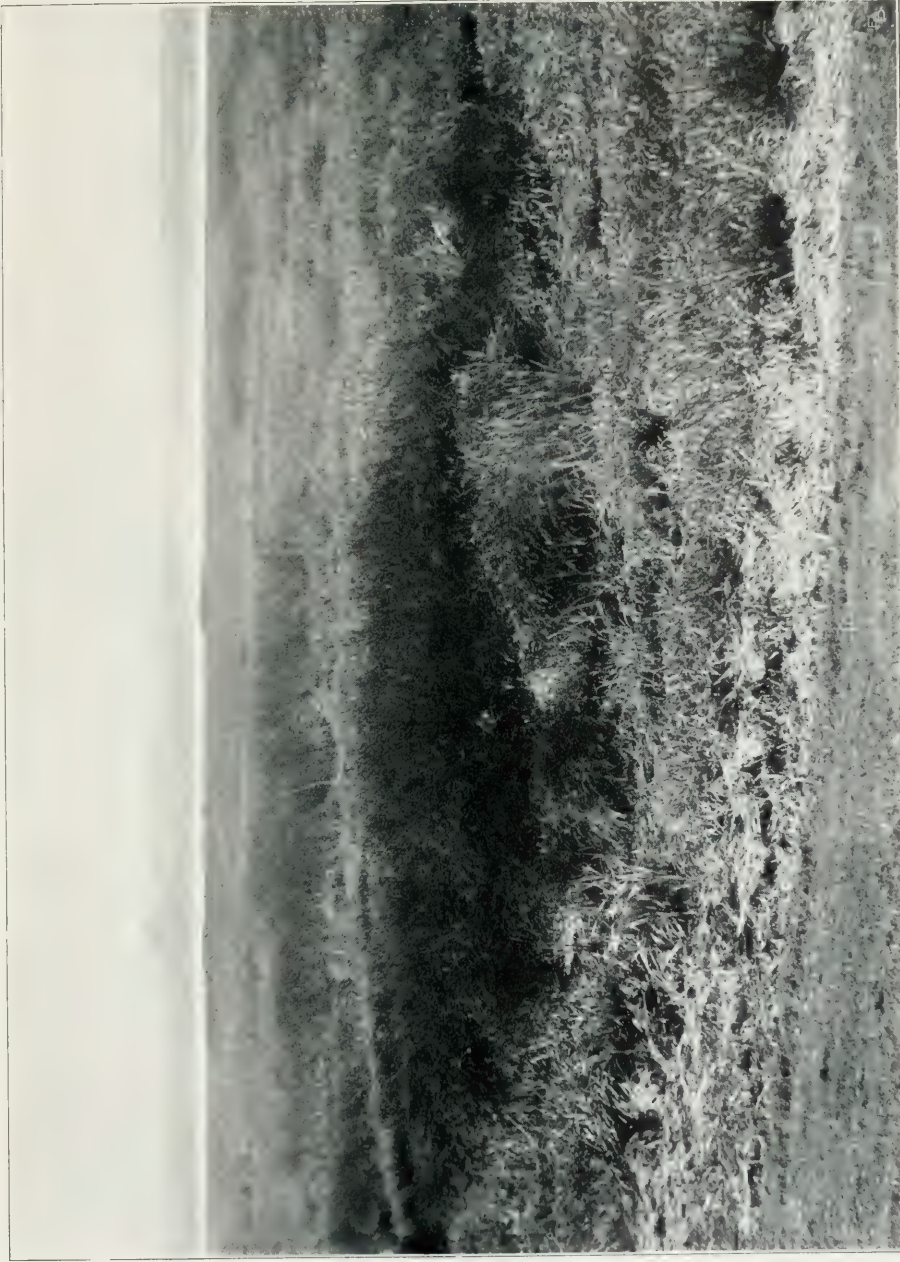
Abb. 56. Abendstille am Großen Priel bei Hatfeldorf. (Zu Seite 108.)

☒

☒

In der napoleonischen Zeit blühte es bei der dänischen Neutralität empor. Die geschichtlichen Ereignisse von 64 66 waren der Stadt nicht günstig, Es verlor seine Stellung als Grenzhafen und Bankplatz nach dem Norden. Große Kaufmannsfirmen starben aus oder verzogen nach Hamburg. Die blühenden Seegelschiffreedereien gingen ein, die neuen Dampferlinien nahmen ihren Sitz in Hamburg. Doch fällt die große Entwicklung des Fischhandels, in dem es noch heute Hamburg übertrifft, in diese Zeit. Da es bis 88 noch Zollausland blieb, so siedelte sich die Industrie im zollinländischen Ottenjen an, wo sie zu hoher Blüte erstand. Zugleich wurde Altona immer mehr zur Beamtenstadt. Als Seeplatz wird es durch den Mangel an Raum in seiner Entwicklung gehindert. Es fehlt das Marschland, mit dem Hamburg so überreichlich gesegnet ist. Auch der Fischmarkt, diese alte Lebensquelle der Stadt, leidet durch den Raummangel. Immerhin werden hier für 10 Millionen M. Fische in „Kavelingen“ versteigert. 1880 Seeschiffe mit 481000 RT gingen im Jahre 1910 ein und ebensoviel aus, dazu 1670 Hochseefischereifahrzeuge. Wichtiger ist der Binnenschiffsverkehr mit 6400 hafenaabgabepflichtigen Fahrzeugen von 558300 RT, und 14500 abgabefreien Frachtschiffen von 810000 RT.

Jenseits der alten Altona-Ottenjer Grenze beginnt der berühmte mit Willen und Schlössern bedeckte Hügelzug. In unserer schnellebigen Zeit denkt man kaum mehr daran, daß noch bis 1888 hier jede Equipage, die zur Elbchauffee hinausfuhr, und jeder Wanderer auf zollpflichtige Gegenstände angehalten wurde. Noch um 1800 war diese herrliche Gegend wenig bebaut, Ackerfluren, Eichwälder, geschwungene Heidehügel, auf denen die Schafe gingen, etwa der heutigen letzten Kuppe bei Wittenbergen, dem Lusberg, vergleichbar. Dagegen muß sie in vor-geschichtlicher Zeit reich besiedelt gewesen sein, wie die zahllosen Gräber und reichen Urnenfelder, z. B. bei Dockenhuden, Tinsdal und Sülldorf beweisen. Seit alters hieß der Hügelzug „Soll“ oder „Süll“, d. h. „Anschwellung“, und dieser Name erstreckte sich auf die ganze „Hügelschwelle“ längs des Stromes. Erst vor der fortschreitenden Besiedlung wich die alte Bezeichnung und zog sich zuletzt auf den höchsten Gipfel zurück, der ihn allein noch heute bewahrt, den „Süllberg“ bei Blankeneje. Diese Anschwellung begleitet in so steilem Abfall das Ufer, daß dicht unterhalb Altonas ein Eisenbahntunnel gebohrt werden mußte, der einzige des nordwestdeutschen Flachlandes. Längst würde sich diese Hügelschwelle bis Blankeneje in eine einzige graue Häusersteinwüste verwandelt haben, wenn nicht die reichen Kaufherren ihre wundervollen Parkbesitzungen mit den Schlössern darinnen in fester Hand hielten, die sie in nicht genug anzuerkennender Freundlichkeit einer oft fragwürdigen Menge öffnen. Am Fuße des See-strandes liegen die alten Fischerorte Neumühlen und Svelgönne, noch 1600 „Fischerboden“ genannt. Hier spielen sich an schönen Sommertagen Bilder ab, die mit ihrem frohen Volkstreiben an Themsebilder erinnern können. Abwärts wird das Elbufer mit seinem Dünenlande, den Sümpfen, dem Erlens- und Weidendickicht, der Schilf- und Lattichwildnis und den ausgewaschenen eiszeitlichen Blöcken zum Strande. Jenseits Dockenhuden (3600 E.) und Nienstedten liegt Blankeneje (5000 E.), noch vor einem Menschenalter ein liebliches Fischerdorf mit alten Reethäusern, die malerisch übereinander an dem Steilabhang klebten. Girlanden trocknender Fische hingen wie Traubenreihen über steilem verschlungenen Pfad, während am Strande, wo heute Wirtshaus an Wirtshaus liegt, sich das reizvollste Fischerleben abspielte. Nur wenige alte Häuser, mit dem sauberen Gärtchen davor, erinnern an die alte Zeit. Die malerische Volkstracht ist gänzlich geschwunden. Noch im Beginn des letzten Jahrhunderts war hier der Sitz der bedeutendsten Hochseefischerei (1806 172 Ewer) und die Frachtschiffahrt übertraf mit 150 Fahrzeugen lange Zeit die Altonas. Diese Frachtschiffahrt hat gänzlich aufgehört, auch die Fischerei ist gering geworden gegenüber der Finkenwärders. Auch Übergangsstätte über die Elbe ist Blankeneje nicht mehr,



2166. 57. Schiffswidnis an der Seäte des 1751 weggelüpften Eidenwarth bei Scholentleth (Sajeldorfermarth), hinten der Aulsand. (Zu Seite 108.)

wie in früherer Zeit, wo der regelmäßige Handels- und Verkehrsweg nach Bremen nicht sowohl über Harburg, sondern durchweg über Blankenese nach Buxtehude ostwärts führte. Die Endung „hude“ in Buxtehude bewahrt noch die Erinnerung an diese uralte Fähr von Geest zu Geest, und nicht unmöglich erscheint, daß Dockenhuden vor Blankenese — wieder mit der Endung „hude“ — die entsprechende Fährstelle des rechten Ufers Buxtehude gegenüber bezeichnet. Heute ist Blankenese zum Vorort Hamburgs geworden. Eine besondere Merkwürdigkeit sind zwei Austerlager am Krähenberge in interglazialer Schicht, die, wenn sie an ursprünglicher Stelle liegen, die einstige Überflutung dieses Bodens durch das Meer beweisen würden. Im Bauersberge (92 m) erhebt sich der Boden Westholsteins am höchsten (Abb. 48). Schroffe Quertäler mit grüngoldiger Fichtenwildnis schaffen hier in unmittelbarer Stromnähe ein reizvolles Bild, dessen Eigenart noch dadurch erhöht wird, daß der Tiefstrom mit seiner Dampferfülle ganz nahe an das Ufer drängt. Jenseits erinnert noch ein Heidefleckchen an die einst endlose Heidelandschaft ringsum. Legt man sich im Kraut nieder, so sieht man Rahen und Masten und braune Segel mitten durch die Heideblüten sich schieben, oder der Rauch quillt aus unsichtbaren Dampfern über lichtblauem Wasserdunst sonnenbeleuchtet empor. Bei Wittenbergen tritt die eiszeitliche Grundmoräne unmittelbar an den Strom und begleitet ihn in steilem Abfall bis Schulau, von den Wellen unterpült, von Jahr zu Jahr mehr abbröckelnd, mit weitem Schotter, zerlapptem Uferrende, eingebetteten Moorflächen, das genaue Gegenbild des Brothener Ostseeufers bei Travemünde (Abb. 53. 54). Es wäre wahrhaftig schade, wenn diese malerische und zugleich so lehrreiche Uferstrecke in ihrer wundervollen Unberührtheit industriellen Anlagen zum Opfer fallen sollte. Seit das Ufer als Volksbad freigegeben ist, zeigen sich hier an schönen Sommersonntagen fröhliche Bilder reichen und festen Volkslebens.

Hafeldorfer- und Krempermarsch.

Jenseits Schulau (2550 E.) und Wedel (2500 E.), jetzt miteinander vereinigt, springt die Geest zurück, es beginnt die Marsch, die sich in der Geestbucht der Pinnau, nicht mehr vom Strom berührt, ruhig ablagern konnte. Auch Wedel war wie Blankenese ein wichtiger Übergangsort einer von Norden kommenden Heeresstraße nach der Lühemündung. So konnte hier ein großer Rindermarkt entstehen, von dessen einstiger Wichtigkeit noch die seltsame Rolandsgestalt erzählt. Mehr als 30000 Rinder jährlich sind hier im 16. Jahrhundert über die Elbe gegangen. Nördlich von Wedel lag die Hatesburg (Kampfburg), ein Zwingburg der Schauenburger. Da die Eisenbahn hier endet, so wird die Landschaft ganz einsam und unberührt. Sie gehört zu denen, die man gemeinhin langweilig nennt, weil sie nur still und groß sind. Die Deiche fehlen, die Einzelhöfe liegen auf Wurten. Ein alter vergessener Elbarm, von Bandholz und Schilf bestanden (Abb. 56), noch im 18. Jahrhundert eine Haupttrinne der Elbe, führt durch kaum betretene Wasserwildnis an Hetlingen vorüber nach Hafeldorf, das dieser Marsch den Namen gegeben hat. Auch hier war ein festes Schloß des Bremer Erzbischofs und später der Schauenburger, dessen Wälle und Gräben noch deutlich zu erkennen sind. Die ganze Gegend der Hetlinger Schanzen, die Christian V. 1672 gegen Hamburg aufwerfen ließ, die lattich- und schilfumstandenen Priele, der Julsand — von einem Pächter Julius mit Vornamen so genannt, — die Drommel (= Stück), die von Wasservögeln belebten Schilfbuchten dieser Elbhallen mit ihren Roß- und Rinderherden sind überaus reich an malerischen Vorwürfen. Hier ist die Marsch noch erhalten, wie sie vor zwei Jahrtausenden emporstieg. (Abb. 57. 60.) Hetlingen mit seinem unregelmäßigen Grabengeflecht scheint sächsischen Ursprungs, wie auch wohl die ganze Marsch auf altsächsische Besiedlung zurückgeht. Die Kirche hat hier, wie in der anliegenden Seefermüher

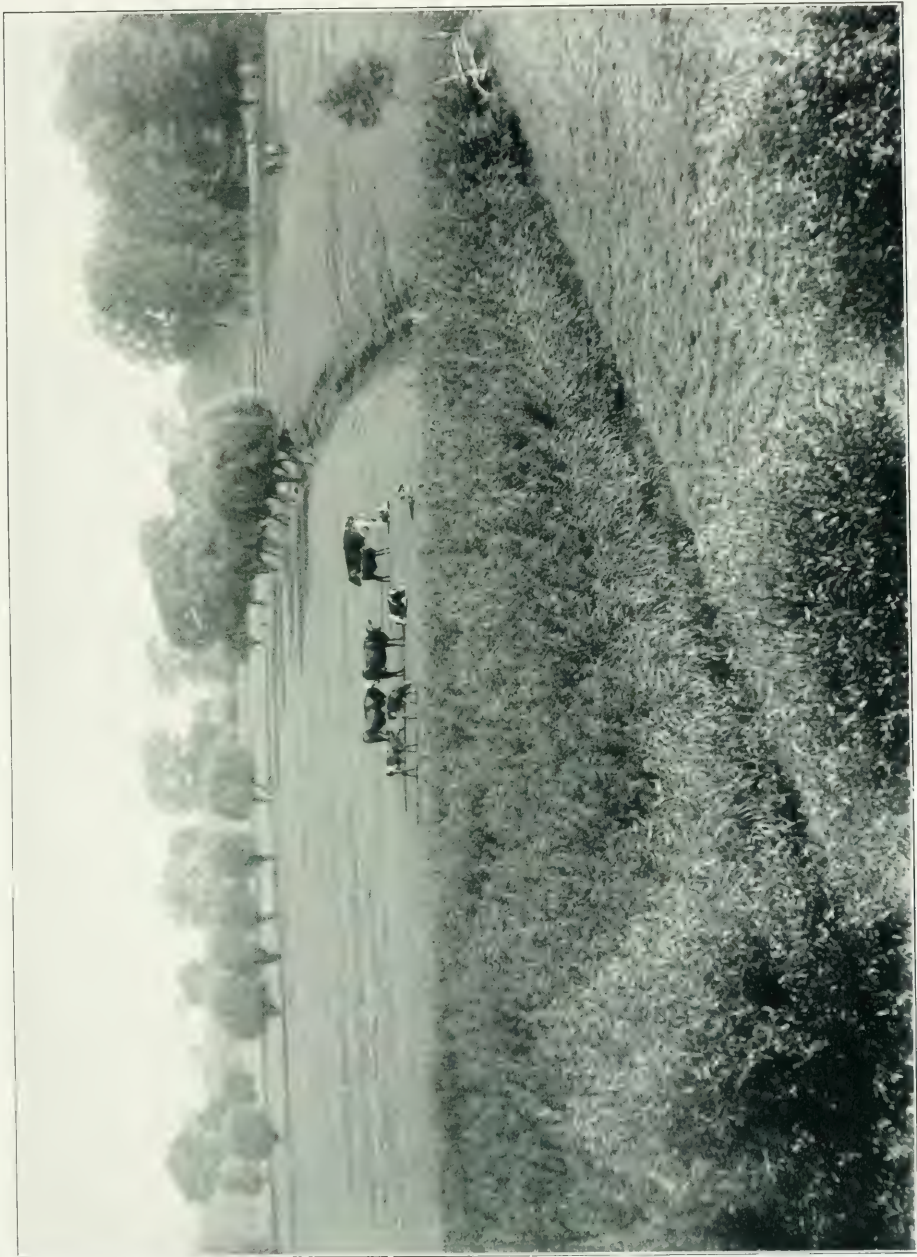


Abb. 58. Hagebörfermarisch. Bild in den Binnendeich. (Zu Seite 108.)

Marsch (Ab. 67), früh großen Grundbesitz gewonnen. So konnten hier die großen Güter der Ranzaus und Ahlefelds entstehen. Noch im 17. Jahrhundert erwuchs hier um Elmshorn eine freie Reichsgrafschaft der Ranzaus, die dann freilich von dem Dänenkönig 1721 wieder eingezogen wurde. Die Bauernhöfe sind nur klein gegenüber denen der Marschen mit holländischer Siedlung. Pachtung vom Grundherrn ist häufig, in der Seesterdühermarsch sogar Regel. Bei der Abgelegenheit und den minder wohlhabenderen Verhältnissen hat sich viel Altertümliches erhalten. Der Besitzer des größten Teils der Haseldorfermarsch war der als feinsinniger Lyriker bekannte Prinz von Schönau-Chrolath, allgemein verehrt und geliebt († 1908). Die Zickzackführung des Deiches weist auf alte Deichbrüche und Überschwemmungen. In der Tat sind hier zwei Dörfer Bishorst und Luchte verloren gegangen. Eine Wanderung auf diesen Elbdeichen über Scholenfleth bis zur Pinnaumündung ist von hoher Schönheit, namentlich im Herbst, wenn das hohe nickende Schilf die weiten Uferstrecken umrahmt oder im Winter, wenn die Eischollen hochgetürmt sich drängen. An elementarer Größe, farbigem Reiz und Stimmungsgehalt übertreffen diese mächtigen Wasserlandschaften mit ihrer erhabenen Wolkenfülle die landläufigen Alpenbilder bei weitem.

Jenseits der Pinnau (Abb. 66), an der Ufersen (6300 E.) und Pinneberg (6100 E.) liegen, beides alte Zwingburgen an üblicher Stelle, dehnt sich die Seesterdühermarsch, eine Besitzung der Grafen Kielmannsegge. Auch hier weist der winkelfreiche Deich auf alte Deichbrüche. 1717, 1756 und 1825 hat diese Marsch sehr gelitten. Die Lockuhl ist der Rest einer Überschwemmung. Nordwärts im Krückaudurchbruch liegt das bereits genannte Elmshorn (14700 E.), eine Stadt von großer Zukunft, stark wachsend, mit viel Industrie. Als Eisenbahnknotenpunkt mit Kiel, Lübeck, Hamburg und dem Norden verbunden, wird es immer mehr zum Mittelpunkt der südlichen Marschen. Der Schiffsverkehr übertrifft den Glückstädter Handel bereits um das Vierfache. Fast 2000 Schiffe mit 300000 cbm Inhalt kamen 1909 die Krückau hinauf. Der Verkehr würde weit größer sein, wenn der völlig verschlickte Fluß begradigt und gebaggert würde. Bei Ostwind liegt er fast trocken. Trotzdem hat der Tonnengehalt sich in den letzten 10 Jahren verdoppelt.

Nördlich der Krückau — der alten Zester — dehnt sich die Kollmarmarsch, noch zu der Haseldorfer Marsch gerechnet, eine der reichsten Marschen mit besonders großen Höfen. Das weite Vorland an der Krückaumündung und der Deich zeigen überaus liebliche Bilder, die den gerühmten Lühelandtschaften kaum nachstehen. Auch Fleien, Byssendeich, Lühnhüferdeich sind Perlen der Elbmarschen, ganz unabgesehen in ihrer Schönheit, kaum von einem Fremden betreten (Abb. 70). Jenseits Kollmar, mit einem Schiffsverkehr von 300 ein- und auslaufenden Schiffen, einst durch seine Störflischerei bedeutend, die nun fast ganz aufgehört hat, beginnt das Vorland zu schwinden, so daß große Steinbuhnen zum Deichschutz vorgebaut werden mußten. Weiter abwärts, wo der Bielenberg leise aus der Marsch hervorragt, wird der Deich zum steingedeckten Schardeich.

Nun beginnt bis zur Stör die Krempermarsch (8851 ha), eine reine Bauernmarsch. Auf spitzer Gesezunge lag aus Irblöcken aufgebaut die „steinerne“ Zwingburg der Schauenburger gegen die Freibauern, die Steinburg, auf heute noch erkennbarem Platze. Von ihr führt der Kreis, dem die Kremper- und Wilsftermarsch zugehört, den Namen Steinburg.

In verschiedener Hinsicht zeigt die Krempermarsch eine glückliche Mischung. Der Boden ist nicht so hoch aufgeschlickt, daß die Ziegelindustrie besonders lohnte. So fehlen hier die unerquidlichen Verhältnisse von jenseits. Aber er liegt auch nicht so tief, daß die Deich- und Schleusenlasten drückend empfunden werden. Dazu ist das Land ohne Adel, ohne Großgrundbesitz, halb Grasland, halb Pflugland, mit erträglichen Leuteverhältnissen, die 200 Höfe von mittlerer Größe. So findet sich hier ein überaus blühender Bauernstand, von hoher geistiger

Regsamkeit, mit unendlicher Liebe an den stolzen Höfen hängend, wie eine große Familie miteinander versippt. Man hat seine helle Freude an dem jungen Bauern, der noch vor acht Tagen in seiner Uniform wie ein läßt Herrgott unter den Mädchen da stand und nun im Knechtsgewand mit der „Schietjscheetschüffel“ am Hausgraben kleit, oder an dem seewindfrischen Mädchen, das aus der städtischen Pension zurückgekehrt die Lieblingskuh wieder melkt wie vordem. So stark erweist sich auch heute noch starre Gewöhnung von Jugend auf und Familiensitte. Durchweg arbeitet der Bauer mit, namentlich zur Erntezeit. Man sieht es diesen wundervollen Eschengehöften an, die wie adlige Wasserburgen über das ebene Land verstreut aufragen, mit dem großen parkartigen Garten, der Weißblattlaube, den hohen beschnittenen Eiben, den breiten Kieswegen, daß hier ein stolzer, seiner Kraft bewußter Bauernstand auf ererbtem Besitz haust. Eine Fahrt von Krempe über Neuenbrook, einer echten holländischen Kolonie, Grevenkopp und Süderau zeigt solche Höfe in Fülle.

Holländer sind es gewesen, die hier gedeicht und entwässert haben, wie immer am oberen Lauf des Quersflusses beginnend. An der oberen Aue erkennt man noch vielfach die alten niedrigen Deichreste. Der „Westdeich“ von der Aue zur Münsterdorfer Geest ist wohl der älteste Siedlungsabschnitt. In diesem Grundstock haben sich einzelne Deichringe bis zur Stör nacheinander angefügt. Weiter nach der Elbseite zu ist die Eindeichung äußerst schwierig gewesen. Hier ist das ganze Kirchspiel Bole und Nygenstadt um 1400 weggerissen. Man erkennt auch hier an dem Zickzack des „Altendeiches“ die echte Form des Notdeiches. Der heutige Name „Wildnis“ für das reich angebaute Land ringsum erinnert noch daran, daß es nach den Deichbrüchen zur Wildnis geworden war.

Das kleine Städtchen Krempe — das nach der holländischen Heimatstadt bei Deventer oder Zutphen von den alten Siedlern so benannt sein mag — hat der Marsch den Namen gegeben. 1500 E. (Abb. 71. 72.) Deutlich ist die planmäßige Anlage in den geradlinigen und meist rechtwinklig sich schneidenden Straßen und dem mit der Schnur abgemessenen Marktplatz zu erkennen. Als lebendige Erinnerung an die alte stolze Zeit, wo die Kremper Schiffe die Krempau abwärts bis Spanien und Tunis führen, erhebt sich das schöne Rathaus von 1570. (Abb. 71.) Außerhalb lenken breite Gräben und Wälle wieder in die Zeit zurück, wo es mit Glückstadt als starke Festung in der Hand Christians IV. eine besondere Trumppfarte war, Hamburg zu demütigen. Wallenstein und Tilly haben die Befestigungen geschleift. Einige Häusergruppen an der Krempau mit schieß aufgequollenen Mauern und hölzernen Ausbauten bewahren ein reizvolles Stück Altniederdeutschlands. (Abb. 72.) Nicht anders sahen Hamburger Fleetzüge des 17. und 18. Jahrhunderts aus. Hier erblickt man denn auch noch als Zeichen eines Kramladens das Holzbild eines Negers mit langer Tonpfeife, dem Kongoteepaket, dem Tabakballen, den Zitronen und dem Zuckerhut, das, einst weitverbreitet, heute in kleinen holländischen Landstädtchen noch bisweilen begegnet. Ein besonderes Stück alten Volkslebens, das vielleicht in Norddeutschland einzig dasteht, hat sich hier seit den Tagen des Mittelalters lebendig erhalten, das Fahenschwenken vor dem Schützenkönig und dem Ältermann der Gilde auf dem Marktplatz. Die beiden Fahenschwenker, der eine in grün, der andere in gelb gekleidet, schwenken und werfen die Fahnen kunstvoll empor und fangen sie wieder. Zuletzt werfen sie die Fahnen unter den Beinen hindurch in die Luft, senden eine Zitrone hinterher, fangen in der Linken die Fahne wieder auf und zerspalten mit dem schnell gezogenen Legen die herabfallende Frucht. In dem benachbarten Krempermoor gibt es noch das alte Rolandreiten. Ein hölzerner drehbarer Roland mit seitwärts ausgestreckten Armen wird auf dem Spielplatz eingerammt. In der einen Hand trägt er einen Ring, in der andern einen Mehlbeutel. Sprengt nun der Reiter mit der Lanze heran und fehlt des Ringes und trifft statt dessen die Hand, so dreht sich die Gestalt und schlägt den Ungehabten mit dem Mehl-



Abb. 59. Die Schwinge in Stade. (Zu Seite 146.)

beutel in den Nacken. Solche Reste alten reicheren Volkslebens, in der Not und Armut vergangener Jahrhunderte abgestorben, bedürfen dringend sorgsamer Pflege.

Die zweite Stadt ist Glückstadt, 6550 E., von Christian IV. inmitten der „Wildnis“ auf neugepoldertem Lande 1616 angelegt. Sie war Seefeste, um die Hamburger in Schach zu halten, und Landfeste zugleich. Als solche war sie mit Krempe durch einen jederzeit gangbaren Damm verbunden. Zugleich sollte sie die Nebenbuhlerin Hamburgs werden. Das ist bis in die jüngste Zeit das dänische Ziel gewesen. Nur diesem Ziel zuliebe wurde die Eisenbahn von ihrem natürlichen Wege am Geestrande an dieser einen Stelle bis zum Elbufer geführt, um dann wieder an das Geestufer zurückzukehren, und so erhebt die Eisenbahn durch die große Ausbiegung von dem Reisenden noch immer für diese dänische Begünstigung einen Zoll. Es war eine Lieblingserschöpfung des Königs, wo er sich selber ein stolzes Schloß, die „Glücksburg“, gebaut hatte. Schon auf dem ersten Blick erkennt man im Stadtbild und den fächerförmigen Straßenzügen das Gepräge der bewußt angelegten Siedlung im Gegensatz zu dem der natürlich gewachsenen Stadt. Auch darin zeigt es sich als durch Königswille erbaute Siedlung, daß es — Altona vergleichbar — zur Freistätte aller religiös Bedrängten und Verfolgten wurde. Der große Friedhof portugiesischer Juden mit den liegenden Denkmälern — noch aus dem Jahre 5385 der Welt (1625) — erinnert hier, wie in Altona, an diese Zeit. Auch die Buntheit der Baustile erklärt sich vielfach aus dieser besonderen Eigenart. Das reizvollste Stück Glückstadts ist der schöne Marktplatz mit dem alten Rathause in Spätrenaissance, durch das baumbestandene Fleet begrenzt. Noch vor kurzem bewahrten hier die Ewer mit ihren braunen Segeln und die Gemüseschiffe vom nahen Rhin (Abb. 69) inmitten der Straßen das echte niederelbische Stadtbild. Ein Teil des Fleetes ist zuge-dämmt. Die schönen beschnittenen Linden am Marktplatz sind auch hier von der Barbarei der Neuzeit vernichtet. Heute ist Glückstadt eine stille Stadt mit leeren Straßen, aber auch mit dem Reiz solcher einst geschichtlich bedeutender Orte. Wie das königliche Schloß in dem Marschengrunde früh verfallen ist — es hat bereits 1718 abgebrochen werden müssen — so sind auch die anderen großen Entwürfe des Königs zusammengebrochen. Der natürlichen Begabung Hamburgs gegenüber erwies sich auch ein Königswille machtlos. 1815 wurde es nach Einnahme durch die Verbündeten geschleift. Doch blieb es Regierungs- und Beamtenstadt. Es half ihr wenig, daß sie als solche für besonders vornehm galt. „Ein Herr aus Glückstadt, ein Bürger aus Ikehoe, ein Mann aus Wilster, ein Kerl aus Krempe“ pflegte man zu sagen. Der Hafen neigte seit alters zur Verschlickung, und der Zugang ist wegen der vorgelagerten Rhinplatte nicht leicht. So ist der Verkehr immer geringer geworden, nur die Heringsfischerei blieb von einiger Bedeutung. Die Ereignisse von 64 66 konnten es nicht heben. Ungunst des Platzes und der Geschichte haben sich gegen die Stadt verbündet. Sie gehört zu den Orten mit sinkender Bevölkerung. Nur die wundervolle Lage, der herrliche Wasserwind und die Wolkenfülle über dem breiten Strom mit dem unerschöpflichen Lichtzauber ist ihr geblieben. Vielleicht geht sie als Ruhesitz der nahen, immer wachsenden Weltstadt einer neuen Blüte entgegen. Dazu muß freilich der still erhabene Reiz der Niederelbe und ihrer Deiche mehr Gemeingut geworden sein, als er heute ist.

Wilstermarsch.

Nördlich der Krempermarsch bei Kremperheide erhebt sich die Münsterdorfer Geestinsel voll von Dünen und Heide. Nur mit dünnem Mantel deckt hier das Geröll den anstehenden Kalkfelsen. So konnte bei Lägerdorf — dem linkselbischen Hemmoor entsprechend — eine großartige Zementindustrie entstehen. Wie so



Abb. 60. Schlittlandchaft bei Sapsdorf. (3u Seite 108)

häufig bemerkt man in dem freigelegten Gestein zahlreiche Strudellöcher mit Rollsteinen, die das abschmelzende Gletscherwasser ausgebohrt hat. Als eine botanische Merkwürdigkeit zeigt sich in der Nähe ein Hülsewald am Moorrande, über hundert bis 12 m hohe Bäume, von Brombeeren und Eichenkratt durchflochten, die im Sonnenschein mit den metallisch funkelnden Blättern einen überraschenden Anblick darbieten.

Nördlich der Geestinsel fließt die Stör (= großer Fluß). Da auch jenseits der Stör die Geesthügel nahe an den Fluß treten, so überschritt hier seit alters die große Nord-Südstraße längs des Geestrandes den Fluß. Auch heute ist hier die Übergangsstätte. So wird hier seit Urzeiten — wie am Alsterübergang bei Hamburg — eine Siedlung gewesen sein. 810 hat an der Stätte von Izhoe Karl der Große eine Burg anlegen lassen, die Holstein an das Südreich geknüpft hat. Die Stadt, reizvoll gelegen und von schönen Waldungen und eichenumfüumten Wiefengründen umgeben, ist von jeher ein bevorzugter Ausflugsort der waldlosen Marsch gewesen, wie jenseits die Wingst. Auch der Wasserverkehr auf der Stör ist groß, größer als man denkt. Mehr als 3500 Schiffe kommen störaufwärts und abwärts, darunter 224 Seeschiffe (1910). Neuerdings hat sich starke Industrie entwickelt. (16550 E.) Unweit Izhoe bei Lägerdorf liegt Breitenburg, das schöne Schloß der Rankhaus, eine alte niederdeutsche Wasserburg.

Jenseits der Stör beginnt die Wilstermarsch, deren Zwingburg Izhoe war, statt der Saatfelder der Krempermarsch nichts als grünes Wiesenland mit einer Menge von Wurthhäusern. Die Stör ist die Westgrenze, nach der Geest hin trennen weite Moore wie immer. Auch nach Dithmarschen bilden Auen und Moore die Grenze, durch die — vom Rudensee bis zur Elbe — der „Holstengraben“ als Grenzscheide gezogen wurde. Im Innern des Gebietes lassen sich eine Menge alter Wasserläufe und Seen erkennen. Da ist der Rudensee — offenbar eine Aufstauung der Burgerau —, jetzt durch den Kanalbau größtenteils abgezapft und zur Schilfwildnis geworden. Da finden wir Namen wie Eklat — „Eichwaldsee“ —, ein Seedorf, ein Arendsee d. h. „Adlersee“, dessen Namen noch die Erinnerung an die weite Wasserwildnis bewahrt, über der der Seeadler kreiste. Da gab es, wie die Urkunden bezeugen, einen „Sladensee“, dessen Namen der seltsame Gehöftname „Auf dem Salat“ als letzte Spur noch zu bewahren scheint. Dazu gibt es eine Fülle von Fleetnamen wie nirgends: Flethsee, Krüßfleth, Auerfleth, Rumsfleth, Dammfleth, Honigfleth, und dann in der Nähe der Störmündung, wohl ein altes Delta anzeigend, Bahrenfleth, Beidenfleth, Borsfleth, Ivenfleth, Wewelsfleth. Die Urkunden nennen noch mehr Fleetnamen. So schimmert auch heute die Urwildnis des alten Wasserlandes hindurch.

Der Boden ist als Brakwassermarsch äußerst bindig, so daß er als Pflugland nur wenig zu gebrauchen ist. Bei Regenfülle faulen die jungen Saaten, bei Dürre haben sie nicht die Kraft, in den steingewordenen Boden die Wurzeln zu senken. Daher ist die Wilstermarsch zu zwei Dritteln Grasland, zu einem Drittel Pflugland. Aber dieses Pflugland verringert sich von Jahr zu Jahr, und damit sinkt die Bevölkerungsziffer. Der alte Seeboden schwimmt an manchen Stellen wie eine dünne Haut über breiigen Moorschichten. Es kommt vor, daß Deiche und Wege ohne erkennbaren Grund plötzlich versinken. Das Wasser der Gräben erzittert in Wellen, wenn etwa die Eisenbahn oder nur ein Bauernwagen den Weg entlang fährt. Es hat den Anschein, daß durch die zunehmende Entwässerung der Marschboden immer mehr zusammengesunken ist und auch noch heute sinkt. So liegt er bis zu einem Meter unter dem Elb Spiegel. Daher hat man — mindestens seit dem 16. Jahrhundert — zur künstlichen Entwässerung durch Mühlen greifen müssen. Sie sind das besondere Merkmal der Wilstermarsch. Es gibt heute noch an dreihundert. In der Gegend von Krummendiek umfaßt das Auge 25 Mühlen mit einem Blick. Die Reihe der dreizehn Mühlen am Moorhufener Wettern, wie sie sich laufend drehen, die niedrigeren zuerst, dann



Abb. 61. Sattischvegetation am Priiel (Pfliefer Sand). (Zu Seite 10, 150.)

die höher gelegenen, und im dunkeln Umriß vor dem leuchtenden Abendhimmel im Kanal sich widerspiegeln, zeigen das merkwürdigste Bild dieser Mühlenlandschaft. (Abb. 76.)

Die tiefe Lage der Marsch machte den Deichbau besonders schwierig; auch heute sind die Deichlasten hoch, bis 25 Mk. auf den Hektar gegen nur 2,50 in der Krempermarsch. Es scheint, als ob die Siedler mehr dem Wurtbau vertraut hätten als ihren Deichen. So sieht man überall Einzelsiedlungen auf hohen Wurten mit Kreuzhäusern, während die sonst so bezeichnenden Reihensiedlungen am Deich weniger vertreten sind. Vielleicht war die Einzelsiedlung der Grund, daß die Bewohner der Wilstermarsch mehr als in den Marschen mit Reihendörfern am Alten hängen. Sie gelten als verschlossen und von starkem Selbstständigkeitsgefühl, so daß sie sich nur ungern den Führern unterordnen. Da bei hohen Deichlasten die Hufe nur klein geschnitten ist — etwa 25 Hektar, vielleicht die halbe Königshufe —, so blieb hier ein altväterischer, zäher Bauernstand von einfachen Sitten und gedrungener Kraft erhalten. Erst wenn er fortgeht, wird der Bauer der Herr seines Hofes. Bis dahin war er der Knecht und trug Knechtsgewand. Nach alter Sitte verschneidet der Bauer sein Vieh selber, und wie in der Urzeit ist Tochter und Melkerin eins. Auch der Bauer melkt, die Bäuerin melkt und der Sohn melkt. Dies in den Marschen so verhaßte Gewerbe ist hier Sache der Familie. Die Käseereien sind bedeutend, und der schöne Wilstermarschkäse mit seinem feinen Geschmack — durchaus dem englischen Cheddar gleichend — verdient weit mehr Verbreitung in Hamburg, als er in Wirklichkeit hat. Da so die Familienmitglieder mitarbeiten, so ist der Verkehr zwischen Herr und Knecht oft noch patriarchalisch. Die Monarchenplage fehlt im ganzen, der Herr duzt, der Knecht erzt oder sagt bei größerem Altersunterschied auch wohl noch Vater und Mutter. Die große Einfuhr von Margarine in dies Milch- und Butterland ist für die Sparjamkeit der Wilster bezeichnend. So fehlen denn auch in Wilster die schmucken Altenteilervillen, die in den übrigen Marschenstädtchen als Zeichen behäbiger Lebensführung so vielfach begegnen.

Holländer sind es gewesen, die dies Sumpfland urbar gemacht haben. Es war die erste holländische Siedlung rechts der Elbe. Bis 1470 hat hier das hollische Recht gegolten und hat sich als altes Marschrecht bis 1900 in Spuren erhalten. Das ist wie in der Krempermarsch. Zuerst ist die linke Seite der Wilsterau eingedeicht — sie heißt noch heute die „alte Seite“ —, dann die „neue Seite“ rechts der Wilsterau bis zur Elbe. Auf dem hohen Uferlande der Stör und Elbe lagen alte sächsische Siedlungen.

Die Wanderungen beginnt man am besten von Wilster, 4420 E. gegen 5100 i. J. 1900, diesseits und jenseits der Wilsterau auf Doppelwurt gelegen, mit altem Rathaus und schöner von Sonnin gebauter Kirche. Der Ort ist von allen holsteinischen Städten am meisten an Einwohnerzahl in dem Jahrzehnt von 1900—1905 zurückgegangen, noch mehr als Glückstadt. In alter Zeit war hier ein offener Hafenplatz der Elbe. Noch im 16. Jahrhundert hatte es wie Krempe Handel mit Spanien, Holland, England, Frankreich und Venedig. Auch jetzt noch, wo die Wilsteraumündung eingeschleust ist, liegen die Ewer zwischen den Siebelhäusern am Fleet. Kahnfahrten aufwärts und abwärts der stillen schilfbewachsenen Wilsterau erschließen höchst eigentümliche Landschaftsbilder. Durch eine windmühlenbefäete Gegend gelangt man weiterhin in das Baaler Moor, das erst in den siebziger Jahren in Kultur genommen wurde. Es ist ein schwimmendes Moor, das bei anhaltenden Regengüssen sich wie ein Prahm hebt und bei Dürre wieder senkt. Der Boden beult sich empor und birst in langem Riß. Die Birken beginnen zu schwanen, wenn man an ihnen vorübergeht. Kanäle schwimmen zu oder vom Grund treibt der Moorschlamm empor. Über Abtissinwisch jenseits des Nordostseefanals gelangt man zur Burgerau, die zwischen Dämmen durch das niedrigere Land geleitet wird. Auf dem Gesestrand — bereits

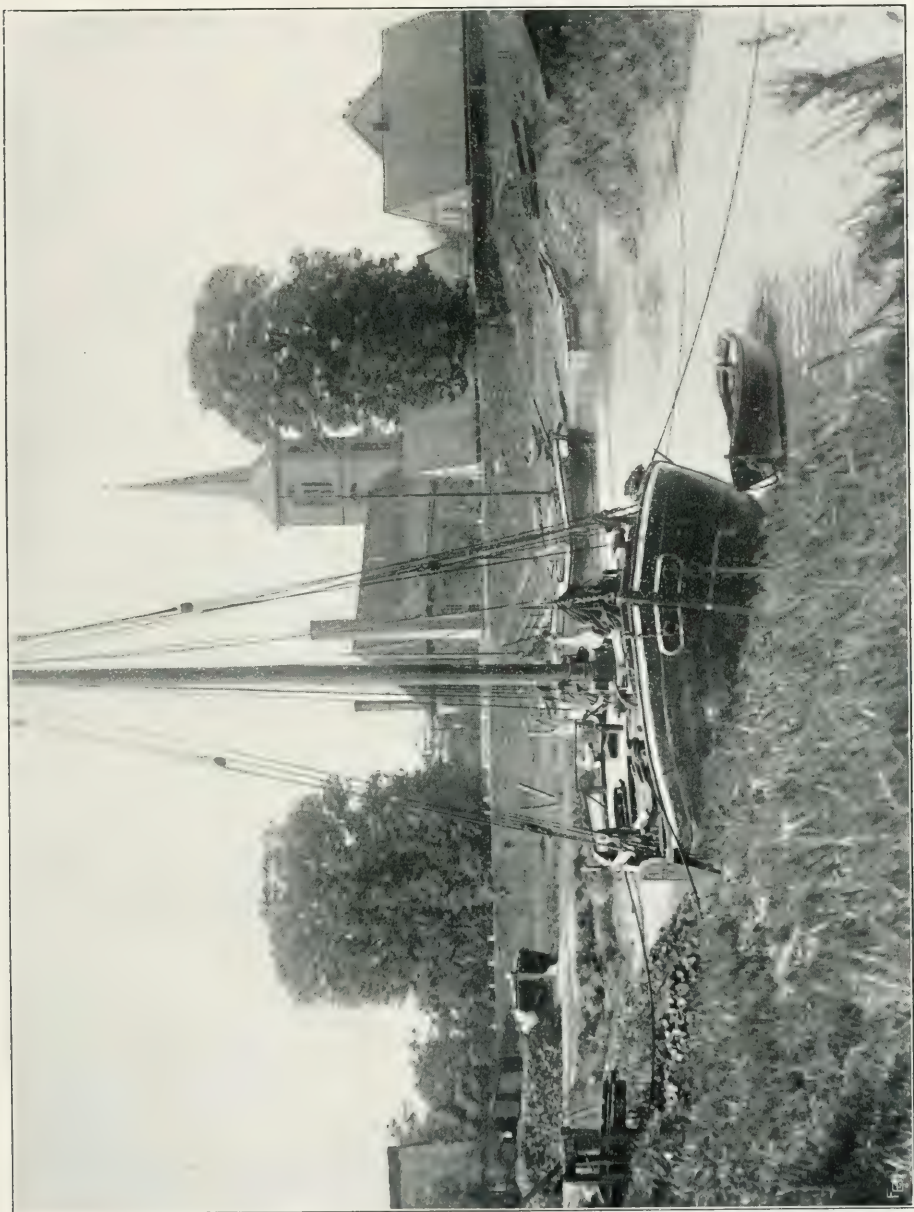


Abb. 62. Am Pfeffer Hafen, hinten der Dsch mit Kabelprüfeln. (3u Seite 150.)

☒

☒

in Dithmarschen — liegt an üblicher Stelle Burg, die alte Bökelnburg, die einstige Zwingburg gegen die Dithmarscher und Wilster Freibauern (3500 E.).

Auch die Wanderung auf dem Stördeich mit dem Blick auf die immer belebte Stör mit ihrem breiten Schilf- und Weidenufer ist reizvoll (Abb. 74). Hier liegt Heiligenstedten, wo schon zu Ansgars Zeiten von der Holzkirche auf der Wurt frommer Glockenton im heidnischen Holstenlande erklang. Heute erhebt sich dort auf niederer Wurt eine mächtige Kirche, in die man wie in einen Keller hinabsteigt, mit alten Findlingsbauresten. Die Glocken hängen frei neben der Kirche in einem Gestühl, wie vielfach in der Marsch, wo der weiche Untergrund den schweren Glockenturm nicht tragen würde (Abb. 74). Der Grundwasserstand ist so hoch, daß man die Särge der Toten vielfach in das Wasser betten muß. Es folgt Störabwärts Kafenort (Abb. 73), dann Beidensleth, ein alter Hafenort, bereits 809 genannt, und weiterhin Wewelsfleth, eine Perle der Niederelbe. Von der Störmündung abwärts zeigen die oberen Schichten des Elbwassers je nach Wind und Strömung bereits stärkere Salzmischung. Die Weidenbäume am Ufer verschwinden. Das ganze Gepräge wird wilder und elementarer. Die Wattlandschaft an der Störmündung mit den fischenden Vögeln, dem steilen Abbruchufer, den unterspülten Wurthäusern, immer mit dem Blick auf den mächtigen Strom, ist überaus großartig. Hier beginnt das eigentliche Schlachtfeld der Niederelbe. Der Anfall des Stromes ist besonders stark. Er hat das Vorland gänzlich abgeschält. So „schart“ Flut- und Ebbstrom unmittelbar den steingedeckten „Schardeich“ entlang. Der Landverlust war von jeher groß. Die Urkunden sprechen von Flurstücken, die sich nirgends mehr nachweisen lassen. Sie liegen im Elbbett neben den Trümmern von Altwewelsfleth. Unterhalb Brokdorfs zeigen sich besonders schöne Kreuzhäuser. Dann beginnt die „Pottlöcher-gegend“. Bei dem Mangel an jeglichem Vorland war man gezwungen, zur Deicherhöhung Binnendeichsland zu nehmen. So liegt hier Teich an Teich mit hohem nickenden Schilf. Das Landschaftsbild eines Spätnachmittags mit dem Blick über den meilenbreiten Strom und binnendeichs über diese blauen Schilfsümpfe mit dem endlosen, sonnbeschienenen Grasland, weidenden Rindern, fernen Wurthöhen, kreisenden Mühlen, im Hintergrunde die dämmerige Geest mit Goldwolken darüber, ist im hohen Grade ergreifend. Bei Scheelenkuhlen ist die gefährdetste Stelle der ganzen Niederelbe. Der Deich ist mit mächtigen Granitblöcken gedeckt (Abb. 78), und starke Buhnen sind weit in den Strom gebaut, um den Andrang abzuwerfen. Es war schon oben die Rede davon. Dann folgt St. Margarethen, das alte Elredesleth, ein freundlicher Ort mit alten Höfen. Hier entquillt den Dargmassen der Tiefe eine solche Gasmenge, daß man es zu gewerblichen Zwecken verwertete. Seit alters ist es die Freude der Dorfjugend, das unter dem Eis der Gräben und Lachen sich sammelnde Gas zu entzünden. Wo jenseits Kirchducht und Büttel — ein besonders schönes Dorf — das Red über den Deich geht, ist die Dithmarscher Grenze. Hier mündet der von den Dithmarschen und Wilstern heißumstrittene Holstengraben. Aus der Grassmarsch von Wilster gelangen wir zu dem Pflugland Dithmarschens. Der feine Duft der Weizenblüte weht in das Wiesenland herüber.

Dithmarscher Elbküste mit Trischen.

Nirgends hat sich der Kampf mit dem Strom grausamer abgespielt als in dem Kirchspiel Brunsbüttel hinter dem Holsteneck, und nirgends sieht man die Wunden und Narben des Erdbodens so deutlich und so weit landeinwärts als hier. Von 1617 bis 1720 hat das Kirchspiel zehn Einlagen machen müssen. Noch heute fällt auf, daß hinter dem äußeren Elbdeich ein zweiter Deich sich hinzieht. Auch hier erkennt man an der zackenreichen Gestalt den Notdeich, dessen Linienführung immer von neuem geändert werden mußte, wenn das Element sich

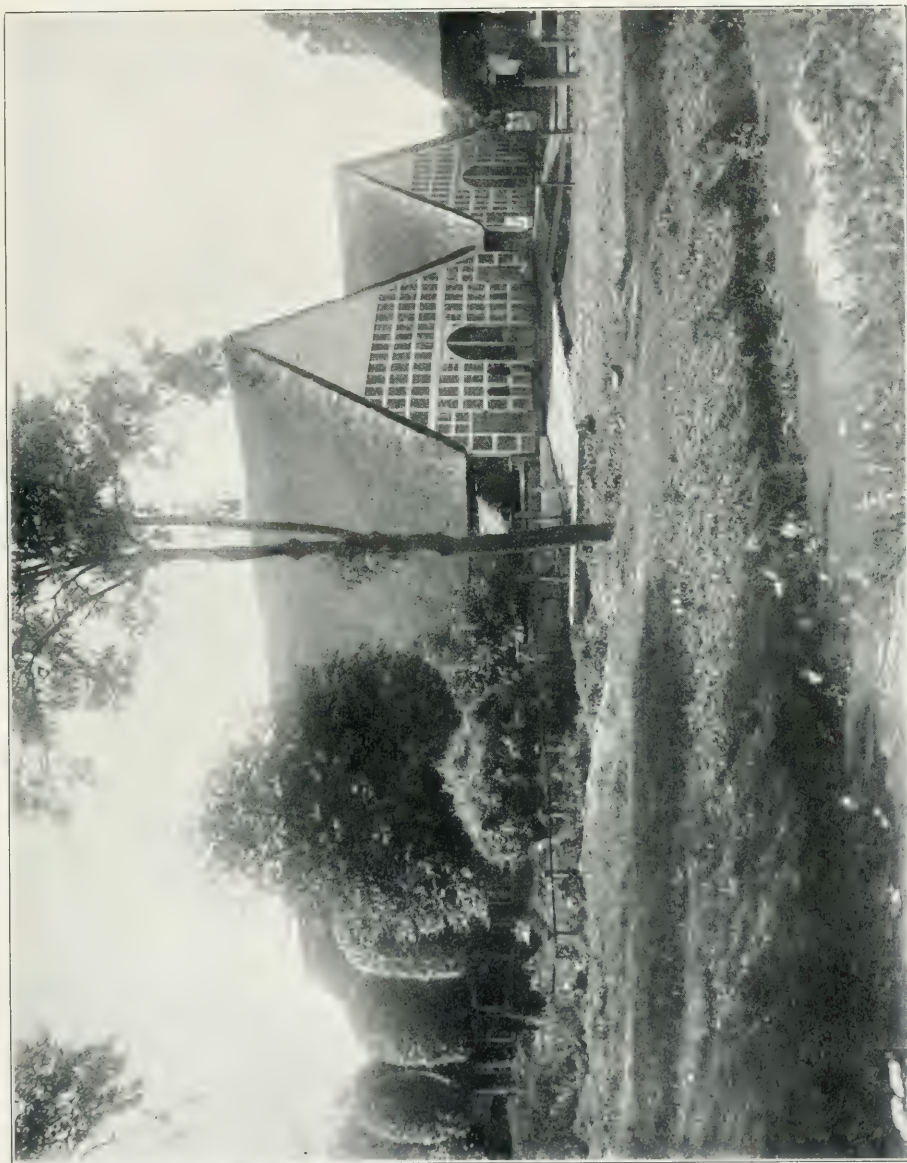


Abb. 63. Rehding Doppelhaus bei Trochterfen. (Zu Seite 152.)

stärker erwies als Menschenkunst. In der Mitte dieses halbkreisförmigen Notdeiches rinnt ein stilles schilfbestandenes Wasser von Strombreite, der „Brakstrom“, dessen Namen das Gedächtnis an die Weihnachtsflut von 1717 bewahrt. Mehr als eine Wegstunde davon entfernt, binnenwärts, begegnet zwischen Rudensee und Zushörn wieder eine mächtige „Brake“, und noch hinter ihr im Moor von Eklat liegt See an See. Es sind die Wunden, die damals die Fluten dem Erdboden gerissen haben. Noch ältere Verwüstungen verdeckt das Wasser der Elbe. Zwei Kilometer von Brunsbüttel entfernt, in der heutigen Fahrrinne des Stromes, lag Altbrunsbüttel mit 400 Feuerstätten und lebhaftem Handel nach Spanien und dem Norden. Kaum gibt es etwas Ergreifenderes als den Kirchspielbericht, der über den Raub des Stromes so ruhig und nüchtern erzählt, als wenn etwa das Soll und Haben zum Jahresabschluß zusammengestellt würde. „Es ging verloren,“ so heißt es darin, „Anno 1566 ein ganzes Dorf Söderhusen, 1617 ein halbes Dorf, Olde Buhrwörden genannt, 1629 das Dorf Pütthusen mit 70 Häusern, 1656 ein Teil des Fleckens Brunsbüttel, 1664 ein Teil von den Dörfern Groden und Wall, 1674 ganz Brunsbüttel mit allen instehenden Häusern, Kirchen und Schulen, 1684 hundert Morgen gegen Ostermoor.“ Von allen diesen Dörfern ist nichts mehr zu sehen, nur bei Sösmenhusen soll bei ganz hohler Ebbe altes Mauerwerk im Strombett sich zeigen. Und doch war der Jammer noch nicht erschöpft. Die furchtbarste Flut brach am Weihnachtsabend 1717 herein: 420 Ruten Deiches wurden bis auf den Grund weggerissen und ein salzer Strom — eben der Brakstrom — 50 Fuß tief und eine viertel Meile breit, ergoß sich bis zum Rudensee, Eklat und in die Wilstermarsch. Bis Bewelsfleth zählte man 50 Deichbrüche und 22 an der Stör. Es war nahe daran, daß die alten Fleetzüge des Stromes über den Rudensee bis zur Stör wieder hergestellt wurden. Acht Wochen später kam die „Eisflut“ und vollendete die Zerstörung. Vier Jahre lang hat man dann mit höchster Anstrengung gearbeitet, 70 Fuß lange Stämme eingerammt, erdgefüllte Schiffe versenkt, um das Brak zu schließen. Als alle Mühsal umsonst war, wurden 5000 Soldaten beordert, dazu von jeder Hufe ein bis zwei Arbeiter. Da kam am Neujahrstage 1721 eine neue Flut. Sie warf sich in das Moor jenseits des Rudensees, trieb das Moor empor, zerriß es in Fetzen und warf es in Millionen Stücken über die fruchtbare Wilstermarsch, „etliche Stücke so groß wie mittelmäßige Häuser, etliche wie halbe Scheunen und Backhäuser, etliche von ganz ungeheurer oder gar entsetzlicher Gestalt“, sagt der Chronist. Auf diesen vertriebenen Moorblöcken sproßte der Winterroggen und leuchtete im Herbst die rote Moorheide, als wenn gar keine Flut gewesen wäre. Von dieser Überschwemmung stammen die Moorseen der Eklater Gegend. Erst 1723 war der Notdeich endgültig geschlossen. Freilich hatte man das Kirchspiel Brunsbüttel aufgeben müssen. Es lag im Außendeich schutzlos da. Erst ein Menschenalter später, 1758, wagte man vor den Notdeich einen neuen Steindeich längs der Elbe zu ziehen. Doch der so beschwerte Deich versank auf weite Erstreckungen in die moorige Tiefe. Erst 1763 war das Werk vollendet. Von der Weihnachtsflut 1717 bis 1763 — das sind 46 Jahre — hat das Land offen gelegen. Seitdem ist alles ruhig geblieben, auch 1825.

Heute läuft zwischen den beiden großen Braken von Brunsbüttel und Eklat im gesicherten Bett der Kaiser Wilhelm-Kanal, — erbaut 1887 bis 1895 — und zieht ein gut Teil des Ostseehandels nach der Elbe und Hamburg. Die Huller und Londoner Flagge ist von der Hamburger überholt. Der alte Rudensee ist durch den Bau abgezapft und verwandelt sich immer mehr in ein nickendes Schilfmeer. Man hat alte Pfahlbautenreste dort gefunden. An der Kanalöffnung liegen die Ortschaften Brunsbüttel, Brunsbüttlerhafen, Brunsbüttlerkoog mit großen Zementwerken. Es wird nicht lange mehr dauern, daß sie zu einem Orte zusammengewachsen sind. Für den wachsenden Verkehr und den Tiefgang der Kriegsschiffe hat sich der Kanal längst zu klein erwiesen. Die Arbeiten zu seiner



Abb. 64. Steiner im Müstehafen bei Dordferfen. (Zu Seite 150.)



☒

Abb. 65. Schilfpriel am Uffeler Sand. (Zu Seite 152.)

☒

Verbreiterung sind im vollen Gange. Es ist eins der reizvollsten Bilder der Niederelbe, etwa zur Nachtzeit oder dämmernden Frühe diese graublauen Kriegsschiffe mit den zahllosen sich spiegelnden Lichttaugen auf dem stillen Wasser auftauchen, ins Angeheuerere wachsen und lautlos vorübergleiten zu sehen, wie Rätselgestalten ferner Urwelt, die in starker Sehnsucht ihrer Meerheimat zustreben.

Dieser künstliche Wasserweg zur Ostsee ist auch ein Gewitterweg geworden. Seit dem Kanalbau spalten sich hier die Gewitter, die sonst elbaufwärts zogen, und ziehen vielfach zur Ostseeküste. So entbehrt die Kanalgegend der Gewitter, und die Saaten, nur auf den Landregen angewiesen, sind dem Verdorren leichter ausgesetzt.

Die Einfahrt in den Kanal ist nicht immer leicht. Es ist eine gewisse Gefahr vorhanden, daß bei starker Tidebewegung die langgebauten Schiffe, wenn sie mit dem Vorderteil bereits im ruhigen Kanalwasser sind, mit dem Hinterteil von der Strömung an den Steindamm gedrängt werden. Denn der Strom wirft sich hart an das Ufer. Man könnte meinen, daß er ein altes längst verlassenes Bett dem Seestrande entlang wieder auffuchen wollte, das man vor einiger Zeit wieder entdeckt hat. Eine breite Süßwasserrinne mit hoher Uferlinie zieht sich inmitten des Seemarschenbodens hin und läßt sich deutlich über Brunsbüttel, Marne, Meldorf bis in die Hujumer Gegend verfolgen. Diese Orte waren Uferstädte eines alten Ablaufes, meist Fischer- und Seeräubernester. Auch die späteren Enkel der alten Marner galten noch im Mittelalter als arge Seeräuber, die den Hamburgern viel zu schaffen machten. Heute liegt Marne (= Hügel) abseits vom Strom, ein Altenteilerort mit vielen kleinen Willen und schönem Kirchhof (3440 E.). Leider ist das Städtchen, an sich durch seine alte Hügellage und den freien lindenumstandenen Marktplatz überaus reizvoll, stark verbaut. Hier kann man so recht die Barbarei erkennen, die im Namen des Fortschrittes so



Abb. 66. An der Pinnakel nahe Hierfen. (3te Seite 108.)

oft an dem reinen Erbe der Väter geschieht. Die alte Kirche mit dem niedrigen Turm ist abgerissen, und die ehrwürdigen Linden sind niedergehauen. Welche schönen Bilder ließen sich schaffen, wenn man den Eisen und die kahlen Häuser ranken ließe! — Seit alters ist der Mädchenschlag der Süderdithmarscher Gegend gerühmt. Auch unter den Tagelöhnerfrauen findet man nicht selten Gestalten, die als Vorwurf für eine niederdeutsche Muttergottes dienen könnten.

Hinter Neufeld, das ist der alte Marner Hafen, wendet sich der Strom von der Dithmarscher Küste nach Westen. So entsteht hier ein weites Watt mit Schlickufer. Da nun die Dithmarscher Røge weit vorpringen, so ist in der stillen Einbuchtung der Schlickfall besonders stark. Auf dem neuen Boden hat sich — erst seit einigen Jahren — eine reizvolle Brak- und Salzpflanzenvegetation angesiedelt, die jede kleine Lache mit den schönen Formen dieser eigentümlichen Flora erfüllt. (Abb. 84.) Überall leuchten im Herbst die blauen Sterne der Meerastern am Deich und Priel. Die braunen Segel der heimkehrenden Krabbenboote schweben in langer Reihe über der Schilwildnis, und auf qualmendem offenen Feuer kochen die Fischer am Ufer ihren Fang. Eine Fülle höchst eigenartiger Landschaftsbilder liegt offen da.

Abwärts wird das Ufer noch wilder. Die Küstennatur tritt immer mehr hervor. Jenseits des Goseberges — einer Zufluchtsurt im Außendeich — schieben sich weithin Watten und Sande vor. Hier beginnt denn auch der Queller zu wuchern, zuerst vereinzelt, klein und verkümmert, dann in Gruppen, die immer mächtiger werden, im Sommer niedrigen Schachtelhalmen vergleichbar, im Herbst wie braunes Heidegestrüpp, das weithin die Schlammwildnis erfüllt (Abb. 101). Nichts Lebendiges ist rings zu sehen, nur Seevögel, die Bänder schlingend über den fernen Horizont ziehen. Einzelne dieser Sande sind schon zu Røgen geworden, Kaiser Wilhelmskoog, Kronprinzenkoog, Friedrichskoog. Der Außendeich birgt hier überall Perlen stiller und reifster Schönheit, grau-grünes sonniges Vorland mit weißen Gänseherden, leuchtenden Schafen, die am Brak zur Tränke gehen oder am lichtblauen Priel ruhen, in der Ferne das graue Watt mit der unendlichen lichtgetränkten Himmelswölbung. Eine Fahrt in diese weite Welt der Sande und Priele etwa bei sinkender Sonne oder aufsteigendem Gewitter (Abb. 105) bietet die erhabensten Landschaftsbilder. Zwei Meilen kann man von Friedrichskoog über den Glimmersand vordringen. Hier liegt jenseits des tiefen Dieksander Gatts, zwischen Süderpiep, Flackstrom und der Falschen Tiefe als letzter Markstein der Elbmündung die Insel Trischen (Rischen, Buschsand, Böschsand?) 30 qkm groß, davon 7 über gewöhnlicher Fluthöhe. (2 G.)

Diese Insel ist nicht erst, wie man bisweilen liest, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, sondern sie steht schon auf Karten des 18. Jahrhunderts gezeichnet. Sie ist offenbar, wie Neuwerk und Scharhorn, von zusammenstoßenden Wattströmen angeschwemmt. Seit 1850 bildeten sich auf den Sanden einzelne Grasflächen, wie ein Tisch groß. Sie wuchsen allmählich zusammen, und um 1900 waren unter der helfenden Hand des Menschen an 100 ha Grünland und 120 ha quellerbedecktes Wattland entstanden. Dann hat wieder Abbruch stattgefunden. Auf dem flachen Rande bauten sich Dünen von 5 m Höhe, die mit Sandriedgras und Strandhafer bepflanzt wurden. 1896 hatte ein Bruder Gustav Frenssens diese Öde gepachtet und ließ sie von einer Schafherde beweidet. So fand der Dichter hier seinen Vorwurf für Flackelholm in den „Drei Getreuen“. Der Strand ist über die Maßen schön (Abb. 103). Jetzt sind die Dünen zerrißen, der Sand hat einen Teil des Grünlandes überschüttet, daß nur für eine Gänseherde Nahrung übrig blieb. Nach Osten hin erstreckt sich weite Salzpflanzenlandschaft mit schmalen Prielen. Nordwärts nach der Bafe hin ist der Boden eben wie ein Tanzplatz, mit ausgeschlagenem Salz bedeckt. Kaum flügge Möwen oder junge „Glue“ (Austernfischer) liegen bewegungslos im Sande, wie ein

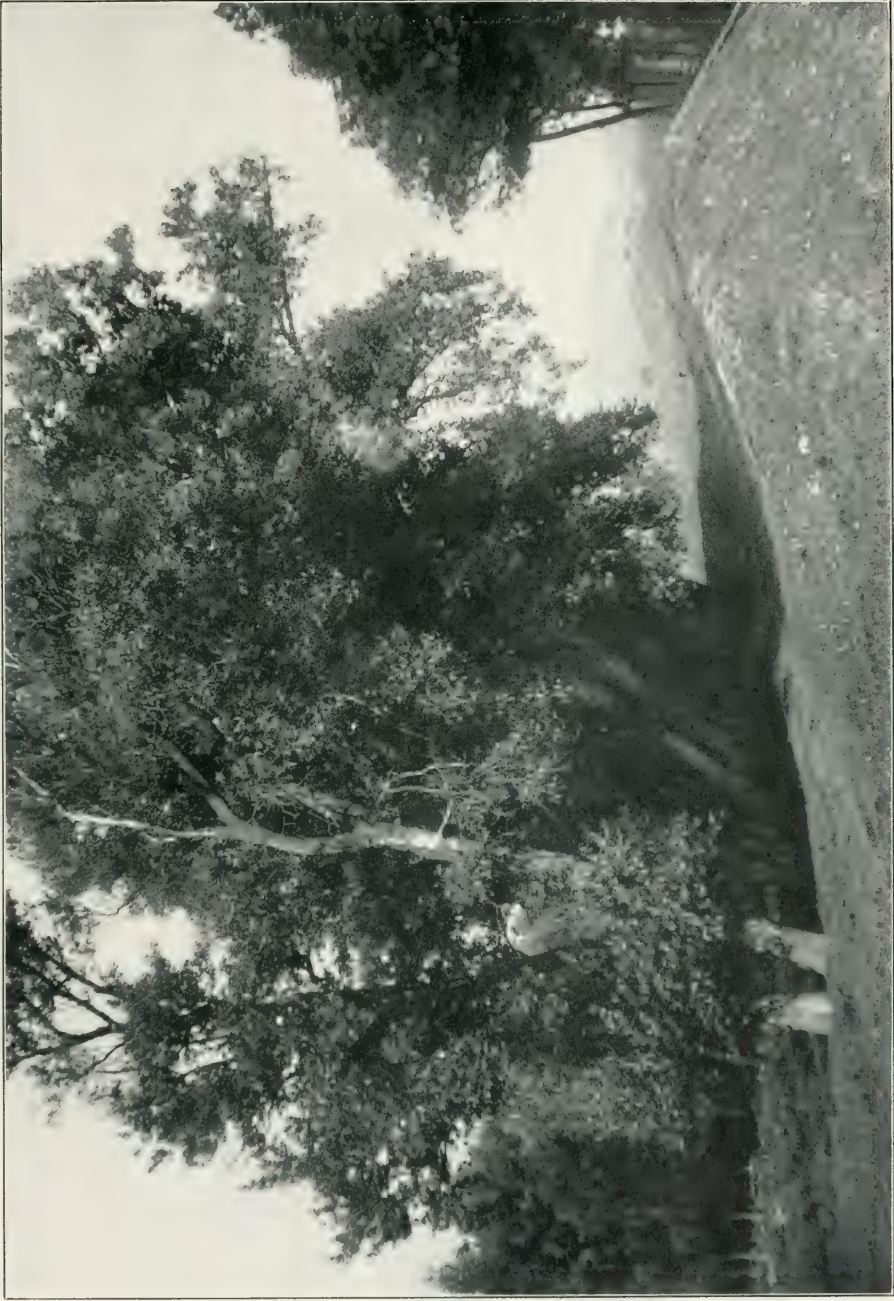


Abb. 67. Eichendick in der Seeförmler Marfch. (Zu Seite 109.)

Stück grauen oder braunen Treibholzes. Nirgends ringsum ist ein Grashalm zu sehen. Aber auf den Dünen hat schon die Zwergkiefer Wurzel gefaßt, und damit hat der Mensch endgültig über das Element gesiegt.

2. Linkselbische Marschen. Finkenwärder.

Während die Breite des Stromes bei den Elbbrücken nur 250 m, bei St. Pauli 400 m, bei Teufelsbrück 700 m beträgt, so steigt sie bei der Mündung der Süderelbe durch ein plötzliches Zurückspringen des Südufers auf 2800 m. Diese auffällige Verbreiterung weist darauf hin, daß hier die eigentliche Strommündung liegt und nunmehr der Priel der Elbe in dem zugeschwemmten Meerbusen beginnt. Mächtige Barren und Sandgeröll an dieser Stelle zeigen den fortschreitenden Deltabau des Flusses. Bei der plötzlichen Erbreiterung verlangsamt der von oben kommende Ebbstrom und schüttet seine Sandgeschiebe aus. Ebenso staut sich der von unten heraufdrängende Flutstrom und läßt seinerseits die Geschiebe fallen. So ist hier die eigentliche Barrengegend, weite Sande (Abb. 50), schwieriges, stets wechselndes Fahrwasser. Am die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Großschiffahrt hier fast unterbrochen. Erst der Bagger hat eine tiefe Fahrrinne geschaffen.

In diesem eigentlichen Mündungsgebiete des Stromes an der Stätte der plötzlichen Erbreiterung liegt Finkenwärder (6 qkm Deichland mit 3900 hamb. E.), der größte Fischerort der Niederelbe. Die Fischgründe der See und das Abjaggebiet der Großstadt nähern sich hier am meisten. So ist gerade hier ein Fischerdorf erwachsen. Aus habelosen jungen Bauernsöhnen wurden Fischer. Noch heute zeigen eine ganze Reihe Fischergeschlechter die Namen alteingesessener Bauernsippen, die Schloo, die Fick, die Focke, die Fink, die Benitt, von Eizen. Das Eiland ist aus zwei kleinen besonders eingedeichten Inseln zusammengewachsen, die durch einen Priel getrennt waren. Daran erinnert noch der Name „Scheidegraben“. Aus dem Dasein dieser alten Quergrenze ist auch die staatliche Trennung zu erklären, die bis auf den heutigen Tag besteht. Die nördliche Hälfte ist hamburgisch, die südliche preussisch oder, wie es allgemein heißt, „lüneburgisch“. So treulich bewahrt der Volksmund auch hier die Erinnerung an das seit zwei Jahrhunderten verschwundene Herzogtum Lüneburg.

Auch die Erwerbsverhältnisse sondern sich in gleicher Weise. An der Süderelbe, die immer mehr verflacht, wohnt der Obstbauer, der mit „Marreef“ (Meerrettich), Beeren-, Kern- und Steinobst handelt, nordwärts an dem Tiefstrom der Norderelbe liegt das Fischerdorf mit dem Schwerpunkt nach Hamburg-Altona zu. Hier flutet der tiefe Priel (Abb. 44), hier ist der Hafen, die Werft, hier liegt Kutter an Kutter. Weiterhin nach Waltershof zu breitet sich noch unbezwungene Elbwildnis, Reet- und Sumpfkolbendickicht, elbische Dschungelnatur, von Jägern besucht, die nur mühselig auf engem Priel zur Flutzeit einzudringen vermögen. Sie fällt jetzt den neuen Hafengebäuden zum Opfer.

Von dieser Nordostecke zieht sich das Fischerdorf den Deich entlang, ein langes Fadendorf, bis zum „Neß“, der „Nase“ der Insel. Hier liegt ein einzelner Bauernhof außerhalb des Deiches auf hoher Wurt und besonders stark durch Weidenpflanzungen geschützt. Denn bei Westwind schiebt sich das Eis des Stromes gerade hier auf dem weiten Vorland zusammen und gefährdet die Wurt. Es ist eine besondere Eigentümlichkeit der Insel, daß auch innerhalb des Deiches die Höfe auf besonders hohen Wurten liegen. Sie stammen noch aus der Zeit vor der Eindeichung. Deutlich erkennt man die reihenweise Anlage der Wurten von Südwest nach Nordost, offenbar daß der Nachbar durch den Nachbar Wellenschutz gegen den schlimmen Südwest habe. Aber trotz der reihenweisen Anordnung sind einzelne Wurthäuser abgespült, wie die verstümmelte Form der Flurstücke zeigt. Wo das nickende Kornfeld dieser Höfe einst wogte, da ist jetzt



☒

Abb. 68. Schiffszimmermann aus Bewelsfleth.

☒

reetbestandenes Vorland, die „Schallen“. Zur Zeit wird dieses Vorland aufgehöhht. Es ist die Stätte, wo die Häfen des künftigen Großhamburg sich dehnen werden.

Das Volksleben hat sich bei der inselhaften Abgeschlossenheit in starker Ursprünglichkeit erhalten. Hier gibt es noch den „Kösbitter“ mit dem „Küfel“ am Hut, den wehenden seidenen Bändern am Stab und der langen Vitanei (Abb. 42). Ein eigenes Museum weist schon äußerlich auf die Eigenart des Lebens hin, doch entrollt sich die Besonderheit nicht auf den ersten Blick. Wohl fällt die Menge der Fischarten auf mit dem scharfblickenden Auge und den charakteristischen Falten (Abb. 41, 43), dem wiegenden Gang, und vielleicht die zahlreichen schwarzgekleideten Frauen. Mit den neuen Häusern ist schon viel Neues eingedrungen. Noch vor einem Menschenalter lag hier Fischerhaus an Fischerhaus, schilfgedeckt, mit gebrochenem Dach — denn die Netze verlangten großen Dachraum — und vor der Türe zwischen den Schollengirlanden saßen Mädchen und Frauen in besonderer Tracht, Netze knüpfend und flickend, die lange Tonpfeife im Munde. Heute hat die Industrie ihnen die Netzbereitung abgenommen, nur wenige alte Frauen rauchen noch, und nur eine, die Alnherrin einer weitverzweigten Fischerippe, ist der alten Tracht treu geblieben (Abb. 40).

Zweierlei Arten der „Fahrenslüd“ gibt es: Elbfischer und Seefischer. Die Seefischer stehen höher im Range. Erst seit hundert Jahren haben sie sich aus den Elbfischern entwickelt. Nun sind sie die Herren der Inseln geworden. 1903 gab es 173 solcher selbständiger Fischer, 108 waren geborene Finkenwärder, 81 von diesen waren wieder Fischerjöhne. Der Beruf erbte sich fort von dem Vater auf den Sohn, wie das auch heute noch vielfach der Fall ist. Der kaum flügge gewordene Sohn zieht mit hinaus auf die „Reis“ „bit Land“ (Helgoland) oder „nerden 't Land“ oder nach den Fischgründen der Nordseeinseln oder der englischen Küste. So lernen sie von Kind auf das Handwerk des Vaters. Meist besitzen sie einen Kutter gemeinsam, der Vater mit dem erwachsenen Sohn, der ältere Bruder mit dem jüngeren, Schwager mit Schwager, Freund mit Freund. Ist ihnen das Glück hold, so können die Jüngeren in einigen Jahren selbständig mit eigenem Kutter hinausfahren. Der Erlös des Fanges wird geteilt, 12^o o der Bestmann, 8^o o der Junge, der Rest gehört dem Eigner. Es gibt Fischer, die in zehn, zwölf Jahren 30000 Mk. an Vermögen dem Meere abgewonnen haben.

Drei Zeiten gibt es, wo die See reif ist zur Ernte. Einmal die Schollenzeit. Das ist die hüldeste Zeit von Ende Februar bis Ende Juni, dann die Zungenzeit von Juni bis Ende Oktober. Dann von Oktober den ganzen Winter hindurch der Sprotten- und Heringsfang. Er geschieht mit dem Hamennez, während sonst das Kurnez gebraucht wird. Schellfischfang wird das ganze Jahr hindurch als Nebenfang betrieben. Die unternehmendsten Fischer fahren im Winter auf den Musternfang an die englische Küste. Es ist das gefährlichste Brot des Fischers.

Kein Wunder, daß dies besondere Leben den Fischern einen besonderes Gepräge verleiht. Die Nordsee und vor allem die Elbmündung mit ihren Sanden ist ein überaus gefährliches Meer. Aber doch überrascht es, daß von der Finkenwärder und Cranzer Flotte von 1882—1903 nicht weniger als 106 Fahrzeuge verloren gingen. Von 50 vermag niemand Kunde zu geben, wie sie sanken, 13 sind verloren, 15 gestrandet, 7 leck gesprungen, 21 hatten schweren Zusammenstoß. Nicht weniger als 260 Mann dieses kleinen hamburgischen Fischereilands sind in dieser Zeit den salzen Tod gestorben, durchweg Männer in der Blüte der Kraft, von Kind auf dem Meere vertraut. Der furchtbarste Schlag traf die Insel am 3. 5. Dezember 1909, wo ein einziger Sturm 8 Kutter vernichtete und 29 Fischer auf den Meeresgrund versenkte.

Es ist verständlich, wenn diese stete Todesgefahr und das Einsetzen der ganzen Persönlichkeit in dem harten täglichen Kampfe hier einen Fischeradel geschaffen hat, dessen Empfinden an das des Schillerschen Reiterliedes gemahnen kann. Als seemannischer Adel gilt der Finkenwärder überall an der Küste. Kein höheres Ziel des Ehrgeizes gibt es für das Fischerkind als dereinst zur Finkenwärder Flotte gerechnet zu werden. Über ihre Kühnheit gibt es nur eine Stimme. Die Alten selber schütteln den Kopf über das rücksichtslose Draufgängertum der jungen Mannschaft. Und als Adel empfinden sie sich selber. Niemals besucht der Finkenwärder die Hamburger Tanzsäle. Niemals wird man etwa von Messerstechereien gehört haben, wo doch an hundert heißblütige junge Männer sich zusammenfinden. Nach alter Sitte wird ein Streit — wie durch Duell — im Faust- und Ringkampf ausgetragen. „Wullt free Deel?“ ist der Kampfruf. Dann stehen die Alten schmunzelnd im Kreise, die Pfeife im Munde, und achten, daß alles der Regel nach geschieht. Es verdient auch hier besonders hervorgehoben zu werden, daß sie auf ihren meist drei Wochen langen Reisen niemals geistige Getränke mitnehmen. Sie stehen darin ganz allein unter den Fischern und Schiffern an der Niederelbe.

Was ihre Freude ausmacht, das ist die uralte Wonne des Wikingerlebens, die Freude an dem schlanken Meererschiff, das auch dem leisesten Druck der Hand wie spielend gehorcht und über die Schaumköpfe dahinstürmt wie ein edler Renner. Es gibt manche unter den Fischern, die ihr Kapitänsexamen gemacht haben, aber doch das ungebundene Fischerleben dem weit bequemeren und sichereren



Abb. 69. Kulturlandschaft am Rhein bei Gladstadt. (Zu Seite 54.)

etwa als Führer eines Fischdampfers vorziehen. „Lewer en lütt Herr as en grot Knecht!“ Aus diesem Freiheitsgefühl entwickelt sich dann wieder der Stolz auf die eigene Persönlichkeit. Ihnen gehört die Insel. Anordnungen der Obrigkeit mit starkem Mißtrauen zu begegnen, ist erste Pflicht. Nicht leicht ist die Stellung der obrigkeitlichen Personen. Und doch zeigen sie wieder untereinander die größte Dienstwilligkeit. Ein Finkenwärder auf einem Schiffe, sagen die Hamburger Reeder, zwingt zehn Minderwerte zur Pflichterfüllung.

Die Familie erwächst von selber aus Naturbedürfnissen. Aus Nachbarskindern und Spielgefährten werden Lagergenossen und treue Kameraden. Früh beginnt der Verkehr der Geschlechter und früh ist das Verlöbniß, bei dem Mädchen mit 18, dem Fischer mit 20 bis 22 Jahren. Die ganze Insel ist miteinander verwandt. Von 156 verheirateten Fischern (1905) waren 150 mit Finkenwärderinnen verheiratet. Mit Vorliebe wählt das Mädchen den Seefischer. Denn da dieser wochenlang fernbleibt, so fällt diesen—thesten Ewafindern das heiß ersehnte Regiment von selber zu. Aber auch die Seefischer betrachten sich als besondere Günstlinge der Mädchen. Die Zeit ist noch nicht fern, wo im Tanzsaal ein immer lauterer Johlen sich erhob: „Butenlammer, Schachsnider, Quittje!“, wenn etwa ein Handwerker ein Mädchen aufzufordern wagte. Seit alters fällt Verlöbniß und Ehe zusammen. Bruch des Verlöbnißes kommt nicht vor. Uneheliche Kinder gibt es nur, wenn der Verlobte „geblieben“. Seit Jahrhunderten hat die Kirche gegen die Unwüchsigkeit der Sitten geeifert. Es ist noch nicht lange her, daß es sogenannte „Unzuchtsstrafen“ für „Frühgeburten“ gab, einen Taler für die Kirche, einen Taler für den Pfarrer, 18 Mariengroschen für den Küster. In den Kirchenbüchern finden sich in dem einen Jahrzehnt 1849—1858 allein 92 Fälle bei 425 Familien. Erst im Winter zur Zeit des Schweineschlachtens kam die Vergeltung. Da hatte der Pfarrer seit alters Anspruch auf den halben Schweinskopf. Den pfliegten die Fischer so kunstreich zu teilen, daß der gestrenge Herr Pfarrer die Knochen erhielt, sie selber das Fleisch. „Wer mit einem etwas zu schaffen hat, der macht sie alle gegen sich rege. Die ganze Insel ist eine Verwandtschaft. Ich meine, ich sei in dem alten Kreta!“ So klagt herzbeweglich ein alter Pfarrer schon 1762.

Allgemein herrscht das „Du“ und der Vorname, Fischer und Bestmann, Mädchen und Herrin reden so einander an. Sonderbar ist der Gebrauch der Ziffer, die weithin leuchtend am Segel des Kutters steht als Mittel zur Unterscheidung bei den wiederkehrenden Sippennamen, etwa Külper 75 oder Loop 26, um sie von einem anderen Külper oder Loop zu unterscheiden. Noch sonderbarer, daß die Frau im Volksmunde allgemein den Mädchennamen behält. Denn da der Fischer nur für Tage zu Haus ist, so erscheint das sich zur Hausfrau wandelnde Mädchen als der beständige Teil. Trina Külper bleibt Trina Külper, wenn sie längst des Peter Mewes Ehegepons geworden. Daher wird denn auch auf den Mädchennamen der Frau in den Geschäften angeschrieben. Ihr allein fällt die Kassenführung zu. Es sind schöne alte Namen, die sie führten und zum Teil noch führen: Mabe, Gesche, Trink (Katharina), Antj, Beeke, Metj, Mariel, Sleidj (Mdelheid), Lenkj, Gretj und Sila (Cäcilie). Jetzt beginnen sie sich ihrer alten Namen zu schämen, die langhaarigen Törinnen! Auch die Männernamen sind merkwürdig, wie auch die Sprache im hohen Grade eigenartig ist.)* Was

*) Einige Beispiele mögen genügen: koppzeisen = kentern, Dragge = vierzahniger Anker, överdimmen = den Rang ablaufen, Disfatt = Schöpfschaukel, roophüßern = hinaufwinden, Mug = Trinkgefäß, fieren = schießen lassen, Seefischer = der Fischer, der wertloses Zeug fischt, hierlik = winzig, Omdöt = Regenwürmer, fagaats = fertig, begrismulen = jemanden anführen, täuschen, Kanate = Bürsche, Nusch = wertloses Zeug, parawatich = dumm, schucheln = schmuggeln, Schuling = Windschutz, Tran = Wegspur, Swaticher = Leichtfuß, tageln = prügeln, Snaf = Schlange, Tamp = Taucende, Pungel = Haufen, Retsch = liederliche Person.



Abb. 70. Marfchenfrühling am Elbdeich (Kollmar Marfch). (Zu Seite 109.)

⊠

⊠

im Bergland das Gebirge bewirkt, die Sonderung in Einzelgebiete, das schafft hier das Wasser. Es ist eine solche Fülle des Wissenswerten zu sammeln und zu sichten, wie nicht leicht irgendwo. Hier ist frisches Neubruchsland, das der Hände harrt, die es bebauen sollen.

Der Höhepunkt des Fischelebens ist Heimkehr und Ausfahrt. Auch für das Denken der Frau bedeutet es den Mittelpunkt. Sonst ist ihr Leben eintönig, bequem, solange die Familie klein ist. Daher kann sie das Häuschen halten wie ein Schmuckkästchen, immer mit Blumen am Fenster, blitzblank und sauber, die Zimmer klein wie Schiffskabinen, verschwenderisch mit El und Farbe gestrichen, wie es der Fischer liebt. Bisweilen findet man in den Stuben zierliche Schnitzarbeit, die der Fischer bei Windstille auskerbte, voll heimlicher Heimatgedanken, eine kleine Wiege, einen Untersatz für den Kochtopf oder ein Schiff für den Erstgeborenen. Wunderliche Wahrzeichen künden der Frau die Heimkehr an, aber die erste bestimmte Nachricht bringen die Fischerjungen, diese „Sleefs“, die tagein, tagaus am Deich liegen, die Schule schwänzen und mit dem „Kieker“ nach der Nummer des „aufkommenden“ Fahrzeuges spähen. Wehe der Fischersfrau, die mit dem Botenlohn knauferte, wenn sie die frohe Botschaft bringen: „Jannis kommt up!“ Ihr würde nie wieder „angesagt“. Dann wirft sich die Frau in ihr Feiertagsgewand und fährt zum Fischmarkt in Altona, wo die Kutter anlegen. Da mag sie ihm von ferne winken und die braunen Segel fallen sehen. Der Bestmann eilt nach Finkenwärder und freut sich der Mädchen, der vielen fröhlichen Mädchen: „Geiht doch nix inne Welt öer lütt Finkward Deern!“ Nur der Junge bleibt an Bord. Fischer und Fischersfrau gehen nach St. Pauli „up de Glitsch“. Kein Kaiser und König kann fröhlicher sein. „Fischerslüd maht jümmer Hochtid.“

In der Morgenfrühe werden die Fische verkauft (Abb. 32) und das Geld gezählt — Buchführung gibt es nirgends — und nun geht es heim zu dem Jüngsten in der Wiege, der alten Mutter, dem Gärtchen mit der Bank, dem rundlichen Schwein. Er freut sich des guten Trunkes, den er solange entbehrt, und der Lieblings Speisen statt der „Surenjupp“ und der ewigen „Klütten“. Man sollte meinen, daß auch sie als Meerjäger das Jägerlatein verständen. Aber es ist ausdrücklich hervorzuheben, daß sie niemals prahlen. Der stärkste Sturm wird zu „en betten Kruswater, de us nattspröt het“.

Aus der Empfindung dieser heimkehrenden Fischer erklärt es sich, daß hier allein an der Elbe Sonntag für Sonntag Reigentanz und Musik ertönt. So kommt es, daß sie gern und gut tanzen, viel gewandter als rings auf den Dörfern. Links herum ist die Regel. „Sik dreihn is dat schoinste Vergnoigen“, sagen die Mädchen. Wie die Alten jungen, so zwitschern die Jungen. Es ist ein reizvolles Bild, wenn etwa zur Winterszeit ein wandernder Orgelspieler sich hierher verirrt hat. Dann sammeln sich 60 bis 100 Kinder auf dem Deich — denn dort ist die große Kinderstube — und stapfen im Tanz den dünnen Winterschnee, lauter lütte Butts und Deerns. Die helle Winter Sonne spielt über die roten Wangen, die lustigen Augen und das lange unter der Pelzkappe flatternde Haar. Der Höhepunkt der Volkslustbarkeit ist „de grote Karckmeß“ zur Sommerferienwende. Dann ist jeder Fischer „bihus“ und Kutter bei Kutter liegt bewimpelt am Priel.

In dies Idyll der Heimkehr blickt, langsam über den Deich emporsteigend, das Schicksal mit starrem Antlitz. Der frohen Heimkehr steht Trennung und Tod gegenüber. Wenn in der Sturmnacht die Wellen immer höher am Deich emporlecken und die Lärmkanonen in immer kürzeren Pausen ertönen, dann gedenkt der Stadtbewohner wohl flüchtig im Halbschlaf der armen Seefischer im gebrechlichen Fahrzeug. Das ist hier anders. Dann gibt es hier schlaflose Nächte und Szenen tiefsten menschlichen Jammers. Drei Sonntage hintereinander betet die Gemeinde für den überfälligen Fischer. Ist er bis zum vierten nicht zurück, dann wird ein Dankgebet gesprochen, daß der himmlische Vater ihn aufgenommen habe in sein ewiges Reich.



Abb. 71. Kremper Rathaus von 1570 mit beschnittenen Linden.
(Zu Seite 54. 110.)

Es ist wahr, manche Fischersfrau nimmt die Nachricht von dem Tode ihres Mannes ruhig entgegen: „Da mött ne Fischersfru jümmer mit reken. Dat is as wenn' Soldat inn' Krieg treckt.“ Aber es gibt auch Frauen, die von grauer Morgenfrühe bis zum Abend den Deich auf und ab gehen, wenn der Mann ausblieb, halb wirren Sinnes, jeden Ankommenden fragend. Und nun beginnt die Qual tagelanger, oft wochenlanger Ungewißheit. „Gerd het en seihn!“ „Ne, he het en nich seihn, 's nich woahr!“ Dann kommt das Letzte, gegen das alles Kinderspiel im Leben ist. Man hat das Segel treibend gefunden. Zwei alte Männer der Sippe gehen den schweren Gang. Es dauert lange, bis sie das junge zuckende Weib allein lassen können.

Das Los dieser Witwen ist hart. Daß sie sich wieder verheiraten ist selten. Eben dies natürliche Hervorwachsen der Ehe aus Kinderspiel hindert es. Der Sitte gemäß sitzen sie als Witwen abseits von der tanzfreudigen Jugend. So fordert sie niemand zum Tanz auf, der hier wie überhaupt auf dem Lande einen weit stärkeren Naturhintergrund hat als in der Stadt. Das gewöhnlichste ist, daß sie einen kleinen Kramhandel beginnen. Bei dem starken Sippengefühl hält sich die Verwandtschaft verpflichtet, bei ihr zu kaufen. Diese kleinen Krämereien der Fischer- und Schifferwitwen sind bezeichnend für die ganze Niederelbe. Andere werden Plätterinnen und Näherinnen und kämpfen sich und ihre Kinder tapfer durchs Leben. Aber auch nach Jahren kann es geschehen, wenn starkes Heimweh nach dem Manne sie drängt, daß sie zur Flutzeit aus schmalen Bodensfenster über den Deich nach den ankommenden braunen Segeln ausschauen: „Kann ja doch sin, dat he noch wedderkümmt. He is doch jümmer weddertamen!“

Es ist rührend zu sehen, wie das Volksempfinden mit naiven Mitteln versucht hat, das grause Schicksal zu zwingen oder zu überlisten. Glückliche Reise wünschen ist nicht Brauch, lieber jagen, den Hals brechen. Auch das Wort „Adjäs“ gibt es hier nicht. Es gilt fast wie ein Fluch, man sagt es nur dem, den man nicht wieder sehen will. Es ist als ob man die leise schlummernden Geister nicht wecken möchte durch unbedachtes Wort. Auch heute nimmt der Fischer keinen Abschied von den Seinen. Abschied nehmen heißt nicht wiedersehen, so jagen sie. Die Frau hört wohl an ihrem Herde, wie er mit schwerem Schritt, den Vorratsack auf dem Rücken die steile Treppe herabkommt, über die Viele schlurft, aber sie sieht nicht zur Seite. So scheint es, als ob er überhaupt nicht fortgegangen ist. Früher war es Sitte, daß die Frau wortlos zum Schiffe mitging. Dann warf sie im Augenblick der Abfahrt getrocknete Kräuter oder Erde oder eben ausgerissenes Gras von dem Heimatboden in das Schiff. Es ist derselbe Gedanke, der auch hier zugrunde liegt. Eine Trennung von der Heimat Erde hat nicht stattgefunden.

Kein Wunder, daß gerade hier in dem sorgenden und gequälten Herzen der Fischer eine Fülle uralten Volksglaubens zurückblieb. Es ist etwas anderes, in ruhiger Sicherheit den Pflug über den Boden führen, in die aufgebrochene Scholle das Samen Korn streuen und dann sehen, wie holde Mächte es keimen und reifen lassen und Nahrung spenden die Fülle. Dort quillt der Glaube an gütige Mächte, die auch über den Bösen regnen lassen und die Lilien in Herrlichkeit kleiden. Hier wirft jahraus, jahrein ein tückischer Zufall den Fischer auf verborgene Sande, läßt noch im Hafen den Fuß straucheln, macht grinsend das blühende Weib zur Witwe und die unmündigen Kinder zu Waisen. Daher gewinnen hier die Schicksalsmächte einen unheimlichen, launenhaften Zug, den man auf der Seeft vergeblich sucht. So mag es kommen, daß der alte Hexenglaube hier noch lebendig ist wie nirgends ringsum: „Se het en wat andohn.“ Eine Frau bespricht, einen Hexenmeister gibt es, nicht weniger als zwölf Frauen gelten als Hexen. Die Kinder meiden sie, speien hinter ihnen kreuzweis aus. Man leiht ihnen nicht. Wo sie ein Haus betreten, da räuchert man mit Schwarzkümmel, Bilsenkrautsamen und Teufelsdreck. Tagsüber sieht man sie zusammenhocken zu zweien oder dreien,



Abb. 72. Fleet an der Krempan in Krempe. (Zu Seite 110.)

dann locken sie die Kinder an sich, geben ihnen einen Apfel, schnüren die losen Schuhbänder fest, stecken ihnen heimlich einen Kirschkern ins Haar, daß sie Gewalt über sie gewinnen. Erst in der Dunkelheit nehmen sie Kackengestalt an, schleichen mit glühen Augen übern Deich, springen den späten Wanderer an und umkreisen die Häuser. Daher findet man in manchen Häusern über der Haustür nach innen ein „Hexenkissen“, mit Zauberkraut gefüllt. Es ist vorgekommen, daß der eigene kranke Sohn von der Mutter fortzog, in dem Glauben, sie hindere seine Heilung. Doch darf man nicht meinen, die Stellung der Hexen sei schlecht. Eine hat einen Kramladen, und gern kauft man von ihr. Denn sie gilt als mächtige hohe Frau. Früher war es allgemeine Sitte, daß die Fahrenleute vom Scharfrichter in Harburg geheimen Zauber erwarben, um die Fische zu berücken. Auch heute noch räuchern einige die Neze mit Zauberkraut, und nichts ist ihnen unangenehmer, als wenn ein Fremder das Netz berührt. Unter dem Mast eines jeden Kutters liegt ein Geldstück, wie sonst unter dem Hausbalken. Am sonderbarsten berührt der allgemein verbreitete Gebrauch, Totenschädel im Vordersteven aufzustellen. Es ist ein besonderer Raum dort ausgespart. Manche führen nur einen Schädel mit sich, manche drei oder vier, manche eine ganze Reihe. Kein größeres Glück gibt es, als solches Totengebein im Neze heraufzuziehen. Offenbar ist es ein Abwendungsmittel. Der grinsende Totenkopf soll die Geister der Tiefe schrecken. Im Volksempfinden ist die uralte Anschauung verdunkelt: „Kann jo min best Fründ sin.“ Oder sie sagen, der Tote habe schärfere Augen als der Lebende, er sähe die Sande und verborgenen Wracks vorher. So richten sie vielfach die Augen des Totenkopfes nach vorn. Es mag kaum einen Kutter geben, der nicht ein solches Amulett trüge.

Es ist schmerzlich zu sehen, wie dies eigentümlichste Volkstum der Niederelbe mit unerbittlicher Gewalt aufgesogen wird. Der kleine selbständige Fischer hat hart zu kämpfen mit dem übermächtigen Kapital, dem Großbetrieb der Fischerei, wie er sich immer mehr entwickelt und entwickeln muß. England z. B. hat 1100 Fischdampfer, wir keine dreihundert. Es wiederholt sich hier, was den kleinen selbständigen Reedern der Niederelbe geschehen ist, sie gingen allmählich zugrunde. Noch gibt es keinen Fischdampfer in Finkenwärder, so fest halten sie zusammen. Aber man hört schon die wehmütige Umkehrung des alten Spruches: Lewer en grot Knecht as en lütt Herr! 1860 kostete der Ewer 3000 Mk., jetzt 18000, mit dem Motor 30000. Zinsen und Grundschulden sind hoch, und die Familie wächst. 500 Mk. ist das mindeste, was sie bei jeder Fahrt dem Meere abgewinnen müssen. So ist der Wohlstand stark zurückgegangen. Während es früher die Regel war, daß jeder Schiffer sein Häuschen hatte, haben heute nur noch 40 ein Eigenhaus. Immer geringer wird die Zahl der Söhne, die das väterliche Gewerbe ergreifen. Meist lernen sie ein Handwerk: „Fahrenslüd könnt wie jümmer noch warn“ oder sie gehen nach Hamburg, wo sie als Matrosen Kastenschutenschiffer, Schlepper- oder Barkassenführer sehr gesucht sind. Sie bilden den Grundstock jener durchgeseihten Menschenmassen, die der Großbetrieb dort erfordert. Das Reich hat den Wert dieser Seefischer für die Allgemeinheit dadurch anerkannt, daß es ihnen für längere Jahre zinsfreie Gelder leiht. Rechnet man den Zinsverlust aus, so sind es etwa 3000 Mk., die das Reich für jeden einzelnen dieser im Kampf mit dem Meer erwachsenen Rasse hergibt. Es geschieht hauptsächlich wohl in Rücksicht auf die junge Marine. Finkenwärder Herkunft gilt hier als Adelszeichen. Auch der Hamburger Staat hat ihnen helfen wollen und sie zur Übersiedlung nach Cuxhaven zu bestimmen gesucht, um ihnen den doppelten Weg auf der Elbe zu sparen und zugleich den Großschiffahrtsweg von der Kleinschiffahrt zu entlasten. Zweifellos ist für sie die Übersiedlung, verbunden mit der Gründung eines großen Fischmarktes in Cuxhaven, von Vorteil. Und doch hat dieser Plan große Erbitterung hervorgerufen, die noch überall nachzittert. Was sie hindert fortzuziehen, ist das auf diesem Inselboden erwachsene



Abb. 73. Am Störbeich bei Kafenort. (Zu Seite 118.)

Volkstum, all die kleinen Geister und Wichtel, von Kindheit vertraut, von den Urvätern ererbt, die am Deich, im Schilf, zwischen den Reben am Weidenpriel haufen. So werden sie vorerst bleiben.

Wer die niederelbischen Schiffer und Fischer verstehen will, der soll zu unseren Finkenwärdern kommen. Sie sind das Salz der Niederelbe und der Sauerteig zugleich, der die Wasserkante durchsäuert.

Das Alte Land.

Eine ganz andere Welt empfängt den Wanderer, der die Süderelbe überschreitet. Dem Drama von Finkenwärdern mit seinem oft tragischen Gehalt steht das Idyll des „Alten Landes“ gegenüber. War diesseits der Fischfang der Lebensnerv, so bedeutet jenseits der Süderelbe der Obstbau alles. Vom „Schwedischen Boom“ (= schwedischen Schlagbaum) bei Moorburg — noch heute findet sich im Volksmunde leise Erinnerung an diesen Namen längstvergangener Zeit — bis zur alten Schwingemündung dehnt sich längs der Elbe das Obstland, von dort läuft die Grenze schwingeaufwärts bis in die Nähe von Stade, wo der alte „Södelstein“ war, dann den Moorwettern und die Landwehr zurück über Hornsburg, den Estdedich und Buxtehude bis Moorburg. Das Land jenseits des Moorwetterns bis zur Geest gehört nicht mehr zum Alten Lande. Als Moorboden wertlos für die alten Siedler, wird es erst in unseren Tagen dem Anbau allmählich erschlossen. 167 qkm, 21050 E. (1885 21097) 128 E. auf 1 qkm.

Die Eigentümlichkeit dieses Ländchens besteht einmal in seiner besonders tiefen Lage — nirgends über 1 m Höhe, vielfach dagegen unter Null, so daß die gewöhnliche Flut auf Tischhöhe in die Bauernstuben steigen würde —, dann in der Zerteilung des Landes durch drei gleichgerichtete Querflüsse, die Este, Lühe und Schwinge. In alter Zeit war noch ein vierter Querlauf vorhanden, die Zester, deren Namen das alte, durch Hochfluten vernichtete Dorf Zesterfleth auf Hahnöfersand bewahrt. Offenbar ist die Wasserlöse von Jork zum Borsteler Tief nichts anderes als die alte begradete Zester. Bei der Menge der Querflüsse drängte sich hier in alter Zeit, ähnlich wie in der Wiltstermarsch, Fleet an Fleet. Es waren die Deltamündungen der Querflüsse. Nicht weniger als elf Fleete lassen sich nachweisen: Bassensfleth, Twielensfleth, Bardenfleth, Quernefleth (= Mühlensfleth), Sutfleth (= Hudefleth von Hude = Fährstelle), Sumpffleth, Zesterfleth, Bockfleth (= Buchensfleth), Stockfleth, Steensfleth, Wördenfleth. Auf den höheren Ufern dieser Fleete und Flüsse, vor allem dem flachgewölbten Elbufer gab es altfriesische Wurtsiedelungen, von Haserfeldern und Wiesen umgeben, auf denen, bis an die Knie im Wasser, die mageren Rinder weideten. Zwischen den höheren Uferändern breiteten sich flache Mulden aus, zur Flutzeit mit Wasser gefüllt, bei Ebbe ein weites wüstes Schlickwatt.

Eigentümlich ist die Einteilung des Landes in drei „Meilen“, Mielen im Volksmunde, von Fluß zu Fluß, von der Schwinge zur Lühe die erste, von der Lühe zur Este die zweite, von der Este zur Süderelbe bei Moorburg die dritte. Doch wurde noch 1788 nach Tetens die dritte Meile von den Einwohnern nicht zum Alten Lande gerechnet. Niemals bezeichnet sonst das bloße „Meile“ ein Flächenmaß. Vielleicht steckt ein altes verschollenes Wort darinnen, — nicht das lateinische Meile —, das etwa in dem Flußnamen „Miele“ in Süderditmarschen oder in Meldorf (= Mieldorf) verborgen sein mag. Nicht minder auffällig ist der Name „Altes Land“. Man vermißt das entsprechende „Neuland“. Wo der Name „Altes Land“ in den Urkunden zuerst auftaucht, etwa um 1400, umfaßt er durchaus nicht das heutige Alte Land, sondern bezeichnet urbar gemachtes Land der Stader Gegend im Gegensatz zu erst urbar zu machender Wildnis, eben dem „Neulande“. Es ist schon oben gesagt, daß in dem „Dhl-land“ der „Dhl-länder“ vielleicht der Name Holland und Holländer zu suchen ist. Der papierne

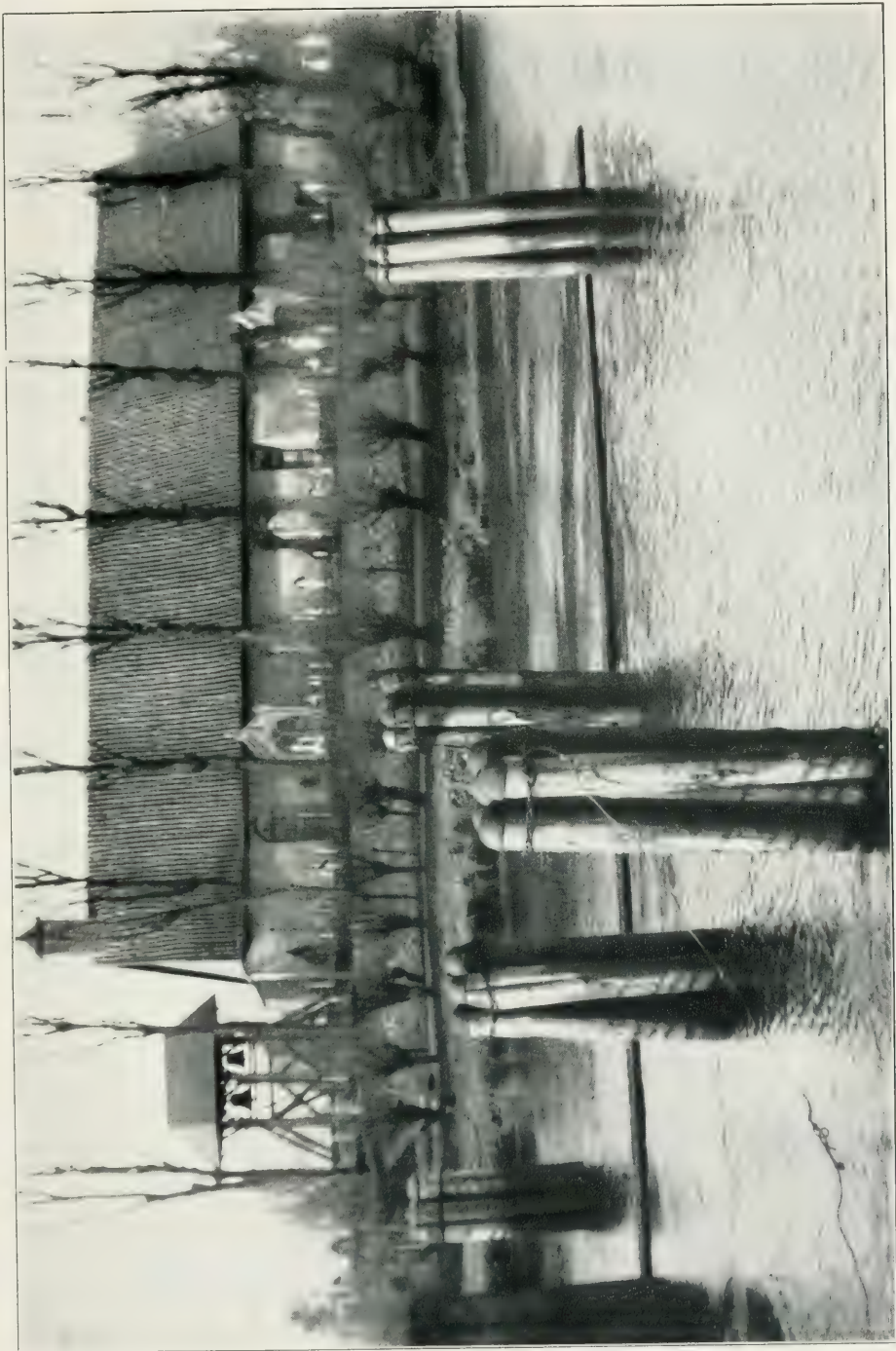


Abb. 74. Kirche von Heiligensveden an der Siör mit freihängenden Glocken. (Zu Seite 118.)

Name des Alten Landes ist heute „Kreis Jork“, unnötig und unglücklich erfonnen und ganz unvolkstümlich.

Es war klar, wo die alten holländischen Siedler den Spaten ansetzen mußten. Sie begannen, wie immer, von oben her, wo der Wellenschlag am geringsten war, die prielartigen Verzweigungen der Flüsse abzdämmen und so durch Deichbauten einen festen Wasserlauf erst zu schaffen. Die erste Meile ist, wie ja ihre Bezeichnung als erste Meile ergibt, zuerst in Angriff genommen. Hier erkennt man noch deutlich an dem Dorfnamen Hollern, daß die Siedler binnenwärts des hohen Elbusers ihren Deich — den „Hollerdeich“ — gebaut haben, so daß die altfächsischen Siedlungen des hohen Ufers außerhalb blieben. In der zweiten Meile dagegen haben sie die früheren Siedlungen mit einbezogen, als wenn die sächsischen Urfiedler erst allmählich dem neuen Deichbau vertraut hätten. Hier an der Lüche kann man noch deutlich sehen, wie sie ihre langen schmalen Stücke vom Fluß aus gemessen haben. Denn die hintere Grenze der Flurstücke wiederholt die Krümmungen der Lüche, so bei Neuen- und Mittellkirchen. Die Deichschlinge am Neß weist auf eine sächsische Siedlung mit Ringdeich, die mit in den Deich einbezogen wurde. Denn schwerlich hätten die Deichbauer ohne wirklich zwingenden Grund diesen Umweg gemacht, wo sie doch den Deich geradlinig bauen konnten. Wieder erkennt man an dem Verlauf der hinteren Ackergränge bei Grünendeich, daß die Lühemündung bei Huttfleth lag und das Lüheknie jüngerer Ursprungs sein muß. Da nun ebenfalls von der Este die Ackerstücke geschritten wurden — noch heute unterscheidet man zwischen „Lühesaters“ und „Estesaters“ — so blieb in der Mitte zwischen hohem Elbuser, Lüche, Este und Achterdeich ein Polder über, holländisch Mirke oder Weirke genannt. Vielleicht erklärt sich daraus der Name des Ortes Maiork (1221), jetzt sonderbar in Jork verstümmelt, im Volksmund „Auf dem Jorke“, „Appem Jorke“ (3760 E.). Südlich davon liegt als zweite Reihensiedlung Ladetop, mit Jork und dem jenseitigen Neuenbrook eine echte holländische Anlage. Ob das Land schon bei der Besiedlung so niedrig war, wie heute, ist fraglich. Die Massen von Haselnußresten und Baumstämmen in der Tiefe weisen auf einstige höhere Lage. Wie auch in der Wilstermarsch werden die schwammartig von Wasser vollgejogenen Massen mit der zunehmenden Entwässerung zusammengesunken sein. Wurten finden sich nirgends, so daß die Siedler bei der planmäßigen Urbarmachung sich nur durch den neuen Deichbau geschützt zu haben scheinen. Der Elbdeich ist mehrfach zurückgelegt. Das alte hohe Ufer des Stromes ist der Hahnöfersand. Auch von Huttfleth bis Twielenfleth hat Abbruch stattgefunden, wie die verstümmelte Form der Ackerstücke zeigt. Lüche- und Ladigerstrand — nach einem Pächter so geheißten — sind wohl Reste des einstigen Uferrandes.

Daß die Siedler nach hollischem Rechte gelebt haben, wird nicht ausdrücklich erzählt. Wohl aber bestätigt der Erzbischof Christof 1512 „alle Rechte, Rechtigkeit, gude olde löfliche Wieße und Wohnheit . . . geliet se by Unser Vorfahren Tynden bet an uns gebroket und geholdt hebben.“ Blättert man in den alten Chroniken, so tritt uns ein eigentümliches Rechts- und Verfassungsleben entgegen, das den Eindruck hohen Altertums macht. Es gab zwei Gräfen in Jork, der eine vom Erzbischof, der andere von den Erbexen — den Hausleuten — ernannt, die an den Jartentagen — den Gerichtstagen — den Vorsitz führten. Es gab ein Gräfding für Deich- und Schleusensachen, wegen „trockener Schläge“, dann ein Landgräfding oder oberstes Guding aus dem Dreigeschworenen Rat, ein Borsteler Gräfding, ein Fünfdörfergericht, ein Böttingsgericht auf dem Bischofshofe zu Stade, das in Gegenwart der Gräfen und der Deichgeschworenen unter freiem Himmel gehegt wurde, dabei ein Baden Bötting, durch das die „Brugenstrafen“ verdoppelt werden konnten, ein Göden- oder Gödingsgericht, das die Siedengerichtsvögte mit dem Schöppen abhielten. Verwaltung und Gericht lag durchaus in der Hand der Erbexen. Höchst eigentümlich ist das „Beispruchsrecht“ wegen Blutsverwandt-



Abb. 73. Stettervegetation. (3u Seite 66.)

tschaft und Nachbarschaft. Bis 1832 sind diese eigentümlichen Reste meist in Übung geblieben. Im Deichwesen sind noch überall die Grundzüge der alten Selbstständigkeit erhalten. Durchaus liegt die Leitung in den Händen der Bauern. Drei „Deichbände“ bestehen, für jede Meile einer mit mehreren Deichrichterschaften und „Schwarschaften“. Zwanzig Axtländer Morgen — das ist der Umfang der alten Hufe — berechtigen zur „Schwarschaft“.

Die Haupterwerbsquelle des Axtländers, und oft die einzige, ist der Obstbau, der sich etwa seit 200 Jahren nachweisen läßt. Seitdem gibt es jenes wundervolle Axtländer Landschaftsbild, den dunklen Kanal mit dem lichtdurchfluteten feierlich-heiteren Zelt darüber, das sich in geheimnisvolle ferne Blütenwirrnisse über grünlichen Wassern verliert. Nur die dritte Meile zeigt bei der Nähe Hamburgs starken Gemüsebau, namentlich auch von „Marree“ (Meerrettich), der nach drüben geht. Die Höfe sind daher weit mehr zerschlagen als in den beiden anderen Meilen. Im ganzen sind etwa 3000 Hektar, das ist ein Drittel der gesamten Anbaufläche des Alten Landes, mit Obst bepflanzt. Der Hektar Obstland hat einen Wert von 4500—12000 Mark, je nach dem Alter der Bäume. Ein mittelgroßer Hof erntet etwa 400 Zentner Kirichen, 400 Z. Äpfel, 150 Z. Zwetschen und Pflaumen, 100 Z. Birnen. Während der Hektar Weizenboden zu 420 Mt. Ertrag geschätzt wird, rechnet man bei Obstpflanzung auf 1300 Mt. So lebt hier manchmal eine Familie von wenigen Bäumen auf $\frac{1}{2}$ Hektar Landes. Hier ist die nördlichste Stelle eines großzügigen Obstbaues. Schwerlich wird viel an ein und einer viertel Million Bäume fehlen. So erblickt man überall zwischen den Bäumen die „Appelschur“ und auf dem Flusse die strohgepolsterten frostfreien Ewer und Rähne. Doch ist der Obstbau einem Lotteriespiel vergleichbar, da nicht nur der Ertrag wechselt, sondern auch die Preise um das Zehnfache abweichen. Um diese Schwankungen nicht noch zu erhöhen, verzichtet der Axtländer darauf, besonders feines, aber leicht verderbliches Obst zu bauen, sondern sucht möglichst haltbare Dauerware zu erzielen. Da sie in obstarmen Jahren zukaufen mußten, so wurden sie allmählich zu Obstgroßhändlern. Der beste Abnehmer ist noch immer England, das namentlich Axtländer Zwetschen und Pflaumen, als Marmelade verarbeitet, in seine Kolonien ausführt. Doch geht bei dem neuerlichen scharfen Wettbewerb des Auslandes der auswärtige Handel des Alten Landes zurück. Dagegen wird der inländische immer wichtiger.

Der ärgste Feind des Axtländers sind die Vögel, namentlich die Stare, und wie sonst etwa für getötete Kreuzottern zahlt die Ortskasse für Starköpfe ein Entgelt. Daher fehlt hier der fröhliche Vogelsang. In der Reifezeit ist der Kampf am heftigsten. Dann kommen die Stare aus dem Holsteinischen zu Tausenden herüber, bergen sich nachts im Schilfufer, um sich im frühesten Morgengrauen auf die süße Kirschfrucht zu stürzen. Wer etwa um diese Zeit den Elbdeich entlang geht, der sieht an jedem Baum eine Vogelscheuche neben der anderen, immer seltsamer und wunderlicher, mit drohend emporgehobenem Arm, ein ganz merkwürdiger Anblick. Überall ertönt das Rasseln der Klapper, der dumpfe Ton der Trommel, dazwischen das ängstliche Flattern der gescheuchten Vögel und entfernte Flintenschüsse wie von feindlichen Vorposten. Gesungen wird hier bei der Obstlese nicht, wie es etwa am Rhein bei der Weinlese Sitte ist. Die Frucht ist nicht kostbar genug, daß es Zweck hätte, wie dort, durch Singen die Pflücker am Verzehren des wertvollen Wachstums zu hindern.

Die eigentliche Gabe des Axtländers ist sein Handelsgeist. Man muß einmal zur Kirchzeit, etwa in Jork, diese Bauern zwischen den Beeten im Vorgarten sehen im peinlich sauberen schwarzen Rock, viel kluge scharfgeschnittene Gesichter darunter, die man sich am liebsten am Kontorbock über das Hauptbuch gebeugt denken mag. Von der behäbigen Langsamkeit der Marsch merkt man bei ihnen nichts. Es ist bezeichnend, daß unter den Axtländer Sippennamen viel Hamburger Firmen, darunter Namen ersten Klanges, begegnen. Sie gelten als verschlagen

und listig, geborene Geldleute, auch den kleinsten Vorteil wahrnehmend, rüdrig und äußerst sparsam, mit heller bäuerlicher Freude am Einhamstern. Der Erwerbssinn steigert sich zur Erwerbssucht. Den Arglosen im Handumdrehen tüchtig einzutunken, halten sie für gutes Recht. Die zierlichen Mädchen wachsen zu vorzüglichen sparsamen Hausfrauen. So herrscht hier große Wohlhabenheit. Auf vier bis sechs Millionen mag man das jährliche Einkommen aus dem Obstbau schätzen. Die Sparkasse wies einen Bestand von sieben Millionen auf, dabei wird überaus stark in Papieren spekuliert. Dreiviertel Argentinier und Griechen, und ein Viertel deutsche Staatspapiere ist gewöhnlicher Besitz. Der jüdische Zwischenhändler, der bei der hohen Begabung der Bewohner in den Elbmarschen überhaupt wenig vertreten ist, fehlt hier völlig: „Wi köpt nix von Juden, de sün all Bedreigers,“ pflegen sie zu sagen. Sie vergessen dabei, daß sie selber, in gutem und schlechtem Sinne, allgemein als die Juden der Niederelbe gelten. „Swarte Juden gift nich in Dland, aber witte de heele Menge.“

Die Besonderheit des Hauses und der Tracht, die sich hier — wie in den Vierlanden — trotz unmittelbarer Nähe der Großstadt erhalten hat, ist ein sichtbarer Ausdruck der zähen Eigenart dieses Bauernschlages. Wie immer sind die alten Frauen die treuesten Bewahrerinnen absterbender Sitte. Die Jugend hat sich von ihr losgesagt. Da die Tracht den schönsten Schmuck der Frau, das reiche Haar, verbirgt, so kann man das Verschwinden nicht bedauern. Dabei ist sie viel zu teuer. Vielleicht ist es überhaupt richtiger, statt äußerlichen Festhaltens an überlebter Tracht das eigentlich Wesentliche zu bewahren suchen, das Farbenfreudige, Bunte, den reichen Metallschmuck, die schimmernden Linnenärmel, aber das kastenartig Gleichmäßige, auf vergangener Abgeschlossenheit erwachsen, preiszugeben. Auch hier werden die städtischen Kreise vorangehen müssen.

Besondere Sitten sind wenig vorhanden. Früher war die sogenannte „Tausche“ zwischen je zwei Geschwistern zweier Höfe weit verbreitet, um den Besitz der Familie zu bewahren. Die „Gabenhochzeit“, auch sonst an der Niederelbe viel verbreitet, ist überall in Übung. Es ist eine Art geschäftsmäßiger Veranstaltung des jungen Paares, die unter Umständen nicht unbeträchtliche Einnahmen bringt. Nach einem Tusch spielt die Musik die Weise: „Giv her de Gav“. Dann stellt sich die Braut zum Einsammeln auf. Die Gäste ziehen an ihr vorüber und überreichen im besonders gefalteten Papier das Geldstück, dem oft ein Spruch beigefügt ist. Später kommt der Bräutigam und handelt ihr die Summe ab. Über die Gaben wird sorgfältig Buch geführt.

Die Wanderungen beginnt man am besten von der Elbseite, von Kranz, Borstel, Lühe, Twielensleth. Die Überfahrt von Blankenese an das Wiesenufer jenseits eröffnet einen der schönsten Blicke der ganzen Niederelbe (Abb. 48. 51.) Mit leiser Hand wischt die Ferne alles Unholde fort, was neue Landhäuser dem einst so malerischen Fischerorte verliehen haben. Das weite dunkle Wasser mit den Weiden- und Schilfinseln, von den schöngeschwungenen Linien des schloßbedeckten Bergabhanges begrenzt, bietet ein wundervolles Bild nordwestdeutscher Natur, das etwa bei aufziehendem Gewittersturm nicht leicht seinesgleichen findet. Der Weg nach Hinterbrak an dem weidenbestandenen Schilfsaum des Stromes mit dem Blick auf das Berquufer ist überaus reizvoll und kaum bekannt. Wo die Weiden fehlen und der Strom unmittelbar in ganzer Größe an den Steindeich grenzt, zeigt sich die erhabene Einförmigkeit dieser Landschaft am reinsten. Dagegen bietet der Weg elbaufwärts nach Neuenfelde, Rosengarten, Bierzigstücken mit seinen Nußbaumalleen am Deich, den weidenden Tieren und den Fruchtewern am Priel mehr liebliche Züge. Mehrfach sind alte Kajedeiche noch deutlich zu erkennen, die zu Wegen geworden sind. Hier begegnen mehrere alte Häuser mit schönem Getäfel, Domerbefen, Hexenmühlen und malerischen Eingangsporten (Abb. 45). Auch die eigentümliche Siebelzier, in der Allmers in seinem schönen Marschenbuche zwei sich in die Brust beißende Schwäne erkennen wollte und daher

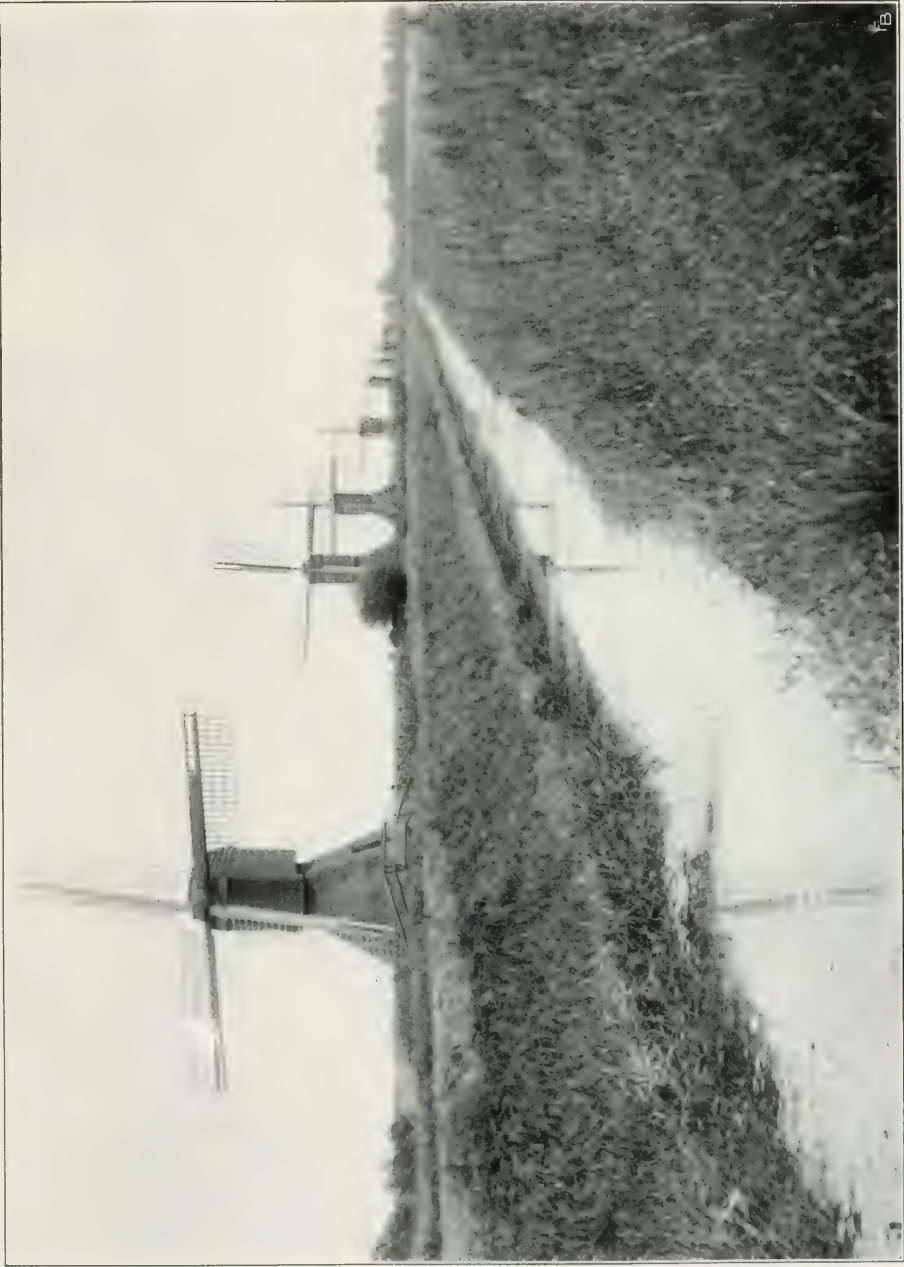


Abb. 76. Entwässerungsmühlen am Moorhufener Wettern in der Wittermarck. (Zu Seite 116.)



☒ Abb. 77. Kreuzhaus der Wilstermarsch auf einer Wurt mit Windschugbäumen. (Zu Seite 55.) ☒

auf flamländische Einwanderung schloß, findet sich vielfach. In Wahrheit ist dieses Siebelzeichen nirgends in Flandern oder in Brabant oder den Niederlanden zu finden, noch ist der Schwan dort Sinnbild gewesen. So wird man in dieser Siebelverzierung wohl nur verschnörkelte Pferdeköpfe sehen dürfen. Oder man mag esteaufwärts an vielen Ziegeleien vorüber bis Buxtehude (3780 E.) gehen, mit schöner lindenbestandener Gracht und vielen alten Häusern, die nun freilich durch eine große Feuersbrunst zumeist zerstört sind. Einst war es eine Zwingburg des Bischofs an üblicher Stelle, künstlich angelegt, wie das geradlinige Straßennetz, die Torlage und der lateinische Name Viver (Vivarium) für den Stadtgraben noch deutlich zeigt. Später wurde es Hanjestadt. Hier ist auch die berühmte geschichtliche Stätte, wo der Hase mit dem Swinegel um die Wette lief. Gleich reizvoll ist der Weg nach Jork, auch hier überall alte Höfe mit viel weißen Brücken, überall peinlichste Sauberkeit. Die alte Kirche mit dem hölzernen Glockenturm daneben verdient es wohl, daß man einen besonderen Blick auf sie werfe. Hier hat ein feines und kluges Hamburger Kind einem friedlosen Wahrheitskämpfen kurzes Spätglück gebracht: Lessing und Eva König sind hier getraut. Oder man mag lüheaufwärts über Neßhof, eine uralte Siedlung, und Guderhanddiertel (= Polder der Adligen) (Abb. 47) nach Horneburg wandern, wieder einer alten Zwingburg an derselben wiederkehrenden Stelle. Auch die Fahrt auf der Este oder Lühe, vorüber an losgerissenen Weiden, Werften und Ewern, die vor jedem Bauernhaus liegen, ist reizvoll. Großliniger ist natürlich die Landschaft an der Elbe bei Mojenhörn, Twielensfleth, Hollern (Abb. 55). Diesseits des Deiches in Blüten versteckte Schilfhäuser, schneeige Kirschwälder, in denen die Schafe weiden (Abb. 46), jenseits der breite Strom, Fischerboote mit hangenden Netzen, Schilfpriele, weite Sande, qualmende Dampfer und als blauer Streif das holsteinische Ufer. Bald hinter Twielensfleth wendet sich der Deich landeinwärts, die Geesthügel nähern sich, und Stabe mit seinem fast mittelalterlichen Bergstadumriß winkt in das flache Wasserland herüber.



Abb. 78. Steinbeflebung des Giebelendes bei Scheelentubien. (Zu Seite 44. 118.)

Kehdingen.

Stade ist die Grenzstadt des Alten Landes und Kehdingens, von Harburg abgesehen der bedeutendste hannoversche Ort links der Elbe, 11081 E., Sitz der Regierung. Es ist ein uralter Hafenort am Schwingepriel mit dem wiederkehrenden Stadtplan dieser Geestrandsiedlungen, noch von Adam von Bremen (1070) *peropportunus portus Albiae* genannt, „ein ausgezeichnete Elbhafen“. Die alten Elbdeiche zeigen noch die ursprüngliche Lage an der Elbe. Einst Hamburg weit überlegen, ist Stade durch Schlickfall und immer neu entstehende Sande von der Elbe abgedrängt. So waren die Stader gezwungen, durch wiederholte Durchstiche sich die Verbindung mit der Lebensader der Elbe zu erhalten. Das ist ihnen nur für kleinere Schiffe gelungen. In dem Maße als es abgedrängt wurde, sank seine Kraft. Es war in alter Zeit der Sitz des mächtigsten Grafengeschlechtes der Niederelbe, der von Stade. Nach deren Aussterben lange Zeit ein Zankapfel zwischen den Welfen und dem Erzbistum Bremen, wurde es 1226 von Otto dem Kinde endgültig an die Kirche abgetreten. Daher stammt der silberne Petruschlüssel im blauen Himmelszelt, der als Stader Wappen so großmächtig von den Schornsteinen ihrer Dampfer herabgrüßt. 1648 wurde es Sitz der schwedischen Herrschaft, die noch viel Spuren hier hinterlassen hat. Das Schloß Agathenburg bei Stade, heute von Bauern bewohnt, war der Wohnort des Gouverneurs Königsmark, wo auch die schöne Aurora oft geweilt hat. Auch das Stader Rathaus — es klingt uns Nachgeborenen fast wie ein Märchen — trägt schwedisches Wappen noch heute. Als Festungsstadt eng gebaut, in Hügellage, zeigt es viele malerische Ecken und Winkel, z. B. bei der St. Cosmakirche und noch mehr am Schwingefleet (Abb. 59). Die schönen alten Siebelhäuser sind wie so oft mit grauer Farbe übertüncht. Sowohl von der Marsch als von den Geesthöhen gesehen, kann es mit seinen Schanzen und Wällen, den zusammengedrängten Dächermassen, den malerischen Türmen, dem breiten Wiesenplan der Schwinde an ein Meriansches Stadtbild erinnern.

Jenseits Stade beginnt Kehdingen (378 qkm) und erstreckt sich 47 km längs der Elbe bis zur Ostemündung. Daran schließt sich das Amt Neuhaus (522 qkm). Es umfaßt die Ostemarsch. Einst lag hier die „Schlickburg“ des Erzbischofs, wie Stade, Buxtehude und Horneburg eine Twingburg gegen die freien Bauern. Mehrfach von ihnen zerstört, wurde hier 1404 ein „Neuhaus“ gegründet. In der Schwedenzeit wurde die „Herrlichkeit Neuhaus“ Königsmark verliehen. Heute ist der Ort Landratssitz.

Die eigentliche Burg des Kehdinger Landes und des Amtes Neuhaus ist der Hügelvorsprung der Wingst, wie die Altenwalder Höhen das Rückgrat des Hadler Landes bilden. In der Tat knüpft auch der Name Kehdingen an die Wingst, und der hier heimische Forstname Alt-Kehdingen bewahrt die Erinnerung, daß die älteste Siedlungsstätte Kehdingens eben die Wingst war. Hier liegt auch ein verwandt klingendes Kadewisch und Kadenberge. Was in „Kehdingen“ eigentlich steckt, ist unklar. Möglicherweise heißt es Thingstätte am Außenrande, aber irgendwie gewiß ist das nicht. Auch das Wort Wingst ist unklar. Dagegen kann man als gewiß ansehen, daß hier in ältester Zeit die natürliche Übergangsstätte über den Strom war, die letzte wohl, die es überhaupt geben mochte. Denn deutlich schimmern von jenseits die Izhoeer Hügel herüber und von dort her die Wingsthügel als feste Landmarke in der breiten Wasserwüste. So mag es sich wieder erklären, daß Beidenfleth an der Stör, zwischen Izhoe und der Wingst gelegen, bereits um 809 als Zusammenkunftsstätte fränkischer und dänischer Großen genannt wird. In einer Zeit, wo es noch keine Magnetnadel gab, mochten diese vorspringenden Wingstberge als Kennzeichen dienen, wie sie ja auch heute noch als die ersten festen Marken deutschen Landes dem heimkehrenden Schiffer erscheinen.



Abb. 79. Fluss Flügelt am See. (311 Seite 138.)

Die Namen „Fleth“, „Spleth“ = Einriß, „Alte Flut“ bei diesem Wingstort Kadtenberge erinnern noch an die alten Priele, die von hier zur Elbe oder Oste führten.

Durchweg ist das Land hoch aufgeschlickt, manchmal über 3 m hoch, und da bei gewöhnlichen Flutverhältnissen Süß- und Salzwasser hier regelmäßig zusammentreffen, so ist hier der fetteste Marschboden der Niederelbe, noch heute reiches Kornland. Zugleich ist Kehdingen bei dem billigen Wasserweg für die steinbedürftige Marschengroßstadt Hamburg das echte Ziegelland geworden. Doch ist auch der Obstbau längs der Elbe bedeutend. Die Uferländer sind die eigentliche Heimat der niederelbischen Schiffer, binnenwärts dehnt sich das Bauernland, mit zahlreichen Adelsitzen (81, im Amt Neuhaus allein 18), ein Nachhall aus der Zeit der Unterwerfung des Siedlerlandes durch den Bremer Erzbischof. Da nun dieser zäheste Boden zahlreiches Pferdmaterial zur Spannarbeit benötigte, so hat man die Menge der Rosse wirtschaftlich nutzbar zu machen gesucht und seit alters die Rossezucht als Nebenbetrieb eingeführt. Daher wurde Kehdingen zugleich das Land der edlen Rosse. Gewöhnlich werden 10—20, auch wohl mehr Füllen gezüchtet, meist edles Halbblut. Aber es gibt auch Bauern, die an 100 Tiere aufziehen. Sie stellen einen Wert von mindestens 80 000 *M.* dar. Es hat einen eigenen Reiz, diese jungen Tiere halfterlos und ungefesselt in dem weiten Stall zu sehen, wie sie klugen Auges auf den Lockruf ihres Herren willig herantraben und ihn schmeichelnd umdrängen. Überall schimmert die Freude an edlen Rossen. Die Söhne des Landes gehen meist zur Kavallerie, ganz im Gegenjag zu dem sparsam rechnenden Altländer, und so hilft hier die Pferdezzucht den Bauernsöhnen zu jener ritterlichen liebenswürdigen Großspurigkeit, die seit alters in den Reiterregimentern zu herrschen pflegt, aber sich nicht immer für bäuerliche Verhältnisse schickt. Auch zahlreiche Bauerntöchter haben ihr eigenes Reitpferd im Stalle. Daher kommt es denn auch, daß in den Gasträumen oder den Bauernstuben mitten zwischen Familien- und Königsbildern an den Wänden die Bilder edler Rosse sich finden, und das starkbeinige Hengstfüllen im Laufhof mag gehalten werden etwa wie ein unerwartet und spät geborener Hoferbe. Während sonst die Schwalbe, der Kuckuck oder der Storch den Frühlingseinzug bezeichnen, sind in diesem Rosslande die Hengste des Celler Gestüts die Frühlingboten. Ort und Zeit ihrer Ankunft wird in den Zeitungen vorher bekannt gemacht, und der Stammbaum ihrer hohen Ahnen hinzugefügt. Ja, es kommt vor, daß man sie vom Bahnhof einholt wie mächtige Herrscher, im festlichen Zuge, die Kinder voran, dann die Bläser, die Landwirte und Standespersonen, zuletzt die herrlichen Hengste, mit gespitztem Ohr auf das Menschengezweck unter sich schauend, jede Bewegung Kraft, Nerv, Schönheit. Ein Kaffeekränzchen mit nachfolgendem Tanz pflegt die feierliche Einholung zu beschließen. So geschah es noch neulich in Bremervörde.

Wie die Hengste, so weisen auch die „Lipper“ auf den kommenden Frühling. Das ist der Name der Ziegelarbeiter, wenn sie auch längst nicht mehr wie früher aus Lippe stammen. Meist ist es junges harmloses Volk aus den armen Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands, als alleinige Habe die Kraft frischer Jugend, die Parias des Landes. Sie sind weit leichter zu lenken als der einheimische kraftvolle, aber aufjässige Knechtenschlag. Neuerdings kommen in steigendem Maße aus dem Osten gefährlichere Elemente: Polen, Galizier, Ruthenen, Russen. Nur der Ziegelmeister pflegt ein Lipper zu sein, der es vielfach in einigen Jahren zum Wohlstand bringt. Er ist der eigentliche Unternehmer, der die Arbeiter anwirbt, sie überwacht, recht und schlecht beköstigt, beherbergt und dem Bauer für Überlassung der Ziegelwerke, der Maschinen und des Tonbedarfs einen bestimmten Anteil für das Tausend Steine abgibt. Das ist das richtige Sweater-system. Die früher überlange Arbeitszeit hat der Staat eingeschränkt, seines vornehmsten Rechts, des Schutzes der Schwachen, eingedenk.



2066. 80. Dorfschmiede in Rutenwalde. (Zu Seite 158.)

Die Ziegeleien liegen vielfach am Außendeich auf einer Burt, bei Staderland, Büßfleth, Gauensiek, Trochterfen, Krautsand, Neuland, Wischhafen, Freiburg und längs der Oste. Denn die Verschiffung der Steine ist so am leichtesten. Hier begegnen denn überall die ständigen Bilder Kehdingens, die ragenden Schornsteine, die Trockenhäuser inmitten der grünen Wiesen mit Rindern und Kossen, der Schilspriel mit Lattichufer (Abb. 65), darinnen die lange Reihe der Steinewer (Abb. 62. 64). Der zum Ziegelbrennen abgestochene Boden ersetzt sich im Außendeich schnell durch den Schlickfall. In zehn bis zwanzig Jahren sind die Löcher wieder gefüllt. Aber da der Außendeich naturgemäß nicht so feinen Ton enthält wie der Binnendeich und zugleich jalpeterhaltig ist, so haben die Loren der Ziegeleien längst den Weg über den Deich gefunden und nagen hier, wie gefährige Raupen immer weiter kriechend, den fruchtbarsten Marschenboden ab. Er ersetzt sich nie wieder. Denn hier gelangt das Elbwasser mit seinem fetten Schlick nicht hin wie im Außendeich. So verarmt der reiche Erdboden immer mehr. Auf dem abgeziegelten Lande werden die Obstbäume schwachwüchsig, Fettgrünung ist nicht mehr möglich. Es bleibt dann nichts übrig, als in mühsamer Arbeit den Marschmergel aus der Tiefe emporzuholen und auf dem verarmten Lande auszubreiten. Jetzt ist man vorsichtiger mit dem Abziegeln geworden. Am schlimmsten ist das Bild der Verwüstung, wenn die Höfe an Ziegelgesellschaften zum Zweck des Abziegelns verkauft werden. Das Land der Väter ist dann ein Ziel rücksichtslosester Ausbeutung. Es wird so tief abgegraben, wie nur immer das quillende Grundwasser gestattet. Statt des wallenden Raps- und Weizenfeldes sieht man dann, soweit das Auge reicht, nichts als Sumpflachen und Schilfwildnis, für Jahrhunderte vernichtetes Kulturland. Solche Bilder erschreckenden kapitalistischen Raubbaus begegnen vielfach hinter Stade. So saugt die Großstadt nicht nur die Menschen vom Lande in sich auf, sondern diese große Menschenfresserin holt sich auch den Boden selber, wandelt ihn in hohe Miethäuser, in denen die Landflüchtigen zusammengesperrt hausen, von ihrem zu Stein gewordenen Boden umgeben. Noch ist Kehdingen das eigentliche Ziegel-land, das Alte Land wird folgen, in einem Jahrhundert kommt Hadeln an die Reihe und die rechtselbischen Marschen.

Der Zollanschluß Hamburgs und der dadurch bedingte riesige Bedarf an Ziegel und die starke Zunahme der Großstadtbevölkerung hat die Ziegelindustrie der Marschen aufs höchste gesteigert. Es gibt mehr als 120 Ringöfen linkselbisch, die an 200 Millionen Steine jährlich lieferten. Über Nacht war der Kehdinger Bauer zum Großindustriellen geworden. Es ist klar, daß dieser plötzliche Wandel vom Bauer zum Ziegeleibesitzer — „Lehmkonditor“ heißt sie der Volksmund — nicht ohne Erschütterungen vor sich gehen konnte. Es folgte eine Art Gründerzeit mit wirren Verhältnissen. Mancher ist reich geworden. Das sind die, die noch heute im Holzschuh einherstapfen. Ihr Hals hat kaum etwas Weißes gesehen, aber wenn sie den Wertpapierkasten schließen wollen, müssen sie ihn mit dem Knie zustemmen. So voll ist er von preußischen Konjols. Bei weit mehreren hat sich altes Gold in Kupfer und Schlick gewandelt. „Hei smökt und is dun, un wenn't schummrig ward, schöt he inn Schoßteen. Denn he meent, dor säd de Düvel.“ Daß sie statt der Regel Setzflachen aufgestellt, Goldstücke im Tanzjaal ausgestreut haben und einer einen Tausendmarkschein, auf ein Brötchen gelegt, feinzerschnitten in Barbarenhochmut verzehrt habe, kann man noch heute überall erzählen hören. Dann kam der Rückschlag. Die Agenten in Hamburg waren doch schlauer als sie mit ihrer Bauernschlauheit. Nun begannen sie, pffiffig wie sie sind, zu klagen. „Dat möt en schlechten Buren sin, de nich dat Johr dreedusend Mark förn Afkaten öwerhebben deiht.“ Doch die Wege der blinden Göttin erwiesen sich zwar langwierig und wunderbar wie die Wege der Vorsehung, aber sie führten nicht



Abb. 81. Die Pflanzburg bei Sievern, eine altägyptische Erdbefestigung. (Zu Seite 151.)

zum guten Ende wie diese. Heute liegt dies Wirrsal weit zurück, aber es waren schwere Jahre voll harter Sorge. Gern mag man ihnen die guten Jahre gönnen, um so mehr als ihnen neuerdings in den Kalksandsteinen ein äußerst gefährlicher Nebenbuhler erwachsen ist. So ist auch durch die Ziegelbrennerei die Wohlhabenheit Kehdingens zurückgegangen, und die fetteste Marsch gilt als nicht wenig verschuldet.

Die eigentliche Geschichte Kehdingens liegt noch ganz im argen. Man hat noch kaum begonnen, die Urkunden überhaupt zu sammeln und zu sichten. Vieles mag noch in Schweden verborgen liegen.

Die Deichwanderungen sind hier weniger lohnend als sonst. Denn fast nirgends tritt der Strom unmittelbar an den Deich. Überall sind grüne, mit üppigsten Weiden bedeckte Sande vorgelagert, so der Büßflether-, Affeler-, Gauensieferand. So sieht man nur in der Ferne die schrägziehenden Rauchsäulen am Horizont. Nur bei Grauerort in der Nähe von Abbenfleth tritt der Deich an die breite Stromfläche. Hier spülte früher Treibholz aus dem Elbgrund und Bernstein an. 1870 wurde an diesem kapartig in den Tiefstrom vorspringenden Punkte in aller Eile ein mächtiges Schanzwerk errichtet, um der französischen Flotte den Weg nach Hamburg zu versperren. Die Trümmer sind noch jetzt vorhanden. Am besten erschließt die Kehdinger Kreisbahn, nicht die Hauptbahn nach Cuxhaven, die Eigenart dieses Ländchens. Hier liegt denn auch längs des Elbdeiches die eigentliche Lebensader: Büßfleth 2350 E., Affel 2950 E. (Abb. 62), Drochterßen 3700 E., Balje 1830 E. Überall sieht man schöne Höfe, die kleineren von 30 Hektar, die größeren 60—120 Hektar, vielfach mit dem üblichen Doppelhaus (Abb. 63), oft in Bäumen versteckt. Efeuumsponnene Schifferhäuser kleben am Deich. Überall laufen die Lorenschienen zwischen Kirsch- und Apfelwäldchen. Hier trifft man denn auch die wundervollen Kehdinger Bauertypen, über dem grauen Haar und dem roßigen Gesicht mit flug zwinkernden Augen die Fuchspelzmütze, behaglich, behäbig, ein wenig großartig, und nicht ohne Bewußtsein von dem Wert der eigenen schwerwiegenden Persönlichkeit. „Dickdohn is dat halve Lewen.“ Oder man muß sie in der Wirtsstube beim Skatpiel beobachten, bei dem gedämpften Licht des rauchigen Zimmers, breite Friesen- und feinere Sachsen- gesichter, jeder Kopf ein Bild, eine Wonne dem Maler! Auch die stattlichen Mädchen mit dem troßigen Kinn sieht man gern und freut sich des truhartigen Plattdeutsch, das den jungen roten Lippen entquillt. Welch ein Gegensatz gegen die oft rachitischen Moorgestalten der Bremer Geest!

Nirgends ist der Deich zurückgelegt, sondern er ist immer mehr gegen die nordwärts zurückgewichene Elbe vorgerückt. Neuerdings findet starker Abbruch bei Krautland und an der Ostemündung statt. So lassen sich denn die alten Deichlinien noch genau aufzeigen: einmal der alte Holländerdeich von Wischhafen bis Sderquart, noch heute mehrfach „Hollerdeich“ genannt, dann ein „Süderdeich“ zwischen Hollerdeich und Hörne, gegen die Oste angelegt. Eine ganze Reihe von Braken zeigt noch die alte Deichlinie. Dann folgt der hohe Elbdeich und jenen begleitend der Sommerdeich, hinter dem schon wieder bald deichreifes Land weithin aufgeschlickt ist. Hinter ihm dehnt sich zur Ebbezeit das Watt des Böschrückens mit weitem üppigen Schilfrande, eine Verheißung späteren Neulandes.

Drochterßen, 3680 E. (Abb. 63), ist so recht der Mittelpunkt des Kehdinger Landes. Größere Orte sind Wischhafen, jetzt Überfahrtstelle nach Glückstadt, und Freiburg, 2350 E. Es ist die alte Tvingburg des Bischofs, die „Kiek in de Elv“, nicht wie sonst auf vorspringender Geestzunge, der üblichen Stätte der Burganlage, erbaut, sondern bei der breiten Vorlagerung des Marschlandes am äußersten Rande der Marsch selber am Elbufer. Genau so erklärt sich die Marschlage der „Schlickburg“ Neuhaus (1500 E.) an der Ostemündung. Heute



Abb. 82. Steingrab am Ufen bei Weferranna. (Zu Seite 158.)

paßt für Freiburg der alte Name „Kiek in de Elv“ nicht mehr. Der starke Schlickfall hat sie von dem Strom weit abgedrängt. Ein schmaler Kanal stellt die Verbindung her, der steter künstlicher Vertiefung bedarf, um fahrbar zu bleiben. Man hat, wie überall an der äußersten Elbe, große Flutbecken angelegt, die während der Flut volllaufen und, bei tiefer Ebbe plötzlich geöffnet, die schmale Fahrrinne durch ihre Wassermassen ausfüllen. Der Ort liegt auf künstlichem Hügel an den Deich gelehnt, dörflich gebaut, mit beschnittenen Linden und viel Efeuhausern, die für diese äußersten Elbgegenden bezeichnend sind. Geht man den Deich entlang, so erblickt man zwischen den Baumkronen die leuchtenden roten Dächer, die blühenden zierlichen Hausgärten und ringsum stille, starke Marschenschönheit, weidende Kinder und Rösse, Schafe mit Lämmern, grüne Wiesen, Windmühlen, silberne Weidenreihen, lichtblaue Priele, stille Segel am Horizont und wie einen fernen Hauch die holsteinische Küste.

Auch das große Rehdingen Hochmoor in der Mulde zwischen Oste- und Elbufer ist besuchenswert. Bis in die siebziger Jahre war es im Winter ein großer See. Wo es am trockensten war, haben die Siedler ihr Haus gebaut. Daher liegen die Häuser zerstreut. Man erkennt noch an den hohen Birkenwegen, auf denen der Ackerwagen wie auf Federn fährt, und die wie Wälle das nun abgebaute Moor durchziehen, wie hoch einst der alte Boden war. Jetzt wird der Marschmergel durch Sträflinge aus der Tiefe emporgebracht, und so wird die wundervolle Moorwildnis, die heute den Wanderer entzückt, nicht mehr lange bleiben. Ebenso besuchenswert ist die Wingst mit ihren Wäldern und dem schönen Blick über das breite Fruchmland, seit alters ein Versammlungsort der Marschbewohner zur Frühlingszeit. Einen ganz besonderen Reiz bietet die Elbinsel Krautsand, durch einen schmalen Elbarm vom hannoverschen Festland getrennt. Es ist die größte Hallig der Elbe, uneingedeicht, von grauweißen Prielwassern durchfurcht, mit zahlreichen im Busch verborgenen Wurthäusern, die besondere Namen tragen. Schon die Bezeichnung „Krautsand“ weist auf die außerordentliche üppigkeit des Pflanzenwuchses. In der That ist die Fruchtbarkeit ganz unerschöpflich. Nirgends gedeiht der Lattich kräftiger als hier. Der Dung wird von hier in die Vierlande verkauft. Die unergründlichen Nebenwege, die Schlammshollen, die Schutzbaumpflanzungen, das in den Baumkronen hangende Schilf, die unterspülten Wurten und Uferländer erinnern an die winterlichen Übersflutungen. Bisweilen wird die Insel im Winter nur wenige Mal überschwemmt, bisweilen überhaupt nicht, bisweilen an fünfzig Mal. Dann ragen nur die Häuser und Weidenkronen aus der grauen rollenden Flut, rings nichts als schäumende Wasserwildnis, soweit das Auge reicht von Horizont zu Horizont. Das ist das Bild von Krautsand, jedesmal wenn in Hamburg die Lärmkanonen erdröhnen, die das Hochwasser anzeigen.

Hadeln.

Während Rehdingen noch reine Flußmarsch ist, kann Hadeln bereits als Seemarsch gelten. Schon von Freiburg an zeigt der Strom steigenden Salzgehalt und mit ihm das eigentümliche Tierleben des Salzwassers. Auch die Landschaft wird größer und elementarer, das Vorland schwindet, an Stelle des Süßwasserschilfes, das noch bei Otternsdorf, wenn auch schon verkrüppelt, die Meddemündung umrahmt, treten allmählich Salzkräuter, die Brake werden häufiger, der Baumwuchs spärlicher, die Stämme nach Osten gebogen, die schutzlos dem Weststurm preisgegebenen Zweige sind verdurstet. Nur bei hellem Wetter erscheint die Dithmarscher Küste mit dem schlanken Marner Kirchturm, während sich endlos sonst der meergleiche Strom dehnt. „Seedeich“ heißt nunmehr auch der steingedeckte Erdwall im Volksmund, an dem der Ebb- und

Flutstrom entlang schart. Durch die Menge des beigemischten Meerandes ist der Boden des Hadelnschen Landes weniger schwer als in Kehdingen. So ist auch das Pflugland doppelt so groß als das Grünland. Es wiederholt sich das Verhältnis von Dithmarschen zu Wilster. Doch dehnt sich die Weidewirtschaft immer mehr aus. Pferdezucht ist wie in Kehdingen Nebenbetrieb. (326 qkm, 16 660 E.)

Hadelohe heißt das Land schon im neunten Jahrhundert, d. i. Haderwald, Kampswald. Ursprünglich wird der Name an den Geesthöhen gehaftet haben, die wie feste Burgen des Landes über die damals kaum den Fluten entstiegene Marsch sich erhoben. Erst später wird er in das Niederland hinabgewandert sein. Hier war der natürliche Landungsplatz eines feindlichen Stammes, und so werden wohl auch die Sachsen nach dieser Geestzunge ihre Drachenschiffe gelenkt haben und im „Kampfeswalde“ die Schlachten geschlagen haben, ehe sie daran denken konnten, ihre Zwingburgen bei Duhnen und Sievern (Abb. 81) zu bauen. Allmählich sind dann Sachsen und frühere Bevölkerung zu einem Volke verschmolzen. In den kommenden Jahrhunderten hat sich die höher wachsende Marsch mit Einzelsiedlungen bedeckt. Wann der Deichbau und mit ihm die planmäßige Besiedlung begonnen hat, steht nicht fest. Spuren holländischer Besiedelung treten mehrfach hervor. Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen huldigte das Land, um der Herrschaft des nahen Bremer Erzbischofs zu entgehen, dem entfernten Lauenburger als dem Nachfolger des alten Herzogs von Sachsen, wie es scheint. Achtzig Jahre war es in Hamburger Pfandbesitz. In Wahrheit blieb es immer, auch trotz der lauenburgischen Zwingfeste Franzenburg, ein freies Land. Nach dem Aussterben der Lauenburger 1689 kam es 1731 unter Bestätigung der alten Freiheiten an Hannover. Dann sind allmählich die alten Gerechtigkeiten abgebrockelt. Doch haben die Freibauern bis 1848 sogar noch die Vorunterjochung in peinlichen Klagen besessen. Auch heute steht den Kirchspielgerichten der Bauern — zur Erbitterung der Tagelöhner — ein Teil der niederen Polizeigewalt zu. Aus herzlicher Freude über diesen Rest alten Bauerntums hat der Altreichskanzler es ihnen 1866 gelassen. Der nördliche Teil des Landes — das Amt Rizebüttel mit Neuwerk und Scharhörn — ist seit 1394 im Besitz der Hamburger, die es den Herren von Lappe abnahmen, weil diese von ihrem festen Rizebüttler Schloß den Seeraub begünstigten.

Auch in Hadeln schimmert die ursprüngliche Gestalt des Landes noch überall hindurch. Deutlich scheiden sich in der tiefen Hadler Bucht zwischen der Wingst und den Altenwalder Höhen zwei im Aufbau verschiedene Teile, einmal das Sietland (= Niederland) im Tal der Gösche (Goseke) und Emmelke (Umlake) und das Hochland an der Medem. Das Sietland ist von Mooren und Moorseen durchsetzt, das Hochland ist Marsch. Ein sandiges altes Hochufer der Elbe zieht sich von Belum über Mahrdorf (= Hügeldorf), Nackenbüttel, Otterndorf, Udendorf zur Geest. Dies wurde von einem Hauptpriel durchbrochen, eben der Abwässerung jener Moore und Moorseen des Sietlandes, des Flögeler und Dahlemer Sees. Dieser Priel ist die heutige Medem, die „Mäme“ des Volksmundes. Nicht weniger als 80 alte Einzelwurten lassen sich aufzeigen, die bezeichnend genug bisweilen noch „Seeworthen“ heißen. Auch eine ganze Reihe von Dörfern liegt auf künstlich erhöhtem Grunde, so Lüdingworth, Pädینگworth, Brünighem, Ihlienworth, Neuenkirchen, Dörringworth u. a. Spuren früherer Eindeichung zeigen sich mehrfach längs der später eingeschleuften Medem. Ähnlich wie im Alten Lande haben die Kolonisten landeinwärts hinter dem hohen altsächsischen Aferrande ihre Strichdörfer gebaut, Altenbruch, Lüdingworth, Nordleda. Lüdingworth und Nordleda sind gleichlaufende Strichsiedlungen wie Jork und Ladecop. Hier sind die längsten Straßendörfer der Niederelbe, an 10 km lang. Der Deich ist mehrfach zurückgelegt.



Abb. 83. Sichtung der Elbe bei Neufeld mit Salzplangewand. (Zu Seite 124.)

Die baumlosen Stücke — denn der Seewind hindert durchaus den Baumwuchs — liegen in Beetkultur, in „Rücken“ mit Zwischengräben, wie es im Wasserlande gewöhnlich ist. Die Mitte ist erhöht, nach den Seiten abfallend, damit das Wasser schneller abfließt. „Kuhlen“, d. h. Emporbringen des Marschmergels, ist allgemein verbreitet, namentlich im Sietlande, dessen Wiesenflächen durchweg auf altem Marschgrund liegen. Oft kommt schon in Metertiefe der Muschelmergel. Auch die Urbarmachung der Moore geschieht in der Weise, daß der schwere Marsch- und Mergelboden nach oben gebracht wird. An dem Hauptweg, der mitten durch das wilde Moor angelegt wird, genau wie einst in der Marsch der Deich, liegen die Häuser, und von ihm aus werden die Stücke geschnitten. Jahr für Jahr schiebt der Moorbauer seine Kuhlmaschine weiter ins wilde braune Hochmoor, das sich jenseits des Kulturlandes schroff erhebt. So reiht sich Siedlung an Siedlung, und auf dem Moorgrund entstehen Straßendörfer wie in der Marsch. Kürzlich hat dieses Sietland in G. Stille einen vortrefflichen Schilderer gewonnen, dessen „Belebnisse“ in diesem echten Wasserlande auch von wissenschaftlichem Werte sind.



Da das Hader Land vorwiegend Pflugland ist und so für die sich zusammendrängende Ernte- und Bestellzeit zahlreiche Arbeitskräfte nötig sind, die später überflüssig werden, so tritt der Gegensatz zwischen Herr und Knecht, der ja für die Marschen das eigentliche soziale Kennzeichen ist, hier besonders stark hervor. Mit kaum verhehlter Freude sieht der „kleine Mann“ auf die Not der besitzenden Bauern, die aus Leutemangel weder den Acker genügend bestellen noch die Viehhaltung ausdehnen können. Die Auswanderung der Tagelöhnerkreise war ganz außerordentlich. Sie gingen durchweg nach Nordamerika, besonders nach New York, wo sie meist einen „Store“ einrichteten. Man kann kaum in ein Tagelöhner- oder Kleinbauernhaus treten, wo nicht die Bilder von drüben an den Wänden hängen. In den Wirtshäusern sieht man Programme des „Hader Klubs in New York“. So eng ist die Verbindung mit den Landsleuten drüben. Die kleinen Amerikanervillen und der Klang englischer Laute ringsum sind für dies Küstenland besonders bezeichnend. Mancher, der sich jetzt in schmuckem Landhaus an der Medem ausruht, hat als „Ewinjung“ beim Bauern begonnen. Erst seit kurzem ist die Auswanderung gegenüber der Abwanderung nach Cuxhaven und Hamburg zurückgetreten.

Der Hauptort Hadelns ist Otterndorf (1940 E.), bekannt durch Johann Heinrich Voß, eine uralte Siedlung, auf hoher, vielfach durch Düng gebildeter Stadtwurt, reich an altertümlichen Motiven holländischen Gepräges. Auch die peinliche holländische Sauberkeit fehlt nicht. Es gibt Gemälde mit Otterndorfer Motiven, die als holländische Landschaften verkauft werden. Besonders schöne Bilder zeigt die die Stadt durchfließende Medem, namentlich gegen Abend, wenn sich die bunten Siebelhäuser mit den Schiffen und neßbehangenen Krabbenbooten in dem stillen Wasser spiegeln. Zur Winterszeit gewähren die Schlittschuhläufer zwischen den beschneiten Häusern und Kranen und den eingefrorenen Ewern wieder ein altes holländisches Bild. Es ist jammerlich, daß man das alte Stadttor aus Ziegelbau abgebrochen hat, weil es einzelne Halme der hochbeladenen Getreide- und Heuwagen bei der Durchfahrt abstreifen mochte. Die Medemmündung mit dem langen Schilspriel, den Fischerbooten, dem meilenbreiten belebten Strom zeigt die echte niederelbische Landschaft. Unterhalb der Medemmündung wird das Bild immer größer, nichts als kahle grau-grüne Wiesen, ab und an ein Reck über den Deich mit in die Ferne witternden Rossen, ein Schilfhaus, sich an den Deich schmiegend, mit verdurfteten Schugbäumen, eine Reihe blau schimmernder Bräse, jenseits Salzkräutbedecktes Borland, von Prieelen zerrissen, mit weidenden Kindern, lange Steinbuhnenbauten, dahinter der Schlickwall und Dampf hinter Dampf. So zieht sich der Deich bis Cuxhaven. Stillere Bilder begegnen medemaufwärts (Abb. 84. 86).



Abb. 84. Sedler Gehöft von 1737. (Zu Seite 136.)



 Abb. 85. Abbrechendes Ufer bei Altenbruch. Hinten ein Tankdampfer. (Zu Seite 44.) 

Hier liegt südwestlich von Otterndorf der Warningsacker, die alte Thingstätte der Hadler Bauern, wo sie noch um 1600 zur Vollmondszeit nach altgermanischer Sitte Gericht hielten. Auch die Gegend bei Brünighem und Neuenkirchen oder am Brakstrom bei Altenbruch mit seiner doppeltürmigen Kirche — eine Besonderheit des ganzen Landes ringsum — hat nicht geringen Reiz. Besonders schön liegt Lüdingworth mit reichgeschmückter, wappenbedeckter Kirche (Abb. 89) und Nordleda mit vielen weißgestrichenen Brücken, schmucken Vorgärten und Eschengehöften. Zur Blütezeit kann diese Landschaft an Lühelbilder erinnern. Wieder in anderer Weise fesselt das Geestgebiet um Wanna. Jenseits — bereits außerhalb des heutigen Hadeln — liegt Neuenwalde mit altem Kloster, das malerischste Dorf der ganzen Gegend ringsum. Noch vor einem Jahrzehnt sah man überall strohbedeckte uralte Rauchhäuser mit mächtigen Dungstätten zwischen hohen Eichen. Auch jetzt noch bietet es entzückende Bilder fast unberührten Dorflebens inmitten endloser Moor- und Heidewildnis (Abb. 80). Das nahe Flögeln am See mit dem ausgehöhlten schwimmenden Mooruferrande ist besonders eigenartig (Abb. 79), nicht minder die Moore von Wanna mit ihren versunkenen Steingravern (Abb. 90). Hier ist echter Sachsenboden, rings Sachsenburgen, „Heidenschanzen“, eine „Heidenstadt“, die „Pipinsburg“ (Abb. 81), Steingräber, wie das Bülzenbett, und zahlreiche Urnenfelder längs des Geeostrandes. Die beiden einsamen Ahlen, die wie flache Schildbuckel sich aus dem Moor erheben, mit ihren kaum gekannten Steingravern (Abb. 82), der Farnkrautwildnis, durch die man mit dem Messer sich einen Weg bahnen muß, den Reiterhorsten, den brandgeschwärzten Baumstümpfen, den Sturmbrecheichen am Rande der Geestinsel mögen in wilder und doch stiller Schönheit nicht leicht ihresgleichen haben. Einst ging auch bis hierher die See, und in blauer Meeresbucht spiegelten sich gezackte Eichen und rote Heidhügel. Wie auf verborgenem Horste hausten hier die Helden der Steingräber und bargen den Raub des schnellen Drachenschiffes. Heute dehnt sich ringsum braune



Abb. 86. Hadler Marisch, die Gehöfte im Busch verfleckt. (Zu Seite 154. 156.)

Moorwildnis soweit das Auge sieht. Wie einen verlorenen Klang vom Meere trägt der Westwind in diese Einsamkeit den dumpfen Ton der Dampfer von dem Weserbusen und der Ostwind von dem Elbbusen. Nur die Reihher in den Wipfeln blicken auch heute noch auf das schimmernde Meer und fliegen von ihrem Horst auf das Watt zum Raub aus wie einst jene alten Wikinger.

Der bedeutendste Ort auf hamburgischem Gebiete war früher Rixebüttel (Richardsfiedlung) mit dem zum Teil erhaltenen Schloß der Herren von Lappe. Jetzt ist es mit Döse und Cuxhaven zu dem Orte Cuxhaven verschmolzen (14 900 E.) (Abb. 88). Wie ein Wahrzeichen der Stadt ragt der weithin sichtbare Wasserturm empor (Abb. 87). Die alten Häuser sind durchweg niedrig, als wenn sie sich hinter den schützenden Deich verkriechen wollten. Der Baumwuchs ist spärlich. Am besten erkennt man in dem nahen Brodeswalde mit seinen an der Luofseite verkrüppelten und erst allmählich höher werdenden Eichen die dörrende Gewalt des salzen Seewindes. Als Sturm- und Winterhafen Hamburgs, Seefeste, Marineplatz, Großflüßereihafen und Seebad besitzt Cuxhaven zahlreiche Lebensquellen. Hier ist das älteste Seebad Deutschlands mit bereits 25 000 Badegästen jährlich. Wenn erst der hamburgische Staat selber die Verwaltung in die Hand genommen, Wald aufgeforstet, Park und Alleen angelegt haben wird, steht diesem Seebad noch reichere Blüte bevor. Ein eigentlicher Strand fehlt. Die Badegäste lagern am Deichabhang, und noch vor einigen Jahren weideten zwischen ihnen die Rinder. In alter Zeit erstreckte sich das Marschland noch einen Kilometer weit in den heutigen Strom hinaus, und längst hätte der Strom den weichen Boden noch weiter weggespült, wenn nicht der Mensch mächtige Steinbauten und Buhnen gebaut hätte. Hier lauern die größten Schlepper der Elbe, die Bernhardinerhunde der See, die, bis an die Brust in weißem Gischt, zur Sturmzeit auf die Sande hinausjagen, ihre Anker in den Grund krallen und, mit der Stahltrosse an das auf Grund geratene Schiff gefesselt, dem Meere seinen Raub abjagen. Von ruhigeren Linien ist das Bild der mit der Ebbe ausfahrenden und mit der Flut einsegelnden Fischerflotte. Immer reizvoll ist das Leben und Treiben an dem Hafensbollwerk der „Alten Liebe“, am Nebelabend, wenn das „Blaulicht“ der Schiffe herüberglänzt und die Lotsen mit dem blechernen Nebelhorn hinüberrufen, oder bei nachtschwarzem Wintersturm, wenn die Wellen das Bollwerk überspülen, oder am Sommerabend bei Meerleuchten, wenn die Schiffe funkelnde Streifen hinter sich herziehen. Ganz unvergleichlich ist die Fülle des Dampferverkehrs. Nach einem Nebeltage, wo der Verkehr der ein- und auslaufenden Dampfer sich gestaut hat, kann es geschehen, daß an hundert der größten Schiffe in Kiellinie hintereinander dicht an dem Bollwerk vorübergleiten und einige Stunden später mit der aufkommenden Flut sich der gleiche Dampferkorso elbaufwärts wiederholt.

Neuwerk und Scharhörn.

Von Duhnen führt der Wagenweg über das Watt nach Neuwerk — in alter Zeit Ange O, „Neue Insel“ geheiß —, das man schon von den Geesthügeln deutlich mit seinem Leuchtturm am Horizont schwimmen sieht. (327 ha, 54 E.) Es ist eine wattfeste, nicht landfeste Insel. Eingesezte Birkenbüsche bezeichnen — wie in der wilden Heide — den Wattweg. (Abb. 91.) Er läuft genau auf der Wasserscheide zwischen Elbe und Weser entlang. Denn im niedrigen Wasserlande sucht der Weg umgekehrt wie im Berglande die höchste Linie auf. Ein mächtiger Priel, das Buchtloch, in weiter flacher Mulde verbindet Weser- und Elbmündung. Man erkennt an den Steilwänden die Bucht, mit der die Strömung herandrängt. Die Landschaft ist von äußerster Wildheit und Größe (Abb. 100), namentlich bei Sturmbewölkung. Bei durchbrechendem Licht, wenn die Wolken-schatten darüberlaufen, erscheint das Watt im spiegelnden Lichtglanz, wie eine weißglühende Scheibe, tausendfach gebrochen durch die Riffelmarken des Bodens,



Abb. 87. Schleusenpriel in Cuxhaven bei Ebbe. (Zu Seite 160.)

Eigentümlich sind die Flutverhältnisse auf dieser Wasserscheide. Zuerst schiebt sich die Flut die Westertill aufwärts und steigt von der Weserseite die Priele empor zur Elbseite, wo noch Ebbe ist. Dann setzt die Flut auch auf der Elbseite ein. Eine Zeitlang kämpfen beide Wasser miteinander. Meist gewinnt infolge des vorwiegenden Westwindes die Weser die Oberhand und wirft ihr Flutwasser in die Elbe. Bei Ostwind dringt das Elbwasser in die Weser. Bei Ebbe ist der Verlauf entsprechend. Es ebbt zuerst in der Westertill, so daß die Elbwasser zur Weser strömen. Erst bei vorgeschrittener Ebbe scheiden sich die Ströme. So entsteht hier eine überaus merkwürdige doppelte Gabelung zwischen Elbe und Weser. Da die Westertill unmittelbar an der Wattküste noch 9 m Tiefe zeigt, so ist hier eine verwundbare Stelle der deutschen Küste. Zahlreiche Befestigungen sind daher in der Duhner Heide angelegt worden.

Neuwert ist die Perle aller hamburgischen Besitzungen, eine Wieseninsel, fast ohne Dünen. Von allen Seiten und bei jeder Beleuchtung bildet das steinerne Bollwerk des Turmes auf der Wurt den schönsten Mittelpunkt eines Bildes. Aber auch in der Nähe ist dies ehrwürdige Bauwerk des Mittelalters äußerst sehenswert. Es ist nicht etwa als Leuchtturm erbaut, sondern es ist ein Bergfried zum Schutz der Elbmündung, ohne Eingang zu ebener Erde, der am schönsten erhaltene Bургbau an der Niederelbe. Man steigt auf leicht angelehnter steiler Holztreppe zu den inneren Turmräumen empor, und auch noch heute in weit friedlicheren Zeiten werden die Warenballen für den Strandvogt durch die Winde zu den Bohnräumen emporgehoben. Auf Felsblöcken ruhend, die von der See mit unendlicher Mühe herangebracht sind, erheben sich die Backsteinmauern 2,80 m dick, verjüngen sich weiterhin auf 2,50 m und oben auf 1,60 m. Von Hamburg vielleicht schon um 1300 erbaut, von den Dithmarschen 1431 belagert, von den Kaiserlichen unter Pappenheim und Tilly 1628 besetzt, von der großen Flut 1717 umtobt, dann von den Franzosen besetzt, die vergeblich seine Mauern zu sprengen versuchten, hat er unverwüstlich sechs Jahrhunderte überdauert. Man darf wohl annehmen, daß in einem Seekriege das erste feindliche Geschöß dies alte hamburgische Bauwerk treffen würde, das einen so ausgezeichneten Beobachtungsposten darstellt. Der Ausblick von der Galerie etwa bei Mondschein auf die schlafende Insel, das träumende Meer, die seltsam geformten Bakcn, die wie Geisterschiffe vorübergleitenden Dampfer, die Leuchttürme der Weserseite, das Blickfeuer auf Helgoland, alles dieses eingehüllt in ein riesiges Wolkenbett, ist im hohen Grade reizvoll.

Überall empfängt man den Eindruck reiner Meernatur. Menschen-, Tier- und Pflanzenleben erscheint unmittelbar dadurch geprägt. Der Sturmwind, wo er nur immer Baum und Strauch hat fassen können, hat die Luvseite dürr und blattlos gemacht, die Zweige zerzaust und nach Osten gebogen. Wo eine Baumreihe steht, da geht die Gipfelinie von West nach Ost schräg aufwärts — wie im Brockseswalde —, indem ein Baum dem anderen als Schutzbaum dient (Abb. 97). Die salze See hat den Boden in Sturmflutschichten aufgebaut (Abb. 93), wieder weggenagt, mit Sand überstreut, Flutlöcher ausgewirbelt, durch Priele zerlegt, am Deich die Brake zurückgelassen und dem Vorland das wundervolle Strandnelkenkleid verliehen (Abb. 92. 95). Die Kinder sammeln zur Mahlzeit die Vogeleier, stechen am Priel nach Indianerweise mit einer Art Lanze den sich sonnenden Butt. Ebbe und Flut regelt das Tagewerk, den Wagen- und Schiffsverkehr, bringt Gewitter und Weststurm. Kein Wunder, daß, wie überhaupt an der Küste, der Glaube herrscht, nur mit der lebenspendenden Flut könne die Kuh kalben und die Frau, wenn ihre Stunde gekommen, gebären. Keinen Hasen, keine Schlange, keinen Igel, keine Eidechse, keinen Maulwurf gibt es, nur Maus und Wasserratte haben den Weg hierher gefunden. Der Deich scheidet zwei Welten. Diesseits der Frosch, jenseits der Butt, hier der Kiebitz, dort die Seeschwalbe, hier Süßgräser, dort Salzkrauter und Tausende von Ameisen-



Abb. 88. Cuxhaven. Eisbreuchschiff auf den Seelen. (Zu Seite 160.)

haufen, im Binnendeich kaum einer. Was das Vogelleben für die Landschaft bedeutet, merkt man erst hier. Niemals verstummt der klagende Ruf der Kirken, der Tüten, der fischenden Möwen. Als wenn sie der leibhaftige Osterhase für artige Kinder hingelegt habe, so liegen die grünlichgefleckten Vogeleier umher, und zornig schießen die Seeschwalben auf die Weidetiere nieder, um die hilflose Brut vor ihren Tritten zu schirmen. Nicht selten verirren sich südliche Vögel hierher, durch den Sturm abgetrieben und auf dies äußerste Eiland verschlagen.

Die Fülle der malerischen Motive ist ganz erstaunlich. Die leuchtenden Rinder am weißen Muschelufer, das Jungvieh in den Dünen, die Kühe im Watt (Abb. 96), die Gänse am Meer, die Schafe in den Nelkenwiesen (Abb. 95), das Fischer- und Schifferleben in seinen uralten Linien, die Priele mit dem ruhenden Schiff und braunen Segel, das Watt mit seinem uner schöp flichen Lichtreiz, immer von schimmernden Möwen durchschwärmt, alles dieses in Nebelglanz und Wolkenfülle und unendlicher Raumgröße, harret noch der Erschließung. Schade, daß sich hier nicht eine Malerkolonie niederläßt! Was klein ist im Leben und in der Kunst, das würde hier schnell verwehen.

Unmittelbar an Neuwerk vorüber von Eigenloch bis zur Hundebalje führt ein schmaler tiefer Priel, der Neuwerk von dem Kleinen Vogelstande trennt (Abb. 114). Es scheint, daß im Mittelalter hier das Fahrwasser ging. Das hohe Elbufer von Eigenloch bis zur Hundebalje mag den Höhepunkt aller Elbschönheit darstellen. Jenseits liegt der Große Vogelstand. Zwischen beiden Sanden ist die heutige Fahrrinne, und dort ankern die Feuerschiffe. Groß-Vogelstand mit großen Quick sandgebieten ist einer der gefährlichsten Namen der ganzen Elbmündung. Hier steht immer eine hohe brandende See aus Nordwest. Brack liegt an Brack. Betrachtet man die Strandungskarten, so findet man hier die schwarzen Strandungszeichen so dicht nebeneinander wie Fliegen im Sommer auf Klebepapier. Die meisten Bracks sind im Triebland versunken. Auch auf Spitzland und Krazsand liegen Trümmer. Diese Sande sind das Reich der brackwasserliebenden Krabben, die im Mai und Juni in unglaublichen Mengen hier erscheinen. Man läßt das Fahrzeug mit ausgehängtem Kurrnetz langsam über die Watten treiben und erbeutet so bisweilen auf einem „Strich“ an 400 Pfund. Da die Krabben dem Butt als Nahrung dienen, so folgen diese ihnen in großen Zügen. Daher ist auf allen diesen Sanden auch ausgedehnter Buttfang. (Abb. 102.)

Zeigt Neuwerk die elementare Natur noch durch Menschenhand gemildert, so offenbart Scharhörn (fries. skor-hörn steile Kante) die volle Arwildnis des Meeres in unmittelbarer Nähe der größten Weltverkehrsstraße. Darin beruht der Reiz einer Scharhörnwanderung. Der Weg führt über mehrere Priele. Überall liegen die Muschelhaufen umher, wie sie der Ebbstrom zusammenschwemmte (Abb. 104). Die Möwen flattern Nahrung suchend darüber. Ein fischender Hund taucht mit großen erstaunten Augen und spiegelglattem Kopf aus dem Prielwasser, Hunderte von Schlickläufern erheben sich wie ein Heuschreckenschwarm mit betäubendem Geschrei.

Weiterhin wird das Land höher. Die Wattwürmerhaufen hören auf. Der Sand wird trocken. Das Wasser hat ihn seit Tagen nicht überflutet. Vor zwei Menschenaltern war auch hier „Grönland“, wie es Triischen jetzt geworden, aber die Menschen haben nicht aufgepaßt. So dehnt sich hier grauweiße Wüstenlandschaft mit Rißelmarken und Windrillen, soweit das Auge reicht. Mittelgrund und Hintergrund verschwimmen in eins. Jenseits des grauen Sandhorizontes erblickt man nichts als rollende Wogen, weißmähnlige springende Rösse der See. Südwärts ragt über schwarzem Watt die dunkle Silhouette des Leuchtturmes. Bleibt der Sand längere Zeit trocken, so wird er zum Brutplatz der Seevögel, bis die nächste Hochflut erbarmungslos die Eier und jungen Tiere unter dem Jammer der Eltern hinwegspült. Ist im Hochsommer der Boden durchglüht, so

zeigen sich hier echte Sandstürme. Man muß Augen und Mund schließen und sich abwenden, bis sich der Wind gelegt.

In der weiten Sandwüste erhebt sich aus tiefeingerammten Fichtenstämmen das mächtige Bauwerk der großen Bafte, ein Balkengefüge mit zwei überkant gestellten Rauten; nicht Vollscheiben, sondern aus Bohlen nach Art eines Gitters zusammengezimmert, daß der Sturmwind hier nur wenig Widerstand finden möge. Eine Treppe von zwanzig Stufen führt zu einem Raum mit Strohschütten, Decken, Kesseln mit Wasser, Konserven, Signalflaggen für Schiffbrüchige. Es ist der mächtigste Bakenbau der ganzen deutschen Küste (Abb. 98).

Aus der Höhe der Treppe kann man erkennen, wie gewaltig die Wellen sein mögen, die zur Sturmzeit im Winter über den gelben Sand jagen. Überall liegt Strandgut umher: Balken, Bretter, Fässer, Kisten, Ruder, vertriebene Bojen, Flaschen, Flaschenorken zu Tausenden, dazwischen lange grüne Algen wie Meer-mädchenschleier. Dunkle Wracktrümmer ragen hervor (Abb. 99). Nicht weit von der Bafte liegt ein gescheiterter Ewer hoch auf dem Sande, als wenn er auf den Helgen ruhte. Auch die Leichen Schiffbrüchiger treiben hier an. Daher sucht der Leuchtturmwächter von Neuwerk mit dem Fernrohr täglich den Strand ab und meldet dem Vogt, wenn er etwa dunkle Schiffstrümmer oder angespülte Leichen auf dem sandhellen Strande wahrnimmt. Oft sind die Leichen von den Mantelmöwen bereits gänzlich zerfetzt. Dann bleibt nichts übrig als die Reste am Riff zu betten. Sonst bringt sie der Wagen zum Friedhof der Heimatlosen in Neuwerk.

Es ist fast unbetretenes Land dies Scharhörn. Alle vierzehn Tage stößt ein Boot von dem letzten Feuerschiff ab und bringt Frischwasser für den Kessel in dem Bakenraum. Jedes zweite Jahr kommt der Strandvogt im Hochsommer mit seinen Arbeitern hierher, um das Balkengefüge von neuem zu teeren, daß Sturmwind und Regenschauer ihm nichts anhaben kann. Bisweilen segeln auch nachts Wurster Fischer hierher, die sich Bretter und Balken holen, wenn sie sich ihr Haus in der Heimat neubauen wollen. Deutlich sieht man in dem tiefen Sande die Räder Spuren des Wagens, der Bretter und Holzwerk zum Fischerboot brachte. Oder auch Finkenwärdler Fischer landen hier zur Nachtzeit, wo am Priel die Robben zur Ebbezeit schlafen. Dann lassen sie bei kommender Flut ein breitmäschiges Störnez mit Schwimmklößen prielaufwärts treiben, während sie selber lautlos das Ufer entlang kriechen. Sind sie in die Nähe der Hunde gelangt, so machen sie Lärm. Die erschreckten Tiere stürzen ins Wasser und geraten so mit Kopf und Flossen in das Störnez.

Aber an einem Tage im Jahre ist Festtag hier draußen. Dann fährt ein vierspänniger Wagen über das einsame Watt. Ein Reiter reitet voraus und leitet den Wagen auf festen Grund, daß er nicht in dem weichen Schlick versinke. Das ist der „Schlicklotse“. Und in dem Wagen sitzt der hamburgische Landherr, der diesen äußersten Zipfel hamburgischen Landes befährt und mit Stolz die roten Hamburger Wachtschiffe auf der weiten Meeresgasse sich wiegen sieht, an ihnen vorüber ein kaum unterbrochener Zug qualmender Riesenschiffe.

So ist hier ganz einfames, kaum betretenes Land. Aber in der Schifferwelt hat es gleichwohl einen furchtbaren Klang. Es gibt keinen, der an der ganzen Küste gefürchteter wäre. Denn von hier erstreckt sich ein weites Sandriff mehr als eine Meile in die See hinein. Der ewige Westwind, der die Wellen längs der Küste nach Osten treibt und der Ebbstrom der Elbemündung hat es hier aufgebaut. Seichte breite Sandrücken, nicht etwa hart, wie sonst das Sandwatt, das zweimal des Tages freiliegt, sondern weich und schwimmend, kriechen hier unter dem Wasser bis an die große Meerschiffstraße. Wehe dem Schiff, das auf diese Sandgründe gerät. Die flinken Wellen wühlen im weichen Sande am Bug und Heck schnell eine tiefe Grube, daß das Schiff in der Mitte auseinanderbirft und spurlos versinkt. Wenn die Armutter Erde sich hier aus der Tiefe heben könnte, so würde hier ein Totenhügel von riesiger Größe entstehen, wie es keinen



Abb. 89. Bauernwappen an der Kirche zu Lüdingworth in Hadeln.
(Zu Seite 76.)



Abb. 90. Decksteine eines vom Moor umwachsenen Steingrabes im Hävescheberger Moor bei Weiterwanna. (Zu Seite 158.)

an der deutschen Küste sonst gibt. Brack liegt an Brack, versunken, seit Jahrhunderten übereinander gebettet, Totengebein neben Totengebein, stumm, von niemanden gesehen, in der Tiefe. Nur der Sturmwind läßt die weißen Wellenrosse in Winternacht tosend über den Sand fegen und geigt an dem Balkengefüge der Bafe den Schlafenden dort unten sein uraltes Lied.

Die Landschaft rings ist von erhabener Größe. Sie steht auch der ergreifendsten Hochgebirgslandschaft nicht nach. Schwerlich werden die kommenden Geschlechter sich noch lange an dieser wundervollen Wattwildnis erfreuen können. Es ist eine unabweibare Kulturaufgabe Hamburgs, die ostwärts treibenden Schlitz- und Sandmassen, die jetzt das Elbett versanden helfen, durch Fangedämme festzuhalten, ehe sie durch den Strom in Zickzack nach Dithmarschen wandern. In dem Watt zwischen Duhnen und Scharhörn liegt noch ungehoben meilenweites Hamburger Neuland von unvergleichlichem Werte.

17. Hamburg.

Wer aus dem Binnenlande nach Hamburg kommt, dem treten drei in sich verschiedene Elemente entgegen, der eigentümliche Charakter des niederelbischen Wasserlandes in Natur und Menschenleben, der Welthandelsplatz und der bürgerliche Stadtstaat. Die Durchdringung dieser drei Elemente macht die Wesenseigentümlichkeit Hamburgs aus.

Von dem elbischen Küstenlande stammt das Klima, der stürmende West, die Wolfenfülle, der vorwiegende Sommerregen, die Frische des Laubwerks, der überall



Abb. 91. Am der Troie (= Wagenpant) vor Stenwert bei Ebbe. (Zu Seite 160.)

☒

☒

sich aufdrängende Gegensatz zwischen Geest und Marsch. Was der Binnenländer als hamburgische Eigentümlichkeit anzusehen pflegt, ist zumeist nichts weiter als niederelbische Wassernatur. Mag auch der Name „Hamburg“ Geestwaldburg bedeuten und die Vororte sich weit auf die Geest hinaus erstrecken, in Wahrheit ist die Stadt in ihrem innersten Kern eine Marschenstadt. Sie ist die einzige Marschengroßstadt, die Deutschland überhaupt besitzt. Bremen, sonst vielfach ein Gegenbild Hamburgs, ist auf einer Sanddüne gebaut und trägt daher seinen Namen (vergl. verbrämen). Was Hamburg eigentümlich ist, liegt in der Marschenstadt, nicht in der Geeststadt, und hier ruht denn auch seit alters der Kern seiner Kraft. Von der Marschnatur stammt Ebbe und Flut, der Schlick, das Watt, die Schilfufer, der Reichtum an Wasserflächen, von der Marschenkultur die Menge der Kanäle, die Pfahlroste im weichen Baugrunde, die krummen Straßen der Altstadt, aus einstigen Deichwegen entstanden, die gedämmten Grachten, die mächtigen Sielbauten, die riesigen Klärbecken des schlechten Marschenwassers, die künstlichen Tiefbrunnen, die Länge der Baumstraßen, die nirgends in Deutschland größer ist — 245 km gegen Berlin 125, Dresden 231, Köln 176 (1900) —, die Menge der Brücken — an 350 —, die Schleusen und Deiche, die Flete, die Dybdalben, die Schuten, die flachbodigen Ewer mit dem gemalten Fenster und dem braunen Segel, das zwischen den Häusern im Sonnenschein trocknet. Alles dieses und was sonst noch dem Fremden überraschend entgegentritt, ist nichts als echtes niederelbisches Stadtbild. Es findet sich überall wieder, hüben und drüben, in Krempe und Glückstadt, in Stade und Freiburg, in Wilster und Bewelsfleth, an Krückau und Oste, an Schwinge und Este. Es ist eben das Stadtbild des Gezeitenlandes. Daher begegnet es so oft in Holland. Hier ist Rotterdam Hamburg am ähnlichsten. Noch weit reichere Marschlandbilder wies das alte Hamburg auf. Einige wundervolle Grachten — wie der Rödtingsmarkt — sind zugedämmt. Ein gut Teil hat der große Brand von 1842 vernichtet. Was übrig blieb, fiel zumeist dem Zollanschluß zum Opfer — Holländische Reihe, Kehrwiederinsel, Dovensfleth, der Wandbrahm, der holländische Brook, Wandbereiterbrook, Winserbaum. Wäre nicht das fließende Element unverwüstlich in seiner spiegelnden Schönheit, man sollte nicht glauben, daß bei all der Vernichtung soviel Eigenart bleiben konnte (Abb. 17 bis 35 und Titelbild).

Auch das eigentümlichste Bild Hamburgs, das Alsterbecken, setzt die Marschnatur voraus und hat nur an dieser einen Stelle der Niederelbe erwachsen können. Hier durchbrach seit Urzeit der Querfluß der Alster im schmalen Zuge die Geest. Er war der Ebbe und Flut unterworfen, und so dehnte sich denn da, wo heute das blaue Alsterbecken herüberschimmert, in alter Zeit bei Niedrigwasser ein wüstes Schlickwatt, bei Hochflut eine weite Wasserfläche mit wechselndem Uferrende. Hier längs des Flusses zu deichen wäre sinnlos gewesen. Die Siedler hätten keinen ihrer Arbeit entsprechenden Landgewinn davongetragen, denn der Marschenstreifen im Alstertal zwischen den Geesthöhen war nur schmal, und im Elbtal traten die Stromarme dicht an die Geesthöhen, ohne daß sich Marschflächen wie sonst vorlagerten. So haben sie hier allein nicht gedeicht, sondern quer durch den Fluß einen Damm gezogen, zuerst den „Burstah“, dann den „Reesendam“ — den heutigen Jungfernstieg —, um durch Regelung der Gezeitenströmung das wilde Wasser einer Mühlenanlage dienstbar zu machen. Die Mühlen sind längst eingegangen, aber die Notwendigkeit eines Querdamms blieb wegen der Gezeitenströmung immer bestehen. Daher ist der Schleusendam des Jungfernstiegs mit seiner Wasserauftau geblieben, und so erwuchs mit innerer Notwendigkeit das eigentümlichste aller deutschen Großstadtbilder aus der Gezeitenatur des Wasserlandes. Die wundervollen Alsterbilder, das Lichtmeer des Nachmittags, das Lichtermeer des Abends, die sommerlichen Fährhausbilder, die bewimpelten Brautschiffe, die Regatta, der Blumenkorso, die Eislandschaft im Winter mit den Mönenschwärmen bauen sich auf diesem Naturuntergrunde auf.

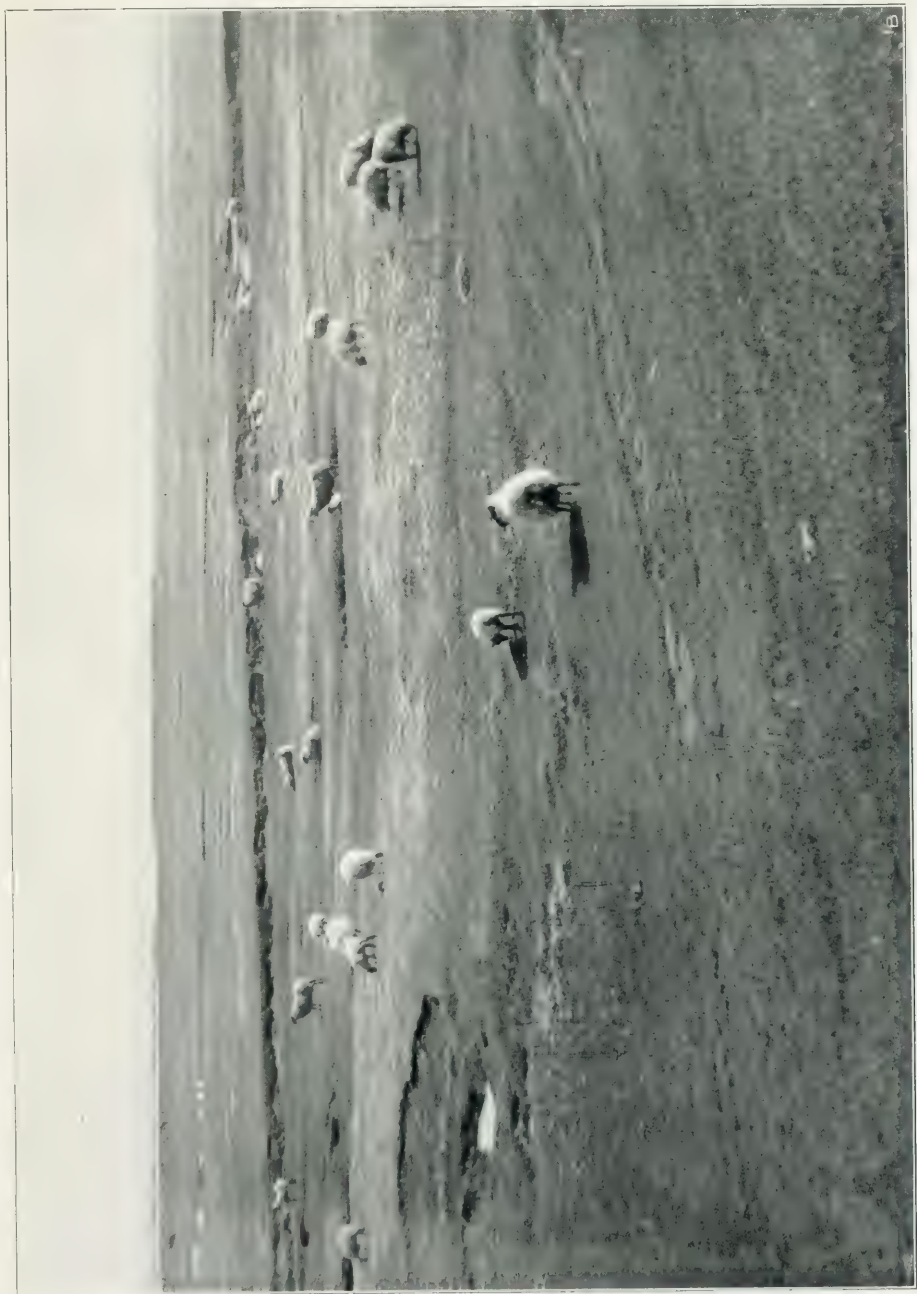


Abb. 92. Am Fußendeich in Neuwert. Hinten der kleine Logeländ. (Zu Seite 162.)

Andere Besonderheiten des Stadtbildes gehen auf geschichtliche Tatsachen zurück. Daß sie aus zwei Teilen, der bischöflichen alten Oberstadt und der neuen handeltreibenden Unterstadt zusammengewachsen ist, kommt für das Verständnis des Stadtbildes nicht mehr in Betracht. Wichtiger ist, daß Hamburg von jeher eine Bürgerstadt war. Niemals hat hier ein Fürst seinen Sitz gehabt und seinen Eigenwillen dem Stadtbilde aufgeprägt. Stadtbild und Straßenzüge erwuchsen aus Bodenbeschaffenheit und Erwägungen unmittelbaren Nutzens. Es fehlt das bewußte Ziel eines überlegenen Willens, es fehlt als das Herz der Stadt das Fürstenschloß mit seinem Park, seinen Baumreihen, es fehlen die freien Plätze, die Prachtbauten, die Tiergärten und Adelschlösser. An deren Stelle treten das prächtige Rathaus, der Stolz der Bürgerstadt, die Prachtbauten gemeinnütziger Stiftungen und rings um die Stadt der reiche Kranz vornehmer Bürgerhäuser, im Grün verborgen. Diese Bürgerstadt war zugleich eine Festungsstadt. Um sich und ihre Stadt zu schirmen, haben sie mächtige Mauern gezogen, und auf ihnen beruhte die Blüte der Stadt bis zu den napoleonischen Wirren. Fast zwei Jahrhunderte hindurch, von 1623 bis 1820, war Hamburg, was der Fremde bei dem Anblick der engen und winkligen Altstadt so leicht zu vergessen pflegt, eine Festung allerersten Ranges. Daher stammen die vielen Kellerwohnungen, die engen Twieten, die erst jetzt verschwinden, die Menge der Höfe und Gänge, die bisweilen wie enge Stollen, auch wohl nur für eine Person gangbar, unter dem Vorderhause hindurch in den schmalen Hofschacht führen. Daher stammen die vielen Wälle und Schanzwerke. Auf der Bastion Albertus thront die Seewarte, auf Vincent die Kunsthalle. Auch die Lombardsbrücke entstammt der alten Umwallung, die hier das Msterbecken überschritt. Eisenbahn und Bahnhof liegt im alten Festungsgraben und überall erinnern Straßennamen an alte Wälle und Tore. Auch der Ring freier Plätze, der die Altstadt umgibt, erklärt sich aus dem Festungsbau der Stadt. Der große Brand, wie er die Marschenstadt in ihrem Wesen beeinträchtigte, vernichtete ein gut Teil der inneren Festungsstadt. Die Neuanlagen im Innern der Stadt entstanden schmucklos, oft ohne sich dem Alten einzufügen, und verwißchten wieder ihrerseits das rein holländische Gepräge der Marschenstadt. Daher war es möglich, daß auf dem Brandboden der Bau der Nikolaikirche entstehen konnte, die mit ihrem durchbrochenen Turm und gelben Mauersteinen wie ein fremdländisches Gewächs aus der schlichten norddeutschen Marschennatur emporragt. Und so erklärt es sich denn auch, daß es Hamburg an einem alten geschichtlichen Stadtkern fehlt, an den sich die Neubauten anlehnen konnten, wie ihn doch die Schwesterstädte an Weser und Trade in so reichem Maße besitzen. Die Zollanschlußbauten haben wieder ein gut Teil des noch übrig gebliebenen Althamburg vernichtet. Sie haben dafür zierliche oberdeutsche Türme und Türmchen nach dem elbischen Niederlande gebracht, die sich merkwürdig von den alten Straßen holländischen Gepräges abheben. Kein Wunder, daß das Stadtbild buntscheckig wurde. Je nachdem die natürlichen oder geschichtlichen Keime überwiegen, wechselt die Erscheinung: Elbstadt mit Flut und Ebbe, mit Häfen und Werften, mit Fleeten und Speichern, ihr gegenüber die gezeitenlose Msterstadt mit Landhäusern und Gärten, Seestadt und Marschenstadt, Festungsstadt, Brandbodenstadt, Zollanschlußstadt, daran sich reihend farblose neue Stadtviertel. Bei dem außerordentlichen Wachsen macht sich das Übergroße der Millionenstadt immer mehr geltend. Neuerdings werden bei der Entvölkerung der Altstadt infolge Citybildung (1880: 171 000 E., 1905: 128 000 E., 1907: 114 000 E., 1912: 98 000 E.) die Kontor- und Kaufhäuser für das Stadtinnere bezeichnend. So ist das Buntscheckige und der plötzliche Wechsel des Stadtbildes eine Eigenart Hamburgs.

Wie das Stadtbild in seinen Grundzügen aus der niederelbischen Wassernatur hervorwächst, so stammt auch der Grundstock der Bevölkerung aus Marsch und Küstenraum. Wer die Marschen durchwandert, dem begegnen auf Schritt

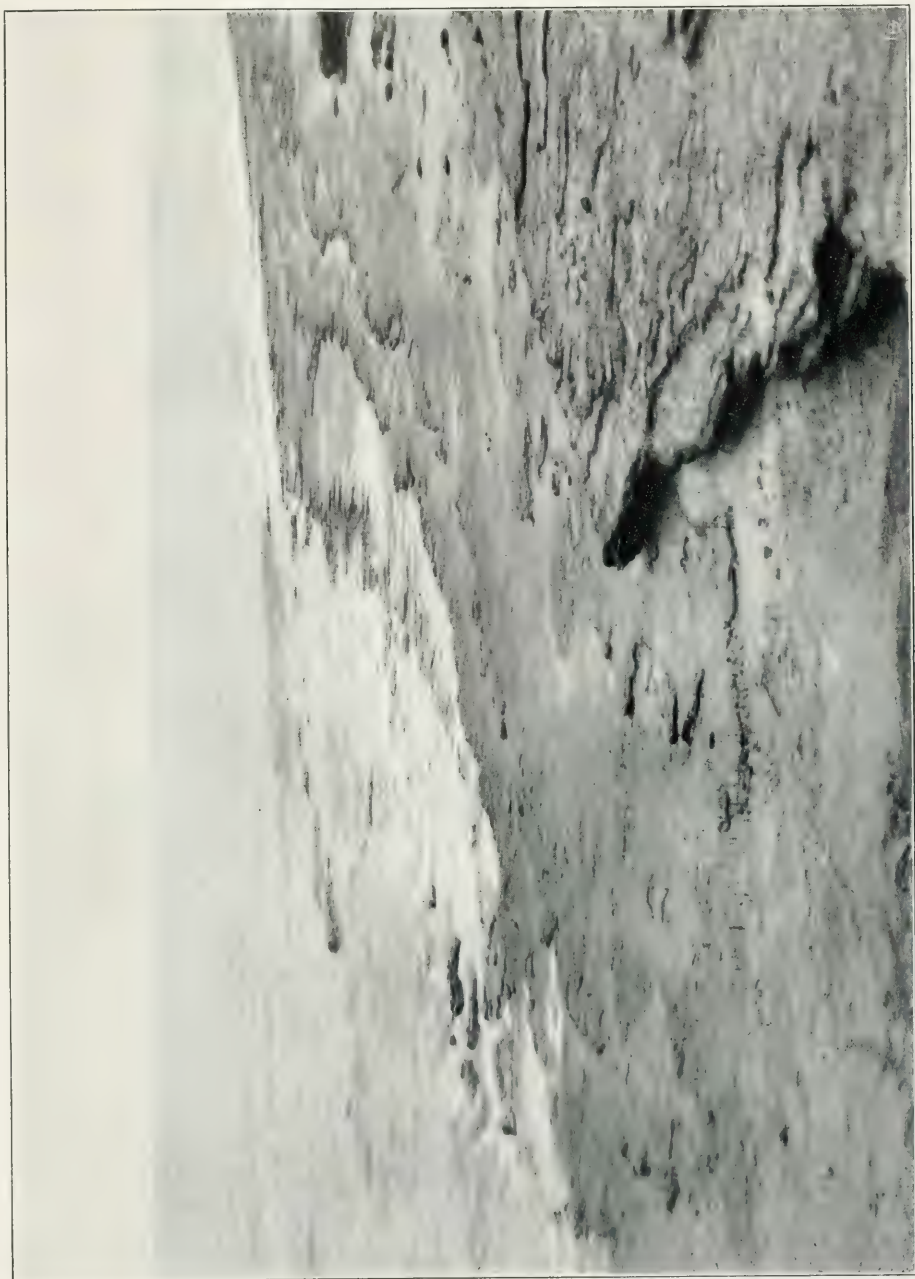
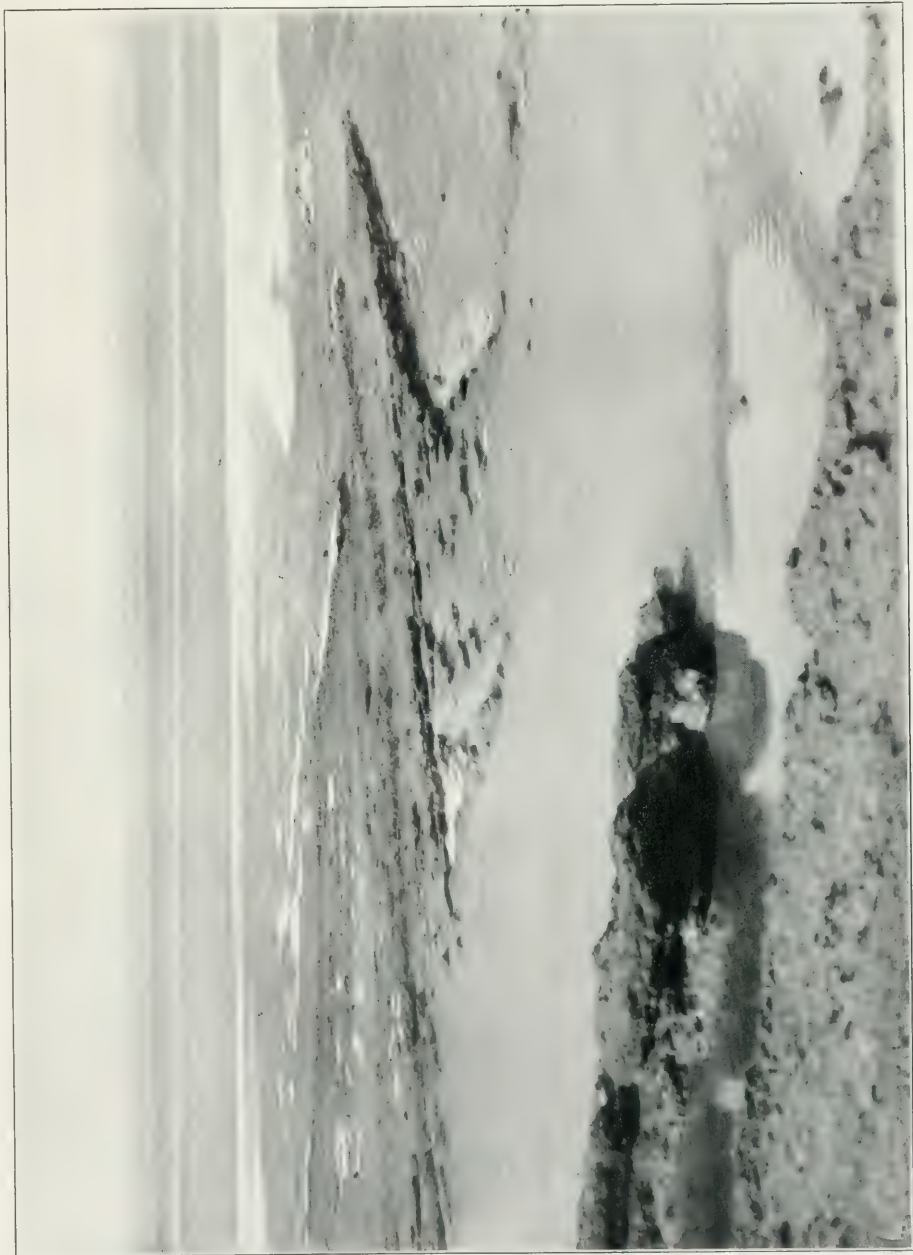


Abb. 93. Eisstrand bei Neuwert zur Flutzeit. (Zu Seite 162.)

und Tritt hamburgische Namen, Thetje Eggers und Hein Buttjarden so gut wie die von Altonaer und Hamburger Firmen. Daher kommt es auch, daß die alten Bilder der Hamburger Kaufherren so oft den breiten Marschentypus zeigen. Es mag nicht viel Bauernsippen der Elbmarschen geben, die nicht einen oder mehrere Zweige nach Hamburg getrieben haben. Das gilt nicht minder für die Tagelöhnerkreise der Küste. Seit alters ist Hamburg ihre Zufluchtsstätte: „Ganz könnt je uns doch nich unnerkriegen, dann gahst wi na Hamborg.“ So stammt der stattliche, ein wenig behäbige Menschenschlag, die gesunde und derbe Schönheit der Frauen und Mädchen nicht zum geringsten von der Küste. Die dienende Klasse mit ihrer holländischen „Mütze“ zeigt das Bild dieser hellhaarigen Rasse mit der weißen durchscheinenden Haut am reinsten. Wie in einem lebendigen Museum sind hier die Mädchenbilder der Küste von Oldenburg bis nach Pommern vereinigt. Es ist ein Zeichen dieses starken niederdeutschen Einschlages, wenn noch überall der heimische Klang plattdeutscher Laute herzerquickend unser Ohr trifft. Noch vor zwei Menschenaltern war bis in die vornehmsten Kreise das Platt die allgemeine Familiensprache. Ja, noch bis 1844 versprach der Bürger bei der feierlichen Eidesleistung in treuherzigem Niederdeutsch „düßer Stadt truw un hold wesen, Eer Bestes soeken un Schaden affwenden, jährliches Schott, inglicden Toerkenstüer, Tholage, Tollen, Accise und Matten to bethalen“. Bis 1865 wurde auf der Fischerinsel Finkenwärder noch in plattdeutscher Sprache unterrichtet, ja sogar bis 1889 wurden die hamburgischen Deichgeschworenen der Marschlande nach alter niederdeutscher Schwurformel vereidigt. Den letzten Rest dieser einstigen Alleinherrschaft der niederdeutschen Sprache bewahrt heute der Kasperle in St. Pauli, zu heller Freude der Jugend. Auch ein gutes Stück des geistigen Seins dieser Stadt stammt von Marsch und Küste: das Grobkörnige und Untergärrige, dieselbe Mischung kühler und heißblütiger Sinnesart, das leidenschaftliche Empfinden bei äußerlicher Ruhe, der helle Wirklichkeitsinn, die derbe und gesunde Erdenlust, die nüchterne Klarheit, der Persönlichkeitstrog, das freiheitliche Gefühl und zugleich die Freude an gebundener Sitte, an Haus und Hof und Heim und Familie. Was man oft hanseatischen Geist genannt hat, das fast zögernde Wägen vor dem Wagen, der langsam reisende Entschluß, dann aber auch nach einmal gefaßtem Entschluß das leidenschaftliche Festhalten an dem für recht Erkannten, das Wartenkönnen mit der ganzen niederdeutschen Zähigkeit, das alles mag altes Gut der Küste sein, vererbt vom Ahnherrn, der bedächtig im Reet die Wassergräben zog, geduldig im Schlick die Siele und Dämme baute, die Deicherde schichtweise feststampfte und allmählich den feindlichen Strom niederzwang.

Die zweite besondere Eigentümlichkeit Hamburgs ist seine Stellung als Welthandelsplatz. Sie wird erst aus der hervorragenden natürlichen Begabung dieser Stätte verständlich.

Nirgends dringt das offene Meer so tief in das europäische Festland ein als in der Elbmündung. Das Herz des Erdteils mit etwa 100 Millionen Einwohnern wird hier an das Meer geknüpft. Dabei ist Hamburg selber mit seiner Hinterstadt Berlin bedeutender Selbstkäufer. Es kommt hinzu, daß sich hier ein mächtiger Binnenschiffahrtsweg öffnet. Es würde nicht erschöpfen, wenn man sagte, die Elbe münde hier, sondern hier liegt die Mündung des alten nordeuropäischen Urstroms, der einst Elbe, Oder und Weichsel vereinte. Dieser einstige Zusammenhang machte es möglich, die versandeten Zwischenglieder der nun selbständigen Ströme mit leichter Mühe wieder aufzugraben und durch Kanäle die alte Wasser Verbindung wieder herzustellen. So liegen heute in den oberen Häfen Breslauer, Thorer und Posener Fahrzeuge in langer Reihe neben Moldau- und Saaleschiffen. Zugleich mündet dieser Busen mit dem alten Urstrom in das befahrenste Meer der Welt, nicht etwa wie die Donau in ein abseits liegendes Binnenmeer mit kulturarmer Küste. Hier ist der



2106. 94. Flostrand bei Neuwerk zur Ebbezeit. Im Hintergrunde im schmalen Fahrwasser ein Feuerlösch. (Zu Seite 162.)

☒

☒

größte Verkehrsmittelpunkt des Meeres, das unmittelbar zu Deutschlands bestem Käufer, nämlich England, und überdies zu seinem besten Verkäufer, der Union, und über sie hinaus zu allen Weltteilen führt. Noch in jüngster Zeit ist ein sonst verschlossenes Meergebiet, die Ostsee, durch Menschenhand dem Elbusen eröffnet. Es kommt hinzu, daß die Elbmündung — neben der Weser — den einzigen Großhafen an der hasenarmen Nordseeküste gewährt. Das scheint auf den ersten Blick einen Mangel zu bedeuten etwa gegenüber der hasenreichen englischen Küste. Aber nicht darauf kommt es an, daß möglichst viele Häfen vorhanden sind, sondern dem Weltverkehr genügt ein einziger Hafen, aber dieser muß von größter natürlicher Begabung sein. Dann wandelt sich der Mangel in Vorzug. Denn statt einer Vielheit von Mittel- und Kleinbetrieben entsteht naturgemäß ein einziger Großbetrieb mit einer außerordentlichen Vereinigung von Arbeitskraft, Einsicht und Geldmacht. Das ist eben in Hamburg der Fall. Daher hat es sämtliche Kleinhäfen aufgesogen. Nur Bremen ist sein Nebenbuhler geblieben. Aber diese Nebenbuhlerschaft, bereits durch die ähnliche Lage beider Städte von der Natur vorgezeichnet, wirkte wieder in anderer Weise wohlthätig ein, indem sie ein Raften und Kosten beider unmöglich machte. Auch die größere Entfernung der Elbmündung von den überseeischen Ländern ist durchaus nicht in dem Maße ein Mangel, wie man gewöhnlich glaubt. Einmal faßt das Meer dafür weiter nach Osten in das Festland, dann aber wird Hamburg dadurch die unvergleichliche Möglichkeit gegeben, seine Schiffe mit nicht voller Ladung hinauszusenden und diese erst in den niederländischen, englischen und französischen Häfen ergänzen zu lassen. Der Seedienst einer ganzen Reihe von Linien beruht auf diesem Grundsatz halbvoller Ausfahrt und Einfahrt. Das ist keinem Hafen in der Weise gestattet als nur der am meisten entfernten Stadt auf dem großen Überseewege nach den Kolonien. Freilich ist bei solcher Ausnutzung der rückwärtigen Lage die höchste Leistungsfähigkeit der deutschen Reederei stillschweigende Voraussetzung. So wird die auf den ersten Blick ungünstige Lage ein Ansporn zu höchster Leistung. Was dem einzelnen Menschen von jeher sich als segensbringend erwiesen hat, ein klar erkanntes, bei höchster Anspannung erreichbares sittliches Ziel, das stellt hier die Natur selber einer seefahrenden Stadt als Strebeziel auf.

Innerhalb der Elbbucht ist die Stätte der Elstermündung am meisten begünstigt. Hier ist der natürliche Umschlag der See- und Flußschiffahrt. Weiter aufwärts können die Seeschiffe nicht dringen und abwärts nicht die Flußschiffe. So entsteht hier ein großer Hafenplatz, seiner innersten Natur nach mehr Umladehafen als vorwiegender Landungshafen. Auch die Flutverhältnisse begünstigen diese Stätte. Liegt der Gipfelpunkt der Flut bei Hamburg, dann ist das Ebbetal bei der Mündung. So gleiten die Schiffe mit einsetzender Ebbe in einer Tide hinab und kommen mit einsetzender Flut fast in einer Tide herauf. Zugleich hält sich die Tidebewegung in mäßigen Grenzen, 2,90 m bei Cuxhaven, 1,90 bei Hamburg, gegenüber London mit 6,3 m bei Springtide und 4,6 bei Nipptide, Liverpool mit 8,7 m, im Bristolkanal gar 10 m. So war man nicht wie dort gezwungen, unbequeme Schleusenhäfen zu bauen, sondern die offenen Tidehäfen genügten. Dazu kommt als ein neuer Vorzug, daß hier die unterhalb so überaus störende Schlickbildung fehlt. Was sich hier in den Häfen ablagert, sind obere Sandgeschiebe und Niederschlag der Stadtabwässer, nicht der Schlick des Brakwassergebietes. Diese Niederschläge und Sandgeschiebe werden leicht durch die rückebenden Flutwasser der Gose- und Doveelbe, deren Betten wie natürliche Staubetten wirken, aus dem künstlich verengerten Stromschlauch mit jeder Ebbe hinweggefegt. So müssen die toten Arme dem lebendigen dienen. Ein überaus großer Vorzug ist ferner die Fülle weichen Marschenbodens innerhalb des alten Inselgewirrs der Elstermündung, der die unbegrenzte Anlage von Kanälen und Häfen beliebiger Tiefe mit verhältnismäßig geringen Kosten

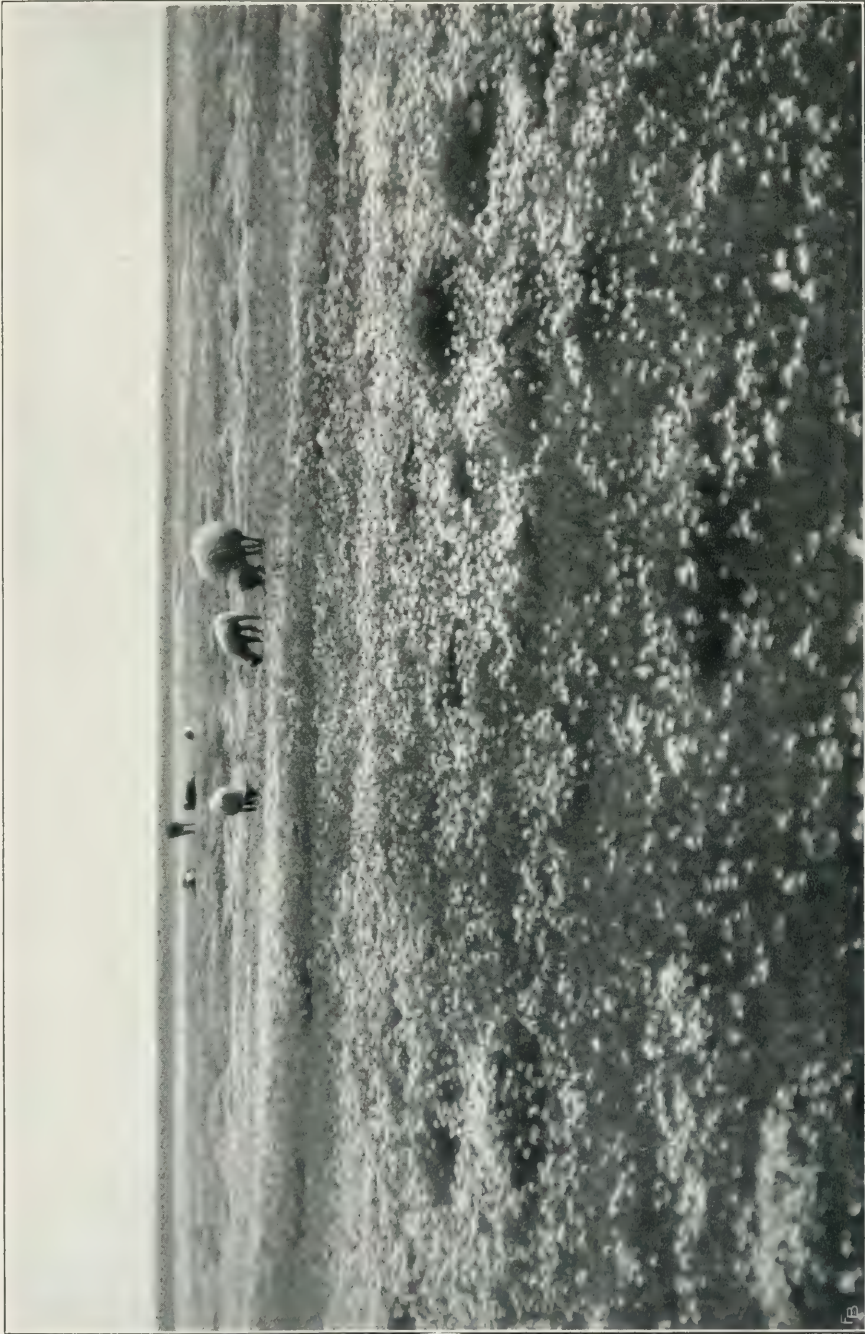


Abb. 95. Strandfensvegetation auf dem Außendeich in Neuwert, überall Hufeisenhaufen. (3u Seite 102.)

gestattet. Die Unterlegenheit der Seestadt Altona gegenüber der Marschenstadt Hamburg beruht hauptsächlich auf diesem Mangel an Schwemmland. Es ist kein Zweifel, daß dieser ausgedehnte Marschenboden mit der Möglichkeit meilenweiter Kanalneuanlagen das spätere Hamburg einmal zu einer Industriestadt allerersten Ranges machen wird.

Zu den Wasserverbindungen treten die Landverbindungen. Während in alter Zeit auf dem Wege nach Süden Artlenburg und Zollenspieker, nach Nordwesten und Westen Blankeneße der eigentliche Übergangsort über die Elbe war, zog mit dem Bau der hannoverschen Nord-südbahn der Endpunkt Harburg den Übergangsverkehr immer mehr hierher. In noch höherem Grade war dies der Fall, seitdem 1870 zwischen Harburg und Hamburg die letzte feste Brücke über den unterhalb sich schnell erweiternden Strom gebaut wurde. So laufen die großen Überlandwege aus allen Himmelsgegenden hier zusammen. Der Eisenbahnstern deckt sich mit dem Wasserstraßenstern.

Das ist die besondere Lage Hamburgs, die es zum Welthandelsplatz machte. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß hier die Natur freiwillig ihre Gaben gespendet habe. Mühsames Menschenwerk hat hier nicht weniger Anteil an den nun vor aller Augen klarliegenden Vorzügen als die Natur selber. Es ist der Ruhm der Hamburger, daß sie durch planvolle Durchstiche des Stromadergeflechtes in jahrhundertelanger Bemühung — 1288, 1550, 1570, 1604, 1878 — nicht nur den Elbstrom, der früher eine kleine Wegstunde entfernt war, sondern auch den eigentlichen Tiefstrom, der unweit Harburg im verwilderten Bett seine Wogen wälzte, unmittelbar an die Mauern ihrer Stadt zwangen. Das heutige Strombett, sowie sämtliche Häfen sind künstlich. Wo heute die Schloten der großen Dampfer qualmen, da weideten noch vor zwei Jahrzehnten friedliche Rinderherden. Man bekommt einen Begriff von der Größe der Schwierigkeiten, wenn man hört, daß auf der kurzen Strecke von den Elbbrücken bis St. Pauli nicht weniger als 250 000 der stärksten Fichtenstämme zur Uferbefestigung eingerammt wurden, dazu noch 16 000 Stämme als Dykdalben. Dabei muß man bedenken, daß eine Dykdalbengruppe die Höhe großer Etagenhäuser erreicht, daß eine Kaimauer — deren größter Teil ja unter Wasser ist —, die stützenden Fichtenstämme mitgerechnet, den Dachfirst des Rathauses erreichen würde. Wollte man sämtliche im Hamburger Hafen eingerammten Pfähle aneinanderreihen, so würden sie in ihrer Gesamtlänge die Entfernung zwischen Hamburg und New York weit übertreffen. Auch der Strom selber, der um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts gänzlich versandet und bei den Blankeneßer Barren fast unfahrbar geworden war, ist erst künstlich ausgetieft worden, alles dies ohne Beihilfe des Reiches, wie denn die Befahrung, Betonnung und Befahrung von jeher — seit den Tagen Barbarossas! — die Ehrenpflicht Hamburgs gewesen ist. Allein seit 1886 sind hamburgischerseits auf die Regelung des Elbstromes und auf die Hafenanten 237 Millionen verwendet, in den letzten 10 Jahren durchschnittlich jährlich 13½ Million. 1912 sind 33 Mill. bewilligt. Es besteht der Plan, den Strom bis auf 11 m bei Niedrigwasser zu vertiefen.

Erst seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist der Handel erstaunlich gewachsen. Uns will es fast wie ein Märchen erscheinen, daß 1852 für die erste englische Dampferlinie zur Elbe nicht etwa Hamburg, sondern wegen der Blankeneßer Barren Glückstadt als Endpunkt genommen war. So jung ist die Entwicklung der Stadt. Noch 1850 übertraf der Ostseehandel (311 800 RT = 2,83 cbm) den Nordseehandel (222 300 RT) und in diesem wieder stand Hamburg mit 61 500 RT unter Bremen (69 000 RT), ja unter Mecklenburg (66 300 RT), nicht weit über Stettin (57 000 RT) und Danzig (34 900 RT). 1870 übertraf zum erstenmal der Nordseehandel den der Ostsee. In demselben Jahr mußte Bremen vor Hamburg die Flagge streichen (173 466



Abb. 96. Renwert. Mit der Ziehbaije bei Ebbe. (Zu Seite 163)

gegen 184 495 RT). 1880 betrug die Zahl der Seeschiffe 6058 mit 2,8 Mill. RT, 1885: 6798 mit 3,7 Mill. RT, 1890: 8185 mit 5,2 Mill. RT, 1895: 9446 mit 6,7 Mill. RT, 1900: 13 109 mit 8,1 Mill. RT, 1905: 15 162 mit 10,4 Mill. RT, 1911: 18 000 mit 13,2 Mill. RT. Dazu kommen von der Oberelbe 1911: 23 000 Schiffe mit 8 Mill. T. Mit der Eisenbahn wurde eingeführt: 49 Mill. T im Werte von 2340 Mill., ausgeführt: 30 Mill. T im Werte von 1800 Mill. 1906 war Hamburg zu 54 % an der deutschen Gesamttonnage mit 20 Millionen RT beteiligt, 1907 mit 25 Millionen RT. Der Wert der ein- und ausgeführten Waren belief sich 1911 auf über 13 Milliarden, die Zahl der Seeschiffe auf 18 000, der Flußschiffe auf 23 000, die Gesamtfläche der Häfen auf über 570 ha, die Länge der Kais auf 38 km. Kein Wunder, daß die Zahl der Einwohner in steigendem Maße zunahm (1820: 133 000, 1830: 153 000, 1850: 182 000, 1860: 227 000, 1870: 300 000, 1880: 410 000, 1890: 596 000, 1900: 705 738, 1905: 802 793, 1907: 858 100, 1910: 932 200, 1912: 980 000), das steuerpflichtige Einkommen wuchs 1911 auf 777 Millionen gegen 130 Millionen im Jahre 1866, 1877: 215 Millionen. Das Staatsbudget hob sich von 16 Millionen im Jahre 1868 und 27 Millionen 1877 auf 219 Millionen 1913, so daß Hamburg in seinem Haushalt unmittelbar hinter den vier Königreichen folgt. Der Geldumlauf in den Banken — denn hier hat selbst der kleine Handwerker sein Bankbuch und der Staat bezahlt seine Beamten vermittels der Bank — stieg 1911 auf die Summe von 164 Milliarden.

Nirgends spürt man den Pulsschlag eines großen völkischen Erwerbslebens unmittelbarer als hier. Mit jedem Tidewechsel wird der breite stille Strom auf einmal lebendig und bietet fast das Bild einer in Kiellinie ein- und ausfahrenden Flotte. Trotz der riesigen Hafenanlagen ist das Hafenkleid dem wachsenden Handel schon wieder zu klein geworden. Seit 1870 ist der Handel in Hamburg in je 20 Jahren um das doppelte gestiegen. So ist Hamburg eins der reizvollsten Beispiele, wie die natürliche Begabung eines Platzes Jahrhunderte hindurch schlummern kann, bis sie dann auf einmal bei einem Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen überwältigend in die Erscheinung tritt.



Ein solcher Boden hat eine magnetische Kraft, die das Verwandte anzieht. Die Menge der Schiffe, die Fülle der Waren, der buntscheckige Menschenstrom aus aller Welt, die Sprachenmengung ist nur ein Ausdruck der eigentümlichen Begabung dieses Bodens. Hier ist das große Einfallstor überseeischer Dinge: Erzeugnisse, Menschen, Gedanken, Anschauungen, Sitten, Gebräuche, Spiele, Tiere. Ein Hagenbeck ist nur in Hamburg denkbar. Auch überseeische Krankheitskeime wandern ein: An hundert Malariafranke, etwa ein Duzend Ausjäger weilen ständig hier. Pest und Cholera suchen mit Vorliebe dieses Einfallstor auf, und nirgendwo wird der zähe Kampf gegen die Volksseuchen, deren Keime immer wieder von neuem eindringen, erbitterter geführt als hier. Aber dieser selbe Boden verlockt auch die Menschen zu dauernder Ansiedlung. Bereits 1900 war die Hälfte aller Einwohner zugewandert. Das gleiche Verhältnis war 1905 geblieben. Von den am 1. Dezember 1905 gezählten ortsanwesenden Personen waren geboren in den folgenden Ländern: Ostpreußen 13 498, Westpreußen 7242, Brandenburg mit Berlin 19 144, Pommern 12 944, Posen 5461, Schlesien 11 268, Sachsen 17 947, Schleswig-Holstein 120 246, Hannover 50 507, Westfalen 4157, Hessen-Nassau 4810, Rheinprovinz 6261, Hohenzollern 61; Preußen im ganzen 273 546. Bayern 5351, Sachsen 10 118, Württemberg 2269, Baden 2099, Hessen 1310, Mecklenburg-Schwerin 51 554, Sachsen-Weimar 1657, Mecklenburg-Strelitz 3004, Oldenburg 6468, Braunschweig 3141, Thüringen, Anhalt, Waldeck, Lippe 6076, Bremen 2500, Lübeck 6178;



Abb. 97. Prieberzweigung auf Henvert. (3u Seite 162.)



☒ Abb. 98. Scharhörnbate mit Rettungshütte für Schiffbrüchige. (Zu Seite 164.) ☒

außerpreußische Reichsdeutsche 102 025, Österreich-Ungarn 6378, Schweiz 777, Italien 359, Spanien, Portugal 261, Großbritannien und Irland 2164, Belgien 221, Niederlande 881, Dänemark 2630, Schweden, Norwegen 2308, Rußland und Finnland 2901, Balkanstaaten 364; außerdeutsches Europa im ganzen 19792, deutsche Schutzgebiete 41, Amerika (davon Vereinigte Staaten von Nord-Amerika 1048) 2931, übrige Erdteile, auf See und unbekannt 832; zusammen außerhalb des hamburgischen Staates geboren 400 080.

So stellt Hamburg eine merkwürdige Mischung verschiedenster Volksarten dar. Innerhalb des europäischen Zustroms überwiegt die germanische Art, innerhalb des reichsdeutschen der niederdeutsche Küstenstamm bei weitem. Schleswig-Holstein, Hannover und Mecklenburg allein haben über 230 000 Zuwanderer gesandt. So kann Hamburg auch heute noch als eine durchaus niederdeutsche Stadt gelten. Auf die gleiche Herrschaft des niederdeutschen Stammes weist das völlige Überwiegen des Luthertums, 91,29^o o Evangelischen stehen nur 5,19^o o Katholiken gegenüber. Doch ist die Zahl der Katholiken schnell gewachsen (1871: 2,30^o o, 1890: 3,76^o o, 1900: 4,2^o o, 1910: 5,19^o o). Umgekehrt ist der Anteil der Juden herabgegangen. Während er 1871 noch 4,7^o o, 1890: 2,87^o o, 1900: 2,34^o o betrug, war er 1905 auf 2,24 gesunken, 1910 auf 2,07^o o bei 19 300 Juden (1905: 19500), unter ihnen viele alteingesessene Familien von hohem Ansehen, für Handelsentwicklung und geistiges Leben von großer Bedeutung.

So erscheint auch die Bevölkerung wie das Stadtbild buntschekig und in Umwandlung begriffen. Gerade diese Massen von Zuwandernden machen die

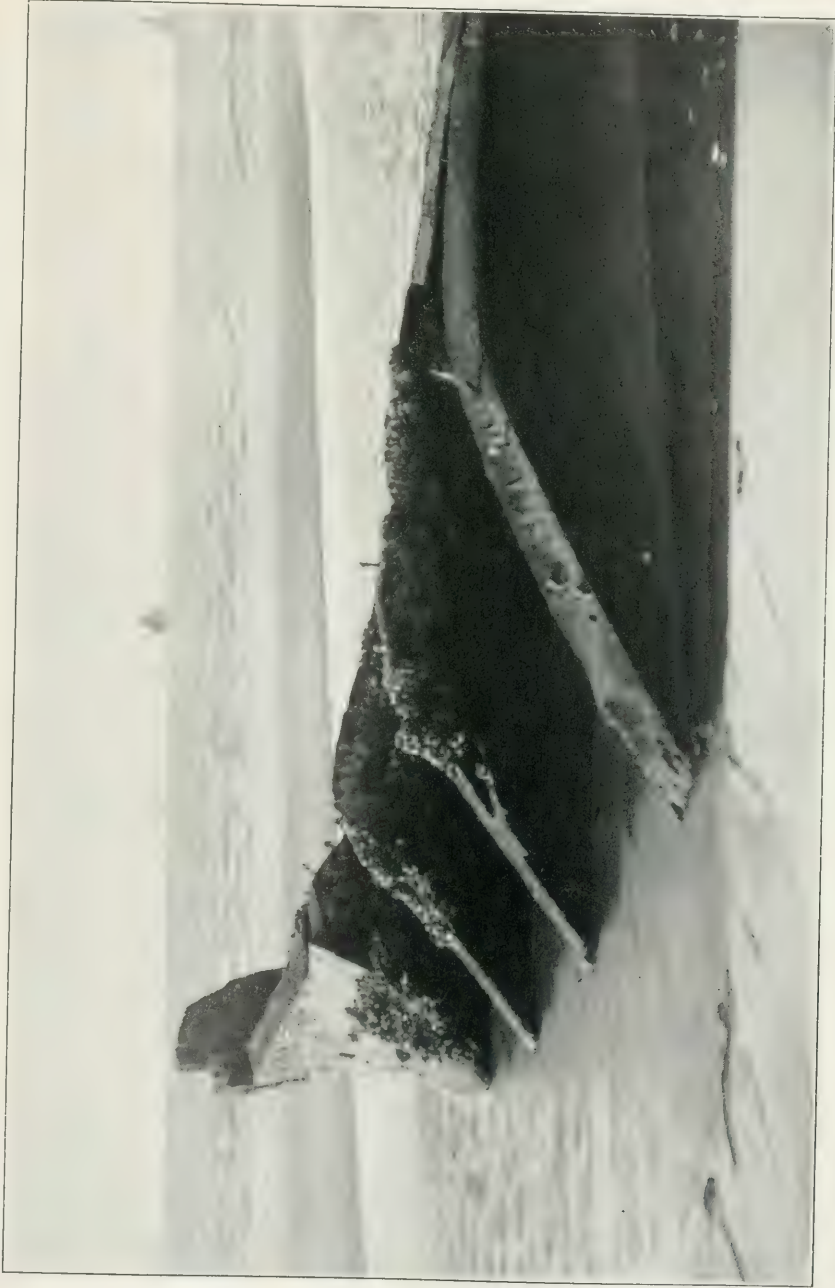


Abb. 49. Am Scharbörntiff bei Ebbe. Brack einer Bart, freiloben liegend, mit Mütchen bewachjen. (Zu Seite 164.)

Stadt einem Siedlungslande ähnlich mit seinen besonderen Vorzügen, aber auch mit seinen Schwächen, neben dem Golde niederdeutscher Kaufmannskultur ungeläutertes gröberes Erz. Meist sind es habelose Elemente, die hier zusammenströmen, bildungsarmes erstes Geschlecht mit starker Kraft und breitem Ellbogen, rücksichtslos auf das eine Ziel gerichtet, im Lebenskampfe voranzukommen. Kamern 1866 bei einer untern Steuergrenze von 600 Mk. 3385 Mk. Einkommen auf einen Steuerzahler, so betrug dies 1877 nur 2505 Mk., 1904 bei 900 Mk. Steuergrenze erst 3250 Mk., 1910 2856 Mk. Gerade infolge dieser starken Zuwanderung ist der durchschnittliche Wohlstand trotz des allgemeinen Aufschwungs geringer geworden als er 1866 war. Aber welche ungebrochene Kraft, weldi starker Wille lebt gerade in diesen zuwandernden Massen! Mehr als es schon sonst der Fall war, wird durch sie die Stadt zu einer Stätte der Arbeit, härtester vorwärtsdrängender Arbeit. Es ist eine Auslese sämtlicher deutschen Stämme bei überwiegendem niederdeutschen Einschlag, die sich hier vereinigt und sich ganz allmählich, ohne den Kern der Eigenart aufzugeben, zu Hamburgern wandelt. Als die am meisten prägende Kraft erweist sich das Kaufmannstum des Seehandels, das, wie es ja aus dem Boden herauswächst, durchaus die herrschende Grundlage bildet. Es ist merkwürdig zu sehen, wie auch die Kreise, die diesem Kaufmannstum an sich fernstehen, in Sitte und Lebensführung sich ihm zu nähern pflegen.



Die besondere Eigentümlichkeit des hamburgischen Seehandels ist seine Universalität. Während der französische Handel sich im wesentlichen zwischen Mutterland und Kolonie abwickelt oder der anderer deutscher Hafenplätze sich mehr oder minder auf bestimmte Waren oder einzelne Häfen beschränkt, umfaßt eben der hamburgische jeden Hafen und jede Ware. Der schöne Spruch der Sapag: Die Welt ist mein Feld! gilt für den Hamburger Handel überhaupt. Wer etwa die Länder aufzählen wollte, in denen Hamburger Geld und Arbeitskraft tätig ist, der gewinnt von selber eine Liste sämtlicher Staaten. Umfaßt so der Handel dieser einen Stadt die ganze Welt überhaupt, so ist doch das eigenste Arbeitsgebiet der asiatische Osten und Süd- und Mittelamerika. Ost und West unterscheiden daher kurz die Kaufleute, wenn sie von dem Hamburger Handel sprechen. Zumeist war es die vorige und vorvorige Gesellschaft, die hier große Gebiete dem Hamburger Handel erschlossen hatte, von denen man für jene Zeit mit einer gewissen Berechtigung sagen konnte, sie seien wildgewachsene deutsche Kolonien. Von der Küste beginnend, waren die Hamburger Häuser, meist flußaufwärts, in die tropische Wildnis eingedrungen und hatten ihre Niederlassungen wie Burgen in dem feindlichen Lande gegründet. Dieses weitmaschige Netz von Niederlassungen wurde von dem Hamburger Mutterhaufe einheitlich geleitet. Von der letzten Vorpostenstellung zogen die eigentlichen Pfadfinder aus, ob es sich irgendwo lohne, mit der ganzen Geldkraft des Hauses nachzufassen. Auf das Urteil dieser oft nur einfachen Männer, aber mit dem hellen Blick für die Wirklichkeit der Dinge begabt, hat die Firma gehandelt, und manches Hauses Blüte beruht auf der Kraft dieser schlichten Helden, deren Namen heute niemand mehr nennt. So war es am Jangtse wie am Amazonas, in den Anden wie im afrikanischen Seengebiet, in der Südsee wie in Venezuela. Von alters her ist es Sitte, daß jeder junge Kaufmann nach Drüben geht und von der Pike auf dient. Darin sieht der hamburgische Kaufherr die vornehmste Quelle seiner Kraft. Ja, so allgemein ist die Wertschätzung dieses frühen Hinübergehens verbreitet, daß die Handelskammer dieser eigentlichsten Handelsstadt noch immer der Gründung einer Handelshochschule mit aller Kraft widerstrebt, um die kostbare Zeit der überseeischen Ausbildung nicht zu kürzen. Drüben ist der eigentliche Vorpostendienst. Hier gewinnt das Leben des jungen Kaufmanns

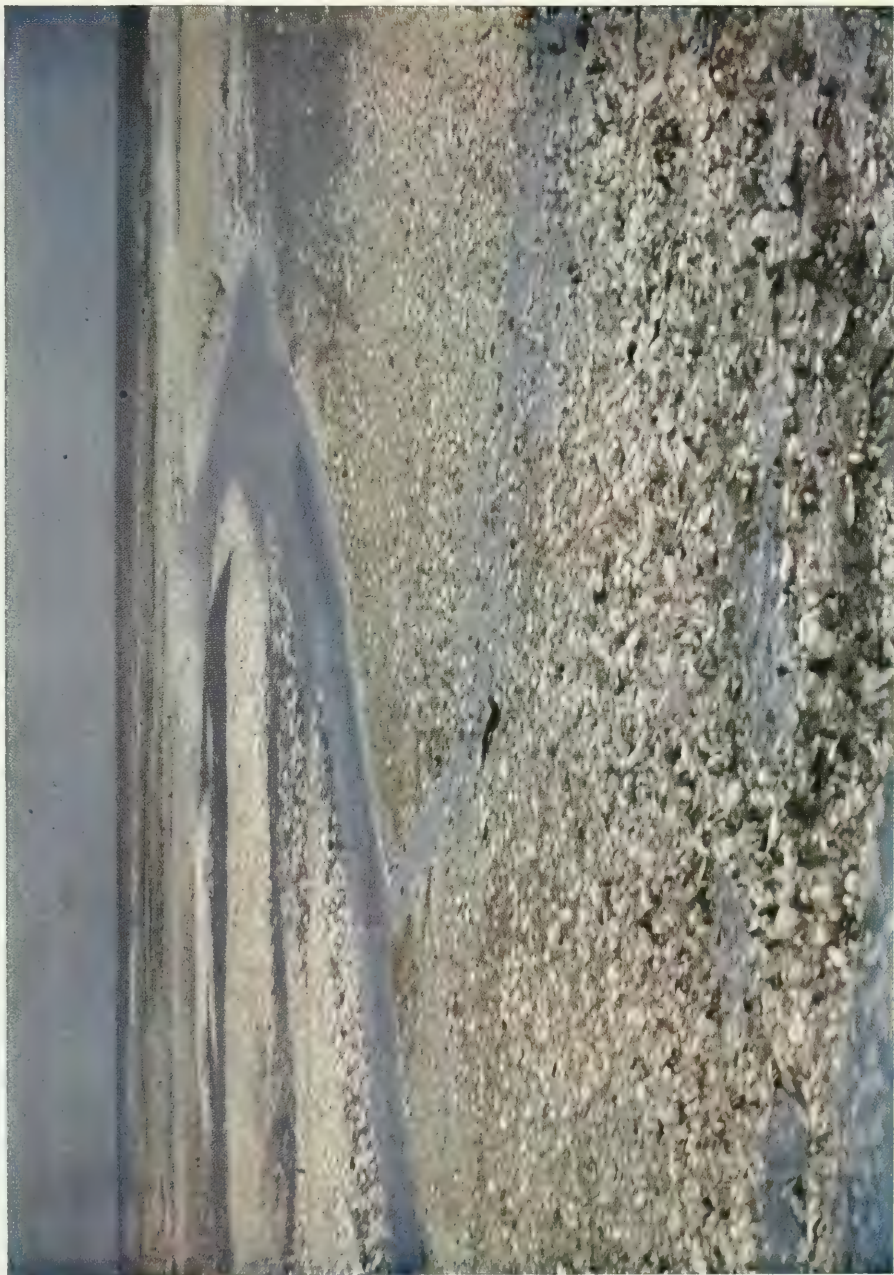


Abb. 100. Mutschelpriel am Schülfler unweit des Göttenloches. (3u Seite 72 u. 100.)

etwas wie Kriegertum. Was es heißt, die besten Jahre in fast rechtloser Wildnis zuzubringen, in mörderischer Fiebergegend, nicht selten inmitten feindseliger Bevölkerung, fern von allem, was das Leben an feineren Reizen in sich birgt, von früh morgens bis abends im Kontor tätig, nur mit dem einen Ziel voran zu kommen, das macht man sich nicht immer klar. Man pflegt nur die wenigen glücklich Gelandeten zu sehen, und vergißt der vielen, die elend verdarben. Nicht fünf vom Hundert, so heißt es, kehren als Sieger zurück. Es gehört der ganze kriegerische Wagemut zu diesem kaufmännischen Vikingertum. Nirgends ist die Gefahr des Scheiterns größer als in den Tropen. Das Gelbe Fieber, die große Seuche, aber mehr noch der Alkohol mäht sie nieder. Hier ist der große Friedhof der Hamburger, und kaum mag es eine althamburgische Familie geben, die nicht ihre Toten dorthin hätte betten müssen.

Ist der Dienst übersee der eigentliche Vorpostendienst, so erscheint das Kaufmannstum daheim mit seinem täglichen Kampf um das Soll und Haben als ein gemildertes Abbild des härteren drüben. Hat der Kaufmann verkehrt geurteilt und gehandelt, so geht das Unheil erbarmungslos seinen Weg und läßt ihn die Folgen an der eigenen Habe oft bis zur Vernichtung ausbaden. Man darf sagen, daß es keinen Stand gibt, der das Fehl- und Rechturteil so unmittelbar an dem Soll und Haben spürt wie der Kaufmann. So ist ihr Tun ein ewiges Wägen und Wagen. Infolge dieser Eigenart ihres Berufes erscheint ihnen die Gabe selbstständigen Urteils als die höchste. Daraus entwickelt sich wieder das starke Gefühl der eigenen Persönlichkeit, das sich beim selbstgewordenen Mann oder namentlich dem Übersetzer zu einer gewissen Selbstherrlichkeit steigern kann. Kein Wunder, daß sie in steter Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge, wo sich die Sachen oft hart genug stoßen, vom grünen Tisch und der papierenen Welt sich gern abwenden. Da die ganze runde Welt ihr Feld ist, so sehen sie Menschen und Dinge nicht flach, nur aus einem Gesichtswinkel, sondern rund. Es ist wahrhaftig schade, daß sie nicht mehr schreiben. Wie sich die Welt im Gelehrten und Dichter spiegelt, das wissen wir genug und übergenuß. Wie sie aber diesen schaffenden Kaufherren erscheint, davon erfährt man so gut wie nichts.

Aus diesem steten Kriegsdienst des Tages quillt auf der anderen Seite die Sehnsucht nach dem Frieden des Hauses. Ist die Firma das eine Ziel, so ist die Familie das andere ihres Seins. Was sonst den Ehrgeiz reizen mag, hoher Name, Nachruhm, Verkehr mit den Größten, das ist den meisten versagt. Auch dem Kaufmann flieht die Nachwelt keine Kränze. So kehrt das Leben zu der Urform zurück, Erwerb für die Familie im harten Kampfe und Ausruhen in ihrem Frieden. Die größte Menge dieser eigentlich wagenden und schaffenden Kaufleute ist von 9 Uhr morgens tätig und kehrt erst um 6, 7, 8, in der hilden Zeit um 10, auch noch später heim, meist völlig erschöpft. So wird auch ihnen das Heim von selber ihre Burg, und gerne überlassen sie sich, wie der Krieger nach dem Kampfe, dem was das Leben behaglich schmückt. Nach harter Tagesarbeit die Stunde mit der Familie zusammen, mit der Frau und dem Jungen, der einst die Firma fortführen soll, und dann der Sonntag, der schöne Sonntag, mit der Familie und den Freunden zusammen im behäbigen Haus, im Garten, am Wasser, im Wald, am Strom, zwischen den Beeten und Frucht bäumen, das ist für Tausende der eigentliche Kern des Daseins. Was jenseits liegt, ist fern und kaum begehrt. „Nord und Süd, de Welt is wit, Ost und West, to Hus am best.“ So wächst das ausgeprägte Familiengefühl aus dem Kaufmannstum hervor und wird, ohnehin an der Küste stark entwickelt, zum besondersten Merkmal dieser Kaufmannsstadt. Aus diesem Mangel an Verkehrsbedürfnis erklärt sich die scheinbare Zugeknöpftheit oder das geringe Entgegenkommen, das der Fremde wahrzunehmen glaubt. Auch die Frauen, durchweg auf sich allein angewiesen und zum Alleinsein verurteilt, wachsen unter diesen besonderen Verhältnissen zu selbständigeren Charakteren heran, mit starkem Eigenwillen, mehr gute Kameraden als Spielzeug oder ältestes Kind.

Viele sind drüben gewesen, nicht wenige mußten dem fast fremden Manne vertrauen, der sie als Mädchen plötzlich in die Ferne rief, manche kehrten siech aus den Tropen zurück, nicht wenige warf das Schicksal nieder. Es gibt Kaufmannsfrauen, die mit ihrem Mann das Aufstansgebiet Südafrikas durchqueren mußten, für den äußersten Fall immer das Giftfläschchen in Greifnähe. So mögen auch die Mädchen ein gut Teil härter sein als sonst, mehr ihren englischen Schwestern vergleichbar als den binnenländischen. Oft gemahnen diese selbstwilligen Frauen- und Mädchengestalten an Bilder italienischer Renaissance ins Niederdeutsche überseht. Trügen sie noch die alten Trachten, so würden die Gemälde flämischer Meister auf Schritt und Tritt lebendig werden. Oft ist eine Sippenmutter mit fünfzig und hundert Enkeln und Urenkeln der Zusammenhalt eines solchen Geschlechtes, die in ihrem Familienkreise, man möchte sagen, fast matriarchalisch herrscht, voll erstaunlicher Kraft und Rüstigkeit. Oder es ist der längst verstorbene Ahnherr, der einst das Haus gründete und nun innerhalb der Familie etwas wie Ahnenverehrung genießt. Auch die Firma selber ist hier oft wie ein Familieninstitut, und ein Zusammenbruch wirkt daher hier weit verheerender als sonstwo. Aus dem starken Familienzusammenhang erklärt sich dann wieder der Zerfall des hamburgischen Lebens in zahlreiche Einzelkreise, die ohne irgend einen gemeinsamen Mittelpunkt nebeneinander hergehen. Manchmal kann es scheinen, als ob inmitten dieses lebendigen Getriebes die ewigen Linien des Elantums hindurchschimmerten. Daher kommt es denn auch wieder, daß sich das ganze hamburgische Leben so überaus schwer in ein Bild zusammenzwingen läßt. Der langersehnte und so wünschenswerte Hamburger Roman fehlt so noch durchaus. Was sich dafür im Binnenland ausgibt, das gilt in Hamburg als Zerrbild.

Mit diesem aus dem Kaufmannstum erwachsenen Familientum verbindet sich alte Kaufmannskultur. Während der ursprüngliche Handel mit dem Bestreben gegenseitiger Übervorteilung beginnt, entwickelt sich in alten Handelsstätten als Ziel der billige Nutzen für beide bei größter gegenseitiger Zuverlässigkeit. Auch hier ist, wie immer, das Sittliche der Niederschlag tausendfältiger Erfahrung. So erklärt sich das Solide des hanseatischen Kaufherrn, wie es neben anderen namentlich für den englischen und chinesischen Kaufmann bezeichnend ist. Auch das an der Börse ohne Zeugen gesprochene Wort gilt unverbrüchlich. Wer es antasten wollte, würde sich für immer aus der Reihe der angesehenen Kaufleute scheiden. Verfehlungen, die etwa gegen Treu und Glauben vorkommen, werden als schwerer Makel der Kaufmannschaft empfunden. Das alte Hamburg pflegte dann schnelle Selbsthilfe zu üben. Kam der Betreffende zur Börse, so trat ihm der nächste mit einem kurzen: „Entschuldigen Sie, bitte“ auf den Fuß, und wenn das nur fünfzig dieser meist recht schweren niederdeutschen Kaufleute taten, so spürte er doch, wie es um ihn stand und mied den Platz seiner Füße willen. Diese Kraft unmittelbaren sittlichen Gefühls gibt es heute freilich nicht mehr. Ein eigenes Ehrengericht — der „Ehrbare Kaufmann“ — mit gefürchteter Strafgewalt hat die Oberaufsicht. Es heißt, daß die Berufsgenossen über Verfehlungen strenger urteilen als die ordentlichen Gerichte. Ja, in dem Schutze der auf Treu und Glauben geschlossenen Vereinbarung geht der Kaufmann weiter als das Gesetz, indem er die gesetzlich unverbindlichen Differenzgeschäfte mit dem ganzen sittlichen Ansehen der ehrenhaften Kaufmannschaft stützt. Wieder nichts anderes als ein Ausdruck dieser alten Kaufmannskultur ist es, wenn das Auftreten dieser Kaufherrn die schlichteste Einfachheit zeigt. Wie oft trifft man mit einem schlichten Bürger von bescheiden-freimütigem Auftreten zusammen, von dem man dann später hören muß, daß er der Leiter eines großen Hauses ist. Einfacheres als das Straßenkleid der vornehmen Hamburgerin kann es nicht geben, aber auch nichts Vornehmeres zugleich. Sie tragen Seide, aber sie darf nicht rauschen. Alles muß kostbar sein, aber nach nichts aussehen. Es ist noch nicht lange her, daß in den alten Kontoren eine geradezu spartanische Einfachheit herrschte. Das

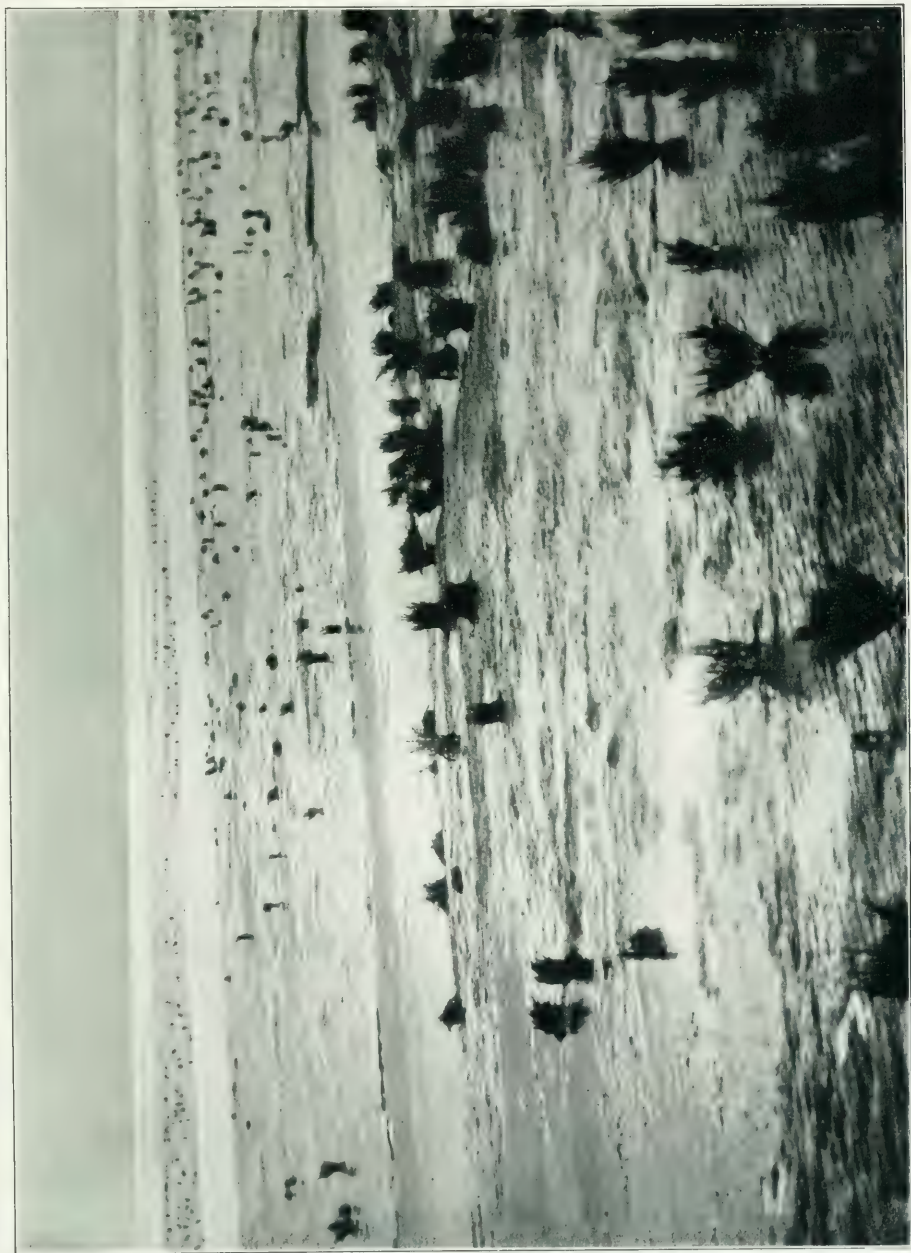


Abb. 101. Schilflände der Elbe bei Friedrichstang mit Quellvegetation bei Ebbe. (3u Seite 124.)

romaniſchen Frauen, die nun in Hamburg, wie man zu ſagen pflegt, „ihr Geld leben“. Sie gelten im Binnenlande oft als das eigentliche Abbild des hamburgiſchen Kaufmanns. In Wahrheit ſtehen ſie wie eine beſondere Kolonie abſeits, ſchon deswegen, weil ſie die einzigen Rentnerkreiſe in dem arbeitsreichen Hamburg ſind. Weit mehr noch ſcheidet ſie die romaniſche Frau, die — ganz im Gegenſatz zur Engländerin oder germaniſchen Nordländerin — durchweg in Lebensführung, Sitte, dem ausgeprägten Kirchentum, Sprache und Kindern den fremden Urfprung zu bewahren pflegt. Nicht immer mögen ſie ſich in dieſer Stadt ohne Sonne und ohne Madonne, wie ſie ſagen, heimlich fühlen.

Eine ganze Reihe von Einzelzügen des hamburgiſchen Lebens findet in dieſen allgemeinen ſeine Erklärung. Das Wirtſhausleben tritt völlig zurück, wie es ja, mit wenigen Ausnahmen, nur in der Nähe der Börſe wirkliche Speiſehäuſer gibt. Man darf die Behauptung wagen, daß der durchſchnittliche Hamburger Gemann nicht „zu Biere geht“. Die vornehme Hamburgerin beſucht kaum ein Bierhaus. Dieſe geringe Aushäuſigkeit iſt mit eine Quelle des Hamburger Wohlſtandes. Inſolge dieſes ausgeprägten Familienlebens iſt dann wieder der Familienbedarf an jungen Leuten überaus groß, ſo daß ſie mit Einladungen geradezu überſchüttet werden, um ſo mehr als eine breite Schicht junger Hamburger zwiſchen 20 bis 30 Jahren überſee zu weilen pflegt. Aus dem gleichen Familienleben erklärt ſich die merkwürdige abendliche Stille in den Straßen. Ein eigentlich großſtädtiſches Treiben gibt es außer am Haſen etwa nur des Sonntags auf der Keeperbahn, die aber niemals von der Hamburger guten Geſellſchaft beſucht wird. Auch das Nachtleben in den Kaffees fehlt völlig oder faſt völlig. Der Stumpffinn des Spiels, in mancher Binnenſtadt das eigentliche Zeichen vornehmer Lebensführung, iſt außer in ganz vereinzeltten Kreiſen der goldenen Jugend nicht vertreten. Auf demſelben Boden des häuslichen Burgfriedengefühls erwächſt die großartige und nicht ſelten unbequeme und koſtſpielige Gaſtlichkeit der Hamburger Kaufherren. Es iſt nicht Sitte, den Geſchäftsfreund ins Hotel zu laden. Auch die großen Feſte der Familie gehören durchaus ins Haus. Die Münchener Art, bei Geſellſchaft von den geladenen Gäſten die Lieblingsgerichte auf der Karte des nächſten Speiſehauſes ausſuchen zu laſſen, damit ſie zur Eſſenszeit ſamt ſchäumendem Bierfrug herübergeſandt werden, würde hier faſt wie eine Entweihung des Hauſes erſcheinen. Früher war das Einzelhaus allgemein für Hamburg bezeichnend. Die großen Kaufherren bewohnen es auch noch heute. Es gleicht nicht ſelten durch die Menge der überſeeiſchen Seltenheiten einem kleinen Völkermuſeum. Doch dringt das Mietshaus immer mehr vor. In London und Bremen kommen 8, in München 23, in Paris 34, in Berlin 52, in Hamburg 22 Perſonen auf ein bewohntes Haus, und auf den Hektar der Stadtgemarkung fallen in Bremen 40,3, in München 62,0, in London 155,9, in Berlin 321,3, in Paris 349,0, in Hamburg 104,4 Einwohner. So kann es noch als weit gebaut gelten, zumal als annähernde Millionensſtadt. Daher hat ſich hier noch die Liebe zum Garten und Landleben und einfacher Natur erhalten können. Noch iſt Hamburg die nordiſche Gartenſtadt mit reichem Baumschmuck und ſolcher Fülle des Laubwerkes, daß man oft die Häuſer vor Grün nicht ſieht. Aus der gleichen Liebe zu einfacher Natur kommt es, daß niemand an den Kindern, die im hohen Wieſengras zwiſchen den Kaufmannshäuſern weiden, Anstoß nimmt, oder den beladenen Kohlenſchuten und Ewern, die auf der Alſter inmitten des ſtolzen Stadtbildes zwiſchen den Schwänen vorübergleiten. Kein Wunder, daß die oberen Kreiſe neben dem Winterhauſe ſeit alters ein Sommerhaus zu bewohnen pflegen. Wieder nach anderer Richtung offenbart ſich das familienhafte Hausgefühl um die Weihnachtszeit. Dann ſteht Hamburg unter der Herrſchaft des Kindes. Selbſt die erſten Bühnen bringen wochenlang nichts anderes als Kinder- und Märchenſtücke, während auf dem großen Weihnachtsmarkt mit ſeinem Jubel und Trubel von Groß und Klein das Heer der Fahrenden goldene Tage feiert. Rührender offenbart ſich der Familiensinn



Abb. 102. Buttflüher, zur Ebbezeit die gefangenen Fische einsammelnd. (Zu Seite 163.)

in der Totenstadt Ohlsdorf. Man muß nur einmal am Sommersonntag die vielen Tausende mit Blumen und Kränzen hinauspilgern sehen, wie sie stundenlang dort weilen, die Gräber schmückend und der Entschlafenen gedenkend. Nur auf diesem Hintergrund starken und stärksten Familiengefühls konnte sich auf öder Erde jener wundervolle Friedhof aufbauen. Mit feierlichen Schwarzweiben beginnend, wandelt er sich allmählich in einen niederdeutschen Wald mit verborgenen Gräbermalen, kaum minder für norddeutsches Gemütsleben bezeichnend als etwa der Campo Santo von Genua für die künstlerische Formengabe des Südens.

Das dritte Element, das den Hamburger prägen hilft, ist die Zugehörigkeit zu einem Stadtstaate. Der große Welthandelsplatz ist Kleinstaat zugleich. Es waren die eigentümlichen Vorzüge der Lage, die diesen Platz über seine Umgebung heraus hoben und in dem Wirrnis des zerfallenden Reiches hier eine staatliche Gemeinschaft erstehen ließen, die ihrer Lage entsprechend zu einem kaufmännischen Freistaate wurde. Von jeher haben hier Handelsziele in erster Linie gestanden. Was es heißt, wenn ein selbst kleines Staatswesen seine gesammelte Kraft nach dieser einen Richtung hinwendet, das mag man an den Hamburger Häfen erkennen, deren Vorzüge erst dann ins volle Licht treten, wenn man sie etwa mit den Londoner Docks vergleicht. Dort Privatgesellschaften, zum Zweck des Profites gegründet, hier ein Staatswesen, das unter Verzicht auf jeden unmittelbaren Gewinn weitschauend für die Enkel sorgt.

Die aristokratische Spitze dieses kaufmännischen Freistaates bildet der Senat. Von den 18 Senatoren ist die Hälfte Juristen, von den übrigen neun müssen mindestens sieben dem Kaufmannsstande angehören. Die juristischen Leiter dieses Staatswesens entstammen, wie meist in diesen Stadtrepubliken, mehr den Rechtsanwaltskreisen als denen der Richter. Da nun diese Anwälte vielfach Kaufmannshäusern entstammen und, sich in Firmen zusammenschließend, den Kaufleuten nahe stehen, so darf man sagen, daß trotz scheinbarer Gleichheit oder gar Unterlegenheit das kaufmännische Element im Senate überwiegt. Seit der übergroßen Bevölkerungszunahme ist bei der stets wachsenden Arbeitslast das alte patriarchalische Gelingen auf die Einzelheiten der Verwaltung den Senatoren nicht mehr möglich. Sie wurden zu einer Art von Ministerien, die nur die wichtigsten Vorlagen persönlich bearbeiten und sich sonst auf Angabe der großen leitenden Gesichtspunkte beschränken müssen. Damit wurde der Senat naturgemäß aristokratischer, und wie von selber beginnt in dem prächtigen Rathause sich etwas wie ein bürgerlicher Brauch zu entwickeln, den das alte Hamburg in der Weise nicht kannte. Die herzliche Verehrung des hohen Amtes ist in den breiten Massen überaus lebendig. Es geschieht häufig, daß der Kleinbürger bei irgendwelchen Beschwerden, Nöten oder auch Familienzwisten den persönlich fremden Senator aufsucht, während er etwa eine Bittschrift oder den gesetzlichen Beschwerdeweg durchaus ablehnt. Das schrankenlose Vertrauen, durch solcherlei Aussprache von Bürger zu Bürger Hilfe und Recht zu finden, offenbart sich manchmal in geradezu rührenden Zügen.

Mit dem Senat teilt sich die Bürgerschaft in die Regierungsgewalt. Auch ihre Arbeitslast wuchs mit der Zunahme der Stadt geradezu ins Angeheure. Denn da sie zugleich den Landtag des Staates wie die Gemeindevertretung der Stadt darstellt, so hat diese Körperschaft von 160 Mitgliedern sowohl die größten wie die kleinsten Dinge zu erledigen. Der Beamte war bis vor kurzem außer dem Juristen, der als Notabel galt, und dem Pfarrer, der als Diener der Kirche nicht zu den Beamten gerechnet wurde, nicht wählbar, wie denn noch vor einem Menschenalter der Beamte, gleichviel ob er dem Staat diene oder Privaten, nicht als vollbürtig angesehen wurde. Vollbürtig war nur der freie Bürger der Stadt, der in Ehrenämtern dem Staat unentgeltlich dient. Auch heute gilt es noch als ungeschriebenes Gesetz, daß nur der seine Bürgerpflichten voll erfüllt, der seine Kraft irgendwie seinen Gaben gemäß unentgeltlich in den Dienst der Gesamtheit stellt. In jenen Hamburger Kreisen, die das eigentliche Leben dieser

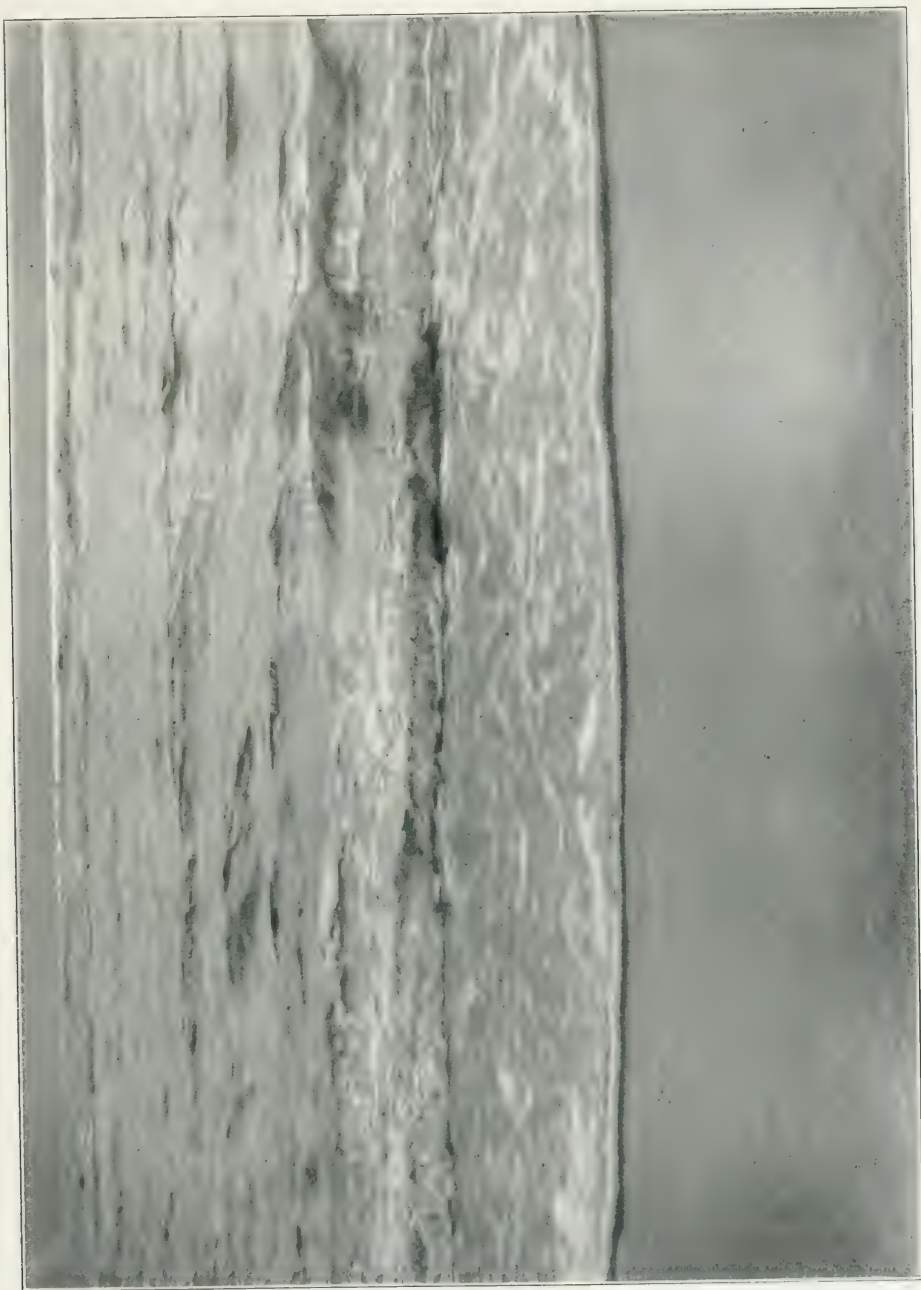


Abb. 103. Eisrand bei Trisken. Kommende Flut. (Zu Seite 124.)

☒

☒

Stadt in sich verkörpern, ist dieser sittliche Grundsatz in einer Weise lebendig, die der Fernstehende nicht ahnt. In der Tat baut sich ja dieses ganze Staatswesen mehr als irgend ein anderes in seinem innersten Gefüge auf der Opferwilligkeit der einzelnen Mitglieder auf. Mit ihr steht es und mit ihr fällt es. Was es bedeutet, neben der Leitung des eigenen Geschäftes nicht selten Tag für Tag, oft bis in die Nacht hinein freiwillig und ohne Entgelt für die Mitbürger tätig zu sein, das macht man sich nicht immer klar. Es ist Arbeit, für die niemand Dank weiß, aber auch niemand Dank beansprucht. Nicht selten ist es vorgekommen, daß diese Bürger unter der doppelten Arbeitslast zusammenbrachen oder das eigene Geschäft zurückging, so daß sie späterhin gezwungen waren, bescheiden, oft sehr bescheiden zu leben.

Die Hauptarbeitslast liegt in den „Deputationen“, die, von der Bürgerschaft aus ihren Mitgliedern und dem Bürgerstande erwählt, unter der Leitung eines Senators mit Beamten arbeiten. Namentlich die Finanzdeputation mit ihrer großen Verantwortung bei einem Staatshaushalt von 219 Millionen legt besondere Lasten auf. In der vollkommenen Rücksichtslosigkeit, mit der der Staat begabte Bürger in diese Deputationen zwingt, liegt geradezu etwas Spartanißches. Bedarf der Staat des Bürgers, so muß er heran, er mag wollen oder nicht. Die natürliche Entwicklung des Kaufmanns in den reiferen Jahren kommt dem Bedürfnis des Staates nach solcher freiwilligen Mitarbeit entgegen. Erfüllte es ihn in den Jahren rascher Kraft mit Befriedigung, den Persönlichkeitswert rücksichtslos in Geldwert umzusetzen, so entwickelt sich nach Sicherstellung der Familie wie von selber in tieferen Naturen der Gedanke der Hingebung an politische oder soziale Ziele innerhalb des Stadtstaates, und so erscheint diese freiwillige Arbeit im Dienste der Stadt als die Krönung eines langen arbeitsreichen Lebens. Das ist die eine Quelle der starken Bürgerfreudigkeit dieser Stadt. Die größere liegt in dem Gefühl der Dankbarkeit gegen dies Gemeinwesen, das ihm erreichbares Bürgerglück in Fülle gegeben. Denn nicht jede Stadt mag den breiten bürgerlichen Massen soviel lohnende Kraftbetätigung, soviel sittlichen Lebensinhalt, so vielseitigen Arbeitskreis, so weites Gesichtsfeld und soviel Gelegenheit zu gemeinnützigem Wirken geben. In monarchischen Staaten erbt der Fürst die Fülle der Liebe und Dankbarkeit, im freien Stadtstaat ist der Heimatboden der Erbe. Es ist ein äußerer Ausdruck dieser Dankbarkeit und Liebe, wenn die Menge der Stiftungen überaus groß ist. Man darf sagen, daß in den althamburgischen Kreisen Spenden zum guten Ton gehören. Nicht weniger als 60 Millionen sind darin festgelegt. Dabei muß man bedenken, daß diese Summe durchweg dem weit kleineren Althamburg entstammt. Wenn erst in einem Menschenalter die Zugewanderten sich in wirkliche Hamburger verwandelt haben, wird man das Doppelte und Vielfache erwarten können. Allein die Spenden für die wissenschaftliche Stiftung betragen binnen Jahresfrist an fünf Millionen. Bezeichnend für diese Bürgerfreudigkeit ist auch der freiwillige Zusammenschluß der Bürger zur Förderung gemeinnütziger Gründungen. Was im Binnenlande die Ehrenpflicht des Fürsten war, das blieb hier dem Gemeinsinn hervorragender Bürger überlassen, und erst später übernahm der Staat vielfach die Verwaltung des geschaffenen Werkes. So ist es geschehen mit der Sternwarte, dem naturgeschichtlichen Museum, dem Altertumsmuseum, der Kunsthalle, dem Gewerbemuseum, dem botanischen Garten, dem Seemannshaus, der Armenanstalt, dem Lehrerseminar, dem Theater, der patriotischen Gesellschaft mit ihren großen sozialen Zielen bis zu der wissenschaftlichen Stiftung unserer Tage. Aus demselben Gefühl der Dankbarkeit stammt wieder die Gebefreudigkeit nach jeder Richtung. Die gesamte Armenpflege baut sich auf der Einrichtung der freiwilligen Pfleger auf. Es gibt an 1600 solcher Pfleger, darunter die reichsten Kaufleute. Man rühmt vor allem die Höhe ihrer Leistungen und das persönliche Einsetzen für die Pflegebefohlenen.

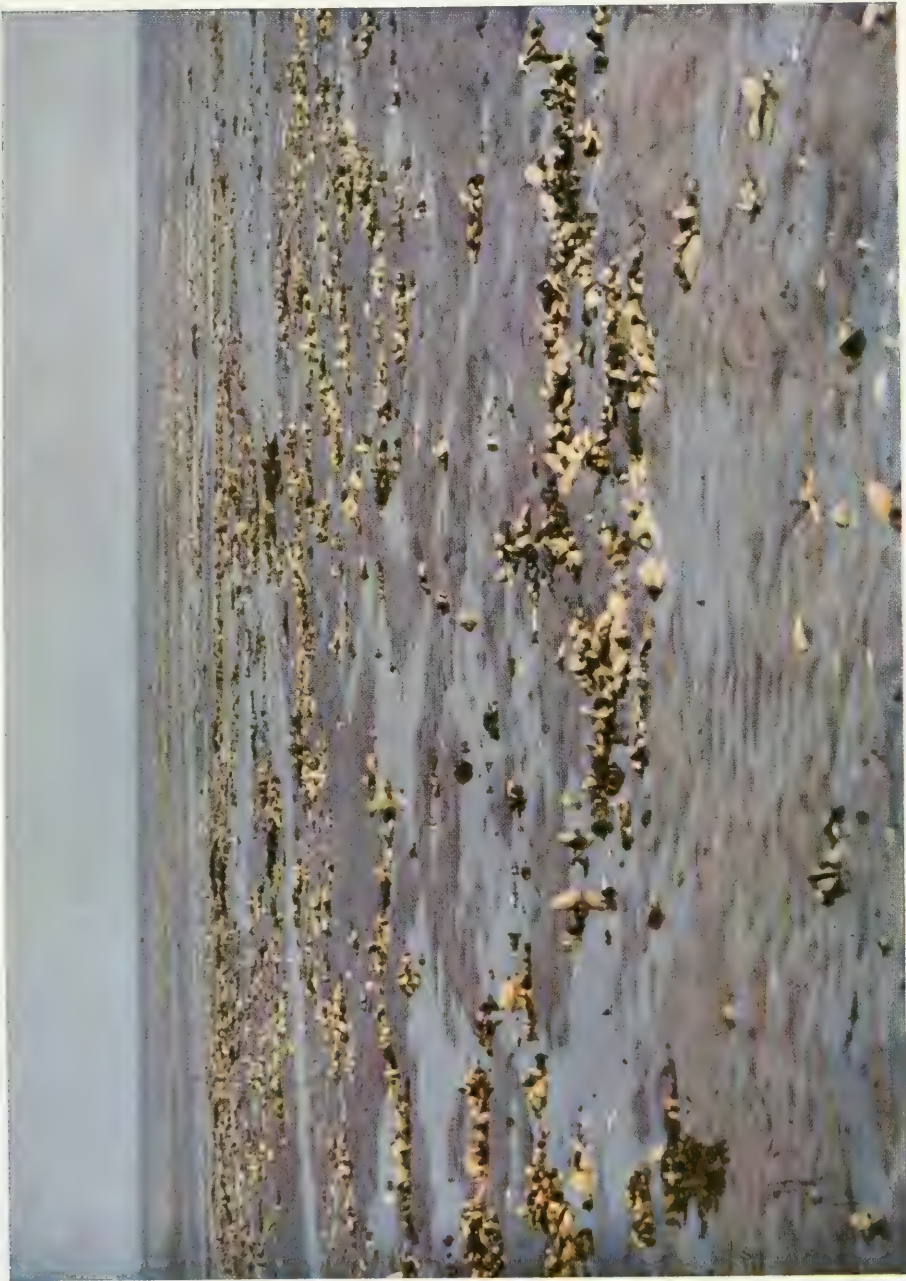


Abb. 104. Sonniger Morgen am Hans-Sinnerpfrieh vor Scharhörn, im Hintergrund die Bate. (Zu Seite 163.)

Diese Ansammlungen werktätigen nüchternen Christentums des Tages muß man um so mehr hervorheben, als die Stadt — bei der echt bürgerlichen höchsten Wertung des Pfarramtes an sich — die unkirchlichste des Reiches ist. Würde Kirchenbesuch und Kommunion in Wahrheit ein Maßstab religiöser Gesinnung sein, so könnte die Stadt nur schlecht bestehen. Aber wenn sie auch keinen zutreffenden Maßstab geben, so sind gleichwohl die kirchlichen Ziffern überaus ernst. Noch nicht zwei Prozent sind Kirchenbesucher, und nirgend sind die Abendmahlsziffern niedriger als hier (Hamburg 7,7⁰ o, Bremen 11,15⁰ o, Berlin 15,20⁰ o). Zweifellos wirkt neben anderem der Einfluß der meist unkirchlichen, oft kirchenfeindlichen Marschenküste ein, daneben mag der Rückschlag der starken werktäglichen Anspannung sich geltend machen, der ein sonntägliches Ruhebedürfnis innerhalb der Familie auslöst. Daß es gerade die Stadt Wicherns ist, die neben äußerer Unkirchlichkeit diese Fülle tatkräftigster Nächstenliebe zeigt, entbehrt nicht eines gewissen Reizes. Hat doch er zuerst das schöne Wort von dem Evangelium der Tat gesprochen. In Wahrheit ruht ja die Persönlichkeit Wicherns, wie sie aus dem tatkräftigen Leben dieser Stadt hervorwuchs, als ein Vermächtnis der Vergangenheit und trotz der Wandlung mancher Anschauungen als ein Plan der Zukunft über dem religiösen Leben dieser Stadt. Unseren modernen Großstädten mit ihrem Durcheinander von wirbelnden Menschenschicksalen hat sich die auf Landboden erwachsene Religion und Kirche noch nicht anzupassen vermocht.

Die öffentliche gemeinnützige und freiwillige Tätigkeit der Bürger in der Bürgerschaft, den Deputationen, den Kaufmannsgerichten, der Armenpflege, den Bürgervereinen, den zahllosen gemeinnützigen Vereinen, gibt dem Hamburgertum seine besondere Färbung. Es liegt eine abrundende und erziehende Kraft darin. Was in dem niedersächsischen Wesen ohnehin vorhanden ist, in dem Kaufmannstum des Seehandels sich weiter ausbildete, die freie, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, das erhält seine letzte Prägung durch die Anteilnahme an dem Leben dieses Freistaates. So verkörpert sich hier, bei aller Begrenztheit der Dinge, der Gedanke des freien Bürgers im freien Staate, der sittlich gebundene Freiheit üben und schirmen will. Daher kommt es denn auch, daß bei aller natürlichen Hochschätzung großen Vermögens und Familienzugehörigkeit die Wertung dessen, was man Persönlichkeit nennt, überaus groß ist. Es ist ein Ausfluß dieser Anschauung, wenn man der oft verwickelten gesellschaftlichen Schichtung des Binnenlandes mit vollkommener Verständnislosigkeit gegenübersteht, während andererseits der Hamburger der guten Familie auch in der vornehmen binnenländischen Gesellschaft als gleich zu gelten pflegt. So wird Hamburg zum Bilde der eigentlichen Bürgerstadt und zum Bollwerk kraftvollen Bürgerturns mit seinen ewigen Linien von Ringen und Rassen, von Suchen und Finden, von mühsamer Aussaat und langsam reisender Ernte, von vorwärtsdrängender geistiger Freiheit und sittlicher Gebundenheit. Nur aus dem starken Gefühl eines seiner vaterländischen und sozialen Pflichten bewußten Bürgerturns kann man es verstehen, wenn diese Bürger nicht gesonnen waren, ihre Stadt der Herrschaft aufgeregter Massen zu überliefern, der sie nach dem alten Wahlgesetz bei dem Mangel einer ausgleichenden Landbevölkerung schnell verfallen wäre. Als alte Deichbauer des Wasserlandes haben sie mit dem neuen Wahlgesetz in letzter Stunde einen Notdeich aufgeworfen, als der alte Sommerdeich sich zu niedrig erwies.

Wie überall pocht auch die neue Zeit an die Tore dieser Stadt. Hamburg gleicht einer Marscheninsel des Meeres, die, nun landfest geworden, sich an das breite Massiv des Reiches mit dem Granitsockel des Preußentums lehnt. Das große Staatswesen hat eine auffaugende Kraft. Immer mehr verschiebt sich der Schwerpunkt des hamburgischen Handels. Sein Wohl und Wehe liegt schon heute in letzter Linie mehr in dem Auswärtigen Amt als in Hamburg selber. Die allgemeine Dienstpflicht, vor allem der Reserveoffizier,

beginnt ganz leise das althanseatische Wesen zu beeinflussen. Die immer häufiger werdende Verbindung hamburgischer Töchter mit preussischen Offizieren, noch vor zwei Jahrzehnten ganz selten, ist ein äußeres Zeichen dieser Auffaugung. Der starke Zustrom aus dem Binnenlande, allein aus Preußen an 300 000 Zugewanderte, kommt hinzu. Die allmähliche Wandlung in eine Industriestadt wirkt wieder in anderer Weise ein. 1888 gab es nur 21 381 Arbeiter und Arbeiterinnen innerhalb des Staatsgebietes, 1910 dagegen schon 84 000, allein in der Metall- und Maschinenindustrie stieg die Ziffer von 8864 auf 27 000. Die völkische Gestaltung des Wirtschaftslebens hat die weltbürgerliche Färbung, die sich leicht in Weltplätzen entwickeln kann, völlig verschwinden lassen, und man darf wohl sagen in ihr Gegenteil verwandelt. Die großen Schiffahrtsgesellschaften, vor allem die Hapag als das erste Haus Hamburgs, stehen überall an erster Stelle, wo es sich um vaterländische Ziele handelt. Ein Besuch des Kaisers gilt als höchstes hamburgisches Volksfest. Das junge Kaufmannsgeschlecht übersee ist heute eher alldeutsch gesinnt als weltbürgerlich.

Aus dieser engen und immer engeren Verbindung mit dem Binnenland ergeben sich eine ganze Reihe von Pflichten, die früher nicht in dem Maße vorhanden waren. Es genügt nicht mehr, daß man allein sagt, Hamburg stehe im Handel voran, es genügt nicht mehr, auf den Elbstrom hinzuweisen, auf dessen Instandhaltung zum Nutzen des Reiches Millionen über Millionen alljährlich von Hamburg verwandt werden. Indem das Reich die kriegerische Wacht an dem Elbtor übernahm, fiel diesem Staatswesen naturgemäß die Aufgabe zu, an diesem Ausfallstor der deutschen Seestellung geistig die Wacht zu halten. Es taugt wahrhaftig nicht mehr, daß diese reiche Stadt ihre Söhne auf die Hochschulen kleinerer Staaten zu Gasten sendet, ohne jenen die Gastfreiheit erwidern zu können. Von der holländischen Grenze bis zur Königsau fehlt es an einem Mittelpunkt, der alles das, was an diesem Küstenjaum an eigentümlichen Aufgaben und Anschauungen erwächst, in sich zusammenfaßt und wieder aussende in das Binnenland, um sich noch enger mit ihm zu verbinden. Nicht nur niederdeutsche Sprache, Literatur, Volkstum, Geschichte würden neben den allgemeinen Fächern hier ihre naturgemäße Pflegestätte finden, sondern weit mehr noch, was aus der Stellung der Stadt als Welthandelsplatz hervorwächst: Volks- und Weltwirtschaft, Völkerkunde, Völkerrecht, Erd- und Weltkunde im weitesten Sinne, Kolonialwissenschaft, Handelskunde, Schiffahrt, Tropenkunde und anderes mehr. Sie müßte zugleich für das Verständnis schaffen, was jenseits der Grenzpfähle und übersee an gesunden Keimen in Denken und Volkstum sich emporringt, eine geistige Seewacht, in deren Lichte unser aufstrebendes Volk bei immerwährendem Messen mit anderen Völkern sich dauernd von neuem verjüngte, ein Gegengewicht zu allzu binnenländisch gefehrtem Blick. Sie müßte dem werdenden und kommenden entgegenhorchen. Das Fehlen eines solchen geistigen Mittelpunktes wird um so mehr empfunden, je stärker und schneller sich das junge Reich litoral entwickelt. Nur eine hamburgische Universität mit weitreichenden Mitteln wird einmal daran denken können, diese vaterländische Aufgabe des gegenwärtigen Geschlechts ebenso zu erfüllen, wie es das vorige und vorvorige Geschlecht in anderer Weise getan haben. Eine solche Hochschule zu schaffen ist das immer deutlicher hervortretende Ziel des heutigen Hamburg. Ansätze sind überall vorhanden, und das reiche wissenschaftliche Vorlesungswesen ist nur als eine Vorstufe gedacht. Es würde der binnendeutschen Jugend nicht schaden, wenn sie neben der wissenschaftlichen Förderung einen bleibenden Eindruck von diesem weltwirtschaftlichen Betriebe empfinde, wenn sie die reiche Schönheit dieses Küstenlandes mit dem unendlichen Meer verstehen lernte, wenn sie sich gewöhnte, nach England und nach drüben hinüberzuwandern, wie sie heute in die Berge und jenseits der Berge zieht. Es würde nicht schaden, wenn sie ein Reis schlichter Bürgerfreudigkeit und Familiensinnes mit in die Heimat nähme.



Abb. 105. Spiegeleses Blatt mit Gewitterwolke, vorn der Brief. (Zu Seite 121.)

Auch eine Stätte norddeutscher Kunst zu werden ist keine Stadt berufener. Bei der Kaufkraft dieser wohlhabenden Bevölkerung, dem überall verbreiteten Sinn für Ausschmückung des Heimes, der wundervollen Natur und dem urwüchsigem Volkstum ist hier ein Absatz- und Kunstgebiet ohnegleichen. Auch das ist ein Glaubenssatz des jungen Geschlechtes. So wurden einst auch die verwandten niederländischen Kaufmannsstädte in einer Zeit wirtschaftlicher und staatlicher Blüte zu Kunststädten. Ehe nicht die niederdeutsche Landschaft, in ihren feinsten Stimmungen eingefangen, oder das reiche Volksleben, in Bildern gesehen, überall die Wände der Kaufmannshäuser schmückt, hat die Kunst ihres Amtes nicht voll gewaltet. Solcherlei Kunstpflege würde das eigene Leben in Wahrheit vertiefen, und mancher Künstler, ohne die nun doch einmal das Leben nur halb ist, würde satt werden. Aber noch fehlt ihrem Schaffen der eigentliche Widerklang im Volke. Erst dann, bei dieser Pflege bodenwüchsiger Kunst und Wissenschaft würde Hamburg in Wahrheit zu dem werden, wozu es die unvergleichliche Lage bestimmt, aus der Hauptstätte, die es jetzt ist, die Hauptstadt des westdeutschen Küstenlandes.

☒

☒

☒

Mit Hamburg ist die Wanderung längs der Stromufer beendet. Sie führte von Lauenburg zu den Vierlanden und der Hamburger Marsch, von da jenseits über die Winer Marsch nach Harburg, dann über Altona längs des Seeabhanges zur Haseldorfer-, Kremper-, Wilstermarsch, die Süderdithmarscher Küste entlang nach der Wattinsel Triischen. Von dort sprang sie zurück an das linke Ufer, berührte Finkenwärder, das Alte Land, Rehdingen, Hadeln, Neuwerk, Scharhorn. Den Abschluß bildete Hamburg, das eigentümlichste Gebilde dieses an eigentümlichen Bildungen so reichen Wasserlandes. Überall begegnete der Pulsschlag einer neuen Zeit, ein Wandel aller Verhältnisse, der wie von selber auf das eigentlich Wurzelhafte und Glückschaffende, den Weiterbau unserer Zeit auf uralte volkstümlicher Grundlage, hinwies. Landschaftlich war es ein besonders reizvolles Gebiet von großer Vielseitigkeit: Welthäfen und verträumte Schilfufser, waldiger Abhang und rauegleicher Strom, rote Heide und samtgrüne Marsch, schwarze Moorwildnis und schimmernde Obstwälder, gelbe Dünen und silbernes Watt, stille Deiche und rollende Wogen. Alles dieses vereinigt der eine Strom, ganz unvergleichlich durch das allmähliche Hinübergleiten aus lieblichster Gartenlandschaft zu der einsamen Größe des Elementes. Welch ein Gegensatz zu dem deutschen Rhein, der gewundenen Laufes im engen Felsenbett dahinrollt! Dort geschichtlicher Boden, alte Römerstädte, unrannte Burgen, hohe Dome, Klöster, Rebhügel, Schlösser, überall liebliche Bilder, die einspinnen und den Blick zurücklenken auf entschwundene Herrlichkeit: hier nichts als Weite und Größe, fast geschichtsloses Land, der Gegenwart dienend, aber umweht vom Hauche zukunftsfreundiger Gewißheit. Dort haben wir nichts zu gewinnen, weder abwärts, noch aufwärts, noch westwärts, keinen Fußbreit Landes, auch in Jahrhunderten nicht, hier winkt die Wiege der Völkergröße, das Meer, das Raum hat für alle, die stark sind und stark sein wollen. Wer mag es wissen, ob nicht das werdende Reich demaleinst seinen Blick mit derselben Liebe auf dies breite Elbtor richten wird, mit der das vergangene den grünen Rhein umfaßte.



Verzeichnis der Abbildungen.

Abb.	Seite	Abb.	Seite
		40. Mutter Trin Gretj, die letzte in Finkenwärder Tracht	77
		41. Junger Seefischer aus Finkenwärder	78
1. Die Elbe bei Lauenburg	3	42. Kösbitter von Finkenwärder	79
2. Der Graben in Lauenburg	5	43. Alter Seefischer von Finkenwärder	81
3. Blick auf Artlenburg von der Ertheneburg	7	44. Hochseefutter mit Kurrnezen am Priel vor Finkenwärder	83
4. Hohlweg zwischen Geest und Marsch bei Geesthacht	9	45. Altländer Haus mit Brunttür und Pforte von 1683	85
5. Einjegel Altengamme gegenüber	11	46. Schafherde im blühenden Kirchwalde. Altes Land	87
6. Vierländer Diele in Altengamme	13	47. Altländer Haus in Guderhandviertel	89
7. Deichweg in Neuengamme, Vierlanden	15	48. Die Elbe von Cranz, gegenüber Blankeneße, gesehen	91
8. Vierländer Bäuerin	17	49. Altländer Haus in Huttfleth. Einschaltbild zw. 92 93	
9. Geest und Marsch bei Geesthacht	19	50. Mittagsstille am Schweinejand zur Stauzeit	94
10. Waldwärterhütte im Sachsenwalde	20	51. Vor Blankeneße	95
11. Der Lieblingsbaum des Altreichskanzlers im Sachsenwalde	21	52. Elbbusen vom Süllberg gesehen	97
12. Vom Winzer Schloß. Farbiges Einschaltbild zw. 22 23		53. Schotterküste bei Wittenbergen mit eiszeitlichem Kliff	99
13. Dünenlandschaft bei Boberg unweit Hamburg	25	54. Eiszeitliche Barre bei Wittenbergen	101
14. Sachsenwaldband	27	55. Bei Hollern im Alten Lande	103
15. Harburger Geestlandschaft am Kieckberge	29	56. Abendstille am Großen Priel bei Hafeldorf	105
16. Braklandschaft bei Ochsenwärder	31	57. Schilfwildnis an der Stätte des 1751 weggespülten Oldeworth bei Scholenfleth (Hafeldorfermarsch), hinten der Julsand	107
17. Kirchenpauertai mit den Elbbrücken	33	58. Hafeldorfermarsch. Blick in den Binnenbeich. Einschaltbild zw. 108 109	
18. Morgenfrühe auf der Elbe	35	59. Die Schwinde in Stade	111
19. Winterabend am Hafen	37	60. Schlicklandschaft bei Hafeldorf	113
20. Morgenfrühe am Hafen	39	61. Lattichvegetation am Priel (Mßeler Sand)	115
21. Hamburger Hafen	41	62. Am Mßeler Hafen, hinten der Deich mit Kabelpfählen	117
22. Fleet bei westlicher Luftströmung	43	63. Kehdinger Doppelhaus bei Drochterfen	119
23. Fruchtweg im Fleet	45	64. Steinewer im Mühlenhafen bei Drochterfen	121
24. Fleet im Winter	47	65. Schilfpriel am Mßeler Sand	122
25. Reimersfleet bei Ebbe	48	66. An der Pinnau nahe Uterfen	123
26. Am Baumwall	49	67. Eschendeich an der Seestermmüher Marsch	125
27. Bei den Landungsbrücken in St. Pauli	51	68. Schiffszimmermann aus Bewelsfleth	127
28. Dykdalben bei Steinwärder	53	69. Kulturlandschaft am Rhin bei Glückstadt	129
29. Dezembormorgen an der Binnenalter. Einschaltbild zw. 54 55		70. Marschenfrühling am Elbdeich (Kollmar Marsch)	131
30. Im Billhafen	57	71. Kremper Rathaus von 1570 mit beschnittenen Linden	133
31. Am Altonaer Fischmarkt	59	72. Fleet an der Krempe in Krempe	135
32. Schollenhandel auf den Fischkuttern	61	73. Am Stördeich bei Rajenort	137
33. Wintertag am Altonaer Hafen	63		
34. Weihnachtsmorgen bei Altona	65		
35. Altenwärder Stintewer bei Altona mit Hamennezen und Hamenbäumen	67		
36. Weiden am Wiesenufer bei Neuenfelde	69		
37. Die Elbe im Eis unterhalb Wittenbergen. Einschaltbild zw. 70 71			
38. Vor Finkenwärder nach dem Gewitter	73		
39. Elbufer am Neß auf Finkenwärder, im Hintergrunde Blankeneße	75		

Abb.	Seite	Abb.	Seite
74. Kirche von Heiligenstedten an der Stör mit freihängenden Glocken	139	91. An der Troie (= Wagenspur) vor Neuwerk bei Ebbe	167
75. Klettenvegetation. Einschaltbild zw.	140 141	92. Am Außendeich in Neuwerk. Hinten der Kleine Vogelstrand	169
76. Entwässerungsmühlen am Moorhujener Wettern in der Wilstermarsch	143	93. Elbstrand bei Neuwerk zur Flutzeit	171
77. Kreuzhaus der Wilstermarsch auf einer Wurt mit Windschutzbäumen	144	94. Elbstrand bei Neuwerk zur Ebbezeit. Im Hintergrunde im schmalen Fahrwasser ein Feuerschiff .	173
78. Steinbekleidung des Elbdeiches bei Scheelenkuhlen	145	95. Strandnelkenvegetation auf dem Außendeich in Neuwerk, überall Ameisenhaufen	175
79. Aus Flögeln am See	147	96. Neuwerk. An der Seelballe bei Ebbe	177
80. Dorfschmiede in Neuenwalde , .	149	97. Prielverzweigung auf Neuwerk .	179
81. Die Pipinsburg bei Sievern, eine altfächstige Erdbefestigung . . .	151	98. Scharhörnbake mit Rettungshütte für Schiffbrüchige.	180
82. Steingrab am Ahlen bei Westermanna. Einschaltbild . zw.	152 153	99. Am Scharhörnriff bei Ebbe. Brad einer Bark, Kieloben liegend, mit Muscheln bewachsen	181
83. Schlickufer der Elbe bei Neufeld mit Salzpflanzenwuchs	155	100. Muschelpriel am Schillflei unweit des Eizenloches. Farbiges Einschaltbild zw.	182 183
84. Hadler Gehöft von 1737	157	101. Schlackküste der Elbe bei Friedrichsfoog mit Quellervegetation bei Ebbe. Einschaltbild . . zw.	184 185
85. Abbrechendes Ufer bei Altenbruch. Hinten ein Tankdampfer	158	102. Buttffischer, zur Ebbezeit die gefangenen Fische einsammelnd. Am Franzosenstrand	187
86. Hadler Marsch, die Gehöfte im Busch versteckt	159	103. Elbstrand bei Trijchen. Kommende Flut	189
87. Schleusenpriel in Cuxhaven bei Ebbe	161	104. Sommiger Morgen am Hans-Sinnerkpriel vor Scharhörn, im Hintergrund die Bake. Farbiges Einschaltbild zw.	190 191
88. Cuxhaven. Elbfeuerschiff auf den Helgen. Farbiges Einschaltbild zw.	162 163	105. Spiegelndes Watt mit Gewitterwolke, vorn der Priel	193
89. Bauernwappen an der Kirche zu Lüdingworth in Hadeln	165		
90. Decksteine eines vom Moor umwachsenen Steingrabes im Hävescheberger Moor bei Westermanna	166		



Regiſter.

- Aale** 28.
Abbenfleth 34. 152.
Abtijſinwiſch 116.
Abwanderung 80.
Agathenburg 88. 146.
Ahlen, Große und Kleine 6.
 153 (Abb. 82). 158.
Altbrunsbüttel 120.
Alte Liebe 24. 160.
Altendbruch 23. 32. 34. 154.
 158 (Abb. 85).
Altengamme 93. 94. 96.
Altenwalde 30.
Altenwärder 102.
Altes Land 8. 12. 36. 84. 86.
 87 (Abb. 46) bis 93 94 (Abb.
 48). 103 (Abb. 55). 138 ff.
Altländer 141.
Altona 59 (Abb. 31). 63
 (Abb. 33) bis 67 (Abb. 35).
 88. 100. 104.
Altwewelsfleth 22.
Altophelesmüden 25.
Alrendſee 114.
Artlenburg 7 (Abb. 3). 22.
 88. 100.
Artlenburger Marſch 34.
Aſfleth 22. 34.
Aſchauſen 98.
Affel 32. 117 (Abb. 62). 152.
Aſſeler Sand 8. 115 (Abb.
 61). 122 (Abb. 65). 152.
Aue 110.
Aumühle 100.
Auswanderung 80. 156.
Außendeich 10.
Außenelbe 2. 184. 185 (Abb.
 101). 189 (Abb. 103).
Awerfleth 114.
Bahrenfleth 114.
Balje 22. 152.
Bardowik 30. 92.
Bärme 32. 44.
Barmſtedt 30.
Bauernhaus 85 (Abb. 45).
 89 (Abb. 47). 93 94 (Abb.
 48). 96. 119 (Abb. 63).
Bauernfunſt 56. 96.
Bauerntum 76.
Bauernwappen 76. 165 (Abb.
 89).
Bauersberg 6. 8. 108.
Beidenfleth 34. 52. 114. 118.
 146.
Beißpruchsrecht 140.
Belum 22. 32. 34. 154.
Bergedorf 30. 86. 92. 100. 102.
- Beſenhorſt** 10.
Beſitzverhältniſſe 96.
Bielenberg 6. 109.
Bille 92. 100. 102.
Billwärder 14. 34. 93. 102.
Binnendief 40.
Biſchof 36.
Biſhorſt 22. 34. 109.
Blankeneſe 6. 14. 23. 71. 75
 (Abb. 39). 91 (Abb. 48). 95
 (Abb. 51). 100. 106. 108.
Blaufand 16.
Blumenzucht 94.
Boberg 10. 25 (Abb. 13).
Boden 10.
Böge 94.
Bohrungen 12. 14.
Bole 22. 110.
Borſtel 142.
Böſchrücken 24.
Böttingsgericht 140.
Brake 48.
Braſtſtrom 48. 120.
Brandungsdeiche 40.
Breitenburg 114.
Breitenburger Marſch 34.
Broddorf 23. 44. 118.
Brodeswalde 160. 162.
Bropen 22.
Brüninghem 154. 158.
Brunsbüttel 14. 23. 48. 118. 120.
Brunsbüttlerhafen 120.
Brunsbüttlerfoog 120.
Brunshauſen 22.
Brunſtorf 92.
Buchtloch 160.
Bülkau 34.
Buntehaus 4.
Burg 6. 30. 118.
Burgerau 114. 116.
Butendief 10. 40.
Büttel 118.
Buttſcherei 163. 187 (Abb.
 102).
Büßfleth 34. 150. 152.
Büßflether Sand 152.
Buxtehude 30. 108. 138. 144.
 146.
Böſſendeich 109.
Cardienmuſchel 16.
Charakter des Volks 74 ff.
Cranz 50.
Curslak 93. 94.
Cuxhaven 160. 161 (Abb. 87).
Dahlemer See 154.
Dammſiech 114.
Darg 18.
- Deiche, Deichbau** 32. 40 ff.
Deichbruch 48. 50.
Deichordnung 50.
Delphin 28.
Delvenau 90. 92.
Diefjander Gatt 124.
Diele 13 (Abb. 6).
Dithmarſchen 12. 84. 86.
Ditterskop 34.
Dockenbuden 106. 108.
Dodenkop 36.
Dorfanlage 36.
Dorfnamen 56 ff.
Dörringworth 154.
Döſe 160.
Doveelbe 93. 102.
Dradenau 102.
Drei Meilen 12.
Dritte Meile 141.
Drochternen 8. 121 (Abb. 64).
 150. 152.
Drommel 24. 108.
Duhnen 8. 154. 160.
Duhner Heide 162.
Dünen 10. 25 (Abb. 13).
Dyſdalben 53 (Abb. 28). 68.
- Ebbe** 20 ff.
Eddelaf 10.
Edmundſtal 93.
Eimsbüttel 14.
Einſegel 11 (Abb. 5).
Eiſenbahnen 90.
Eiſenbahntunnel 106.
Eiſegang 70 71 (Abb. 87).
Eiſzeit 12. 14. 108.
Eiſenloch 163.
Eſlak 114. 120.
Elbe 3 (Abb. 1). 35 (Abb.
 18). 70/71 (Abb. 37). 91
 (Abb. 48). 97 (Abb. 52).
Ramen 20.
Elbdeich 131 (Abb. 70). 145
 (Abb. 78); ſiehe auch Deiche.
Elb-Trade-Kanal 90.
Elmshorn 10. 30. 34. 109.
Elredesfleth 22. 118.
Eiſkop 36.
Emmelle 8. 154.
Entwässerung, künstliche 114.
 143 (Abb. 76).
Erdgeſchichtliches 12 ff.
Ertheneburg 92.
Eſte 8. 12. 138. 144.
Eſtebrügge 50.
Eſteburg 38.
Ewer 43 (Abb. 22). 54. 67
 (Abb. 35). 112. 121 (Abb. 64).

- Fahnenjchwenken 110.
 Fahrenslüd 128.
 Falkentop 36.
 Falliche Tiefe 124.
 Familie 130.
 Feuerchiffe 162 163 (Abb. 88), 163.
 Feuerstätte 6.
 Finkenwärdler 14. 34. 44. 73 (Abb. 38), 75 (Abb. 39), 78 (Abb. 41) bis 83 (Abb. 44), 100. 126 ff. 172.
 Fischer, Fischerei 28. 61 (Abb. 32), 81 (Abb. 43), 124. 132.
 Fischhandel 106.
 Flackelholm 124.
 Flackstrom 124.
 Flecte 32. 135 (Abb. 72), 138.
 Fleien 109.
 Flethsee 114.
 Flögeler See 154.
 Flögeln 147 (Abb. 79), 158.
 Flureinteilung 36.
 Flurnamen 56 ff.
 Flut 20 ff.
 Frantop 34.
 Franzenburg 154.
 Franzosenland 187 (Abb. 102).
 Freiburg 32. 34. 150. 152.
 Friedrichstooq 2. 42. 124.
 Friesenwärdler 34.

G
 Gauenjiefer 150.
 Gauenjiefer Sand 152.
 Geest 2. 9 (Abb. 4), 19 (Abb. 9), 29 (Abb. 15).
 Geestnacht 4. 10. 14. 19 (Abb. 9), 93.
 Geesthof 52.
 Geestrandjiedlungen 30.
 Gemüjebau 93. 94. 100.
 Geologie j. Erdgejchichtliches.
 Gejchichte 82 ff.
 Geversdorf 34.
 Gezeiten 4. 24.
 Glücksburg 112.
 Glückjstadt 86. 112.
 Göbengericht 140.
 Gorjeswärdler 102.
 Göjche 8. 154.
 Gofeberg 124.
 Gofeelbe 93.
 Grabau 92.
 Grauerort 152.
 Grevenhof 104.
 Grevenkopp 36. 110.
 Grog 74.
 Grönjchwart 34.
 Großer Bogelland 23. 163.
 Grundbruch 48.
 Grünmoor 18.
 Guderhandviertel 144.
 Guding 140.
 Gülzow 92.

H
 Hadeln 12. 153 ff. 157 (Abb. 84).
 Hadler Bucht 6.
 Hadler Marjch 159 (Abb. 86).
 Hahnöjerland 140.
 Hamburg 30. 166 ff.
 — Alfterbedden 168.
 — Baumwall 49 (Abb. 26).
 — Bevölkerung 180.
 — Billhafen 57 (Abb. 30).
 — Binnenalfter 54. 55 (Abb. 29).
 — Bürgerjchaft 188.
 — Burjtah 168.
 — Deputationen 190.
 — Ehrbare Kaufmann 184.
 — Elbbrücken 33 (Abb. 17).
 — Familienleben 183 f.
 — Fleet 43 (Abb. 22) bis 48 (Abb. 25).
 — Gejchichte 82 ff.
 — Hafen 37 (Abb. 19) bis 41 (Abb. 21), 72.
 — Jungfernjstieg 168.
 — Kaufmannskultur 183.
 — Kirchenpauerfai 33 (Abb. 17).
 — Lombardsbrücke 170.
 — Ohlsdorf 188.
 — Reefendamm 168.
 — Reimersflect 48 (Abb. 25).
 — St. Georg 14.
 — St. Pauli 14. 51 (Abb. 27), 104.
 — Seehandel 182.
 — Senat 188.
 — Staatsweifen 188.
 — Steinwärdler 53 (Abb. 28).
 — Stifftungen 190.
 — Univerjität 192.
 — Wirtjchaftsleben 192.
 — Zuwanderung 180.
 Hamburger Marjch 93.
 Hamm 14.
 Harburg 30. 100. 102. 104.
 Harburger Marjch 12.
 Hafeldorf 105 (Abb. 56), 108.
 Hafeldorfermarjch 8. 10. 12. 34. 86. 107 (Abb. 57), 108. 108 109 (Abb. 58), 109.
 Hajjelwerder 34.
 Hatesburg 108.
 Haus 55. 66.
 Hausbruch 104.
 Hävelcheberger Moor 166 (Abb. 90).
 Hedthausen 30.
 Heidenjchanzen 158.
 Heidenjtadt 158.
 Heiligenjtedten 32. 118. 139 (Abb. 74).
 Hemmoor 12.
 Heringsfop 34.
 Herzhorn 34.
 Herzogswald 92.
 Hetlingen 108.
 Hetlinger Schanzen 108.
 Hetlinger Schanzenland 24.
 Himmelpforten 30.
 Hinterbraf 142.
 Hochmoor 18. 153.
 Hohe Lieth 6.
 Holländer 110. 116. 138.
 Holländijche Siedlungen 34.
 Hollerdeich 22. 34. 140. 152.
 Hollern 34. 103 (Abb. 55), 140. 144.
 Hollernjtראה 34.
 Hollerwettern 23. 34.
 Hollerwijch 34.
 Holm 10. 30.
 Holjtengraben 114. 118.
 Holjtenjtראה 92.
 Honigflecth 114.
 Horneburg 30. 138. 146.
 Hundebalje 163.
 Hunden 98.
 Hungriger Wolf 23.
 Huttjlecth 140.

J
 Jchorjt 22.
 Jhlienworth 32. 154.
 Jmenau 98.
 Jnduftrie 93. 102. 109.
 Jgehoe 6. 30. 82. 114.
 Jvenflecth 114.

K
 Keegel 84.
 Jorf 34. 138. 140. 144.
 Juljland 24. 108.

L
 Labelpfähle 50. 117 (Abb. 62).
 Radenberge 30. 34. 146.
 Kadewijch 146.
 Kaijer Wilhelm-Kanal 120. 122.
 Kaijer Wilhelmstooq 124.
 Kappjtürzung 46.
 Kafemort 118. 137 (Abb. 73).
 Käjereien 116.
 Kaffeberg 92.
 Kehdingen 8. 12. 84. 86. 119 (Abb. 63), 146 ff.
 Kehdingbruch 34.

- Rehdingen Moor 18. 153.
 Rellinghufen 30.
 Riefeberg 6. 29 (Abb. 15).
 Rielmannsegge, Grafen von 109.
 Kirchducht 118.
 Kirchwärdler 34. 93.
 Kleiner Vogelshand 163.
 Klima 24 ff.
 Klobenloch 24.
 Koberger Zuschlag 92.
 Köge 124.
 Köhlbrand 102. 104.
 Köhlfleth 102.
 Kollmar 8. 109.
 Kollmarmarsch 12. 109. 131 (Abb. 70).
 Koppenburg 6.
 Kösbitter 79 (Abb. 42). 126.
 Krabben 163.
 Krähenberg 108.
 Kranz 142.
 Krahsand 163.
 Krautshand 54. 150. 152. 153.
 Kremkau 110. 135 (Abb. 72).
 Krempe 32. 84. 86. 110. 133 (Abb. 71). 135 (Abb. 72).
 Kremperheide 10.
 Krempermarsch 12. 52. 108. 109.
 Krempermoor 110.
 Kreuzhäuser 118. 144 (Abb. 77).
 Kronprinzenkoog 124.
 Kronsmoor 34.
 Krückau 12. 109.
 Krummendeich 34.
 Krummendiek 10. 114.
 Krüßfleth 114.
 Kudensee 8. 114. 120.
 Kuhlen 156.
 Kuhlerde 16.
 Kütenzucht 100.
 Kunst 96.
 Labenz 92.
 Ladefop 34. 140.
 Ladigerhand 140.
 Lägerdorf 12. 112. 114.
 Landgewinn 22.
 Landshacht 62 ff.
 Landwehr 138.
 Langenfelde 12. 14.
 Lankau 92.
 Lattich 28. 66. 115 (Abb. 61).
 Lauenburg 3 (Abb. 1). 4. 5 (Abb. 2). 30. 90. 92.
 Linau 92.
 Lipper 148.
 Lockuhl 109.
 Luchte 109.
 Lüdingworth 32. 34. 76. 154. 158. 165 (Abb. 89).
 Luhe 98.
 Lühe 8. 12. 138. 142. 144.
 Lühesand 140.
 Lühnhüferdeich 109.
 Lüneburg 12.
 Lusberg 106.
Mahlshand 23.
 Mahrdorf 154.
 Maifeld 34.
 Maiorf 140.
 Malaria 25.
 Marcker 28.
 Marne 32. 122.
 Marsch 2. 9 (Abb. 4). 10. 14 ff. 19 (Abb. 9).
 Marschenhof 52 ff.
 Marschenwirtschaft 78.
 Marschmangel 16.
 Medem 154. 156.
 Medemshand 24.
 Meilen 138.
 Meirke, Mirke 140.
 Mittlerer Landweg 14.
 Mojenhörn 144.
 Monarchen 80. 116.
 Moore, Moorbildung 18. 38.
 Moorburg 102. 138.
 Moorhufen 76.
 Moorhufener Wettern 114. 143 (Abb. 76).
 Moorwettern 138.
 Möwe 28.
 Mower 98.
 Mühlen 68. 114. 143 (Abb. 76).
 Mühlenhafen 121 (Abb. 64).
 Münsterdorf 6. 30.
 Münsterdorfer Geest 110. 112.
Nadenbüttel 154.
 Naturgas 18. 94.
 Rebel 25.
 Reß (Altes Land) 140.
 Reß (Zinkenwärdler) 44. 75 (Abb. 39). 126.
 Reßhof 144.
 Reuenbrook 34. 110. 140.
 Reuenfelde 142.
 Reuengamme 15 (Abb. 7). 93. 94.
 Reuenkirchen 32. 154. 158.
 Reuenwalde 149 (Abb. 80). 158.
 Reufeld 124.
 Reufelder Watt 24.
 Reuhaus an der Dite 88. 146. 152.
 Reuland 98. 150.
 Reumühlen 106.
 Reuwerk 2. 68. 154. 160 ff. 167 (Abb. 91) bis 179 (Abb. 97).
 Nedereibe, Namen 2.
 Niederungsmoor 18.
 Nienstedten 106.
 Nintop 34.
 Nordleda 32. 34. 154. 158.
 Nygenstadt 110.
Oberelbe 2.
 Obstbau 100. 138. 141. 148.
 Oshenwärdler 31 (Abb. 16). 93. 94. 102.
 Oshenwärdlermarsch 12.
 Öderquart 8.
 Oppeln 34.
 Oite 8. 12. 146. 150. 152.
 Osten 34.
 Osterbruch 34.
 Osteriff 23. 24.
 Ottenjen 100. 104.
 Otterndorf 32. 34. 154. 156.
 Svelgönne 106.
Padingworth 154.
 Pagenhand 23.
 Pferdezzucht 148. 154.
 Pflanzenwelt 25 ff.
 Pinnau 12. 109. 123 (Abb. 66).
 Pinneberg 30. 109.
 Pipinsburg 151 (Abb. 81). 158.
 Plattdeutsch 172.
 Pottlöchergegend 118.
 Priel 32. 177 (Abb. 96). 179 (Abb. 97). 182/183 (Abb. 100).
Queller 28. 124. 184 185 (Abb. 101).
 Quickshand 23.
Rechtsverhältnisse, alte 140.
 Reeperbahnen 104.
 Regenfall 26.
 Reh 28.
 Reinbek 14. 100.
 Rhin 112. 129 (Abb. 69).
 Rhinplatte 23.
 Rhinshlot 42.
 Riepenburg 102.
 Rindermarkt 108.
 Ringwälle 92.
 Rißebüttel 154. 160.
 Robben 28.
 Rolandreiten 110.
 Rosengarten 142.
 Rosenzucht 93.
 Roßkop 36.
 Rumfleth 114.

- Sachjenfeld 34.
 Sachjenstraße 92. 100.
 Sachjenwald 20 (Abb. 10), 21
 (Abb. 11), 26 (Abb. 14), 92.
 Sächſiſche Siedlungen 34.
 Sahms 92.
 Salz 22.
 Salzpflanzen 28.
 St. Margarethen 18. 118.
 St. Michaelisdamm 6. 10.
 Sarau 92.
 Saſchen 34.
 Schallen 126.
 Schanzenland 24.
 Scharhörn 2. 23. 154. 163. 164.
 180 (Abb. 98), 181 (Abb.
 99), 190. 191 (Abb. 104).
 Scharhörnriff 6. 72.
 Scheelenkuhlen 23. 44. 46.
 118.
 Schejer 16.
 Scheidegraben 126.
 Schlamm 16.
 Schleuſen 32.
 Schlick 16.
 Scholenfleth 107 (Abb. 57).
 109.
 Schönaich=Carolath, Prinz
 von 109.
 Schulau 108.
 Schulzenhöfe 38.
 Schwarze Berge 6. 14.
 Schwarztonnenland 23.
 Schweinesand 94 (Abb. 50).
 Schwinge 8. 12. 111 (Abb.
 59), 138.
 Seeftermühermarſch 12. 108.
 109. 125 (Abb. 67).
 Seeve 98.
 Seevefanal 104.
 Siebenhöfen 36.
 Siedlung 30 ff. 93.
 Siel 32.
 Sierksfelde 92.
 Sietland 154.
 Sievern 154.
 Sitten 130 ff.
 Sladenjee 114.
 Slawen 82.
 Sleefs 132.
 Södelſtein 138.
 Sommerdeiche 40. 42.
 Sonnenſcheindauer 25.
 Gott 25.
 Spadeland 93.
 Spijsland 163.
 Staekwerke 46.
 Stade 88. 111 (Abb. 59).
 146.
 Staderland 150.
 Staudeiche 40.
 Steckniß 90. 92.
 Steinburg 30. 109.
 Steingraber 152 153 (Abb.
 82), 158. 166 (Abb. 90).
 Stelle 98.
 Stör (Fiiſch) 28. 109.
 Stör (Fluß) 12. 114. 137
 (Abb. 73), 139 (Abb. 74).
 Storch 28.
 Stowe 93.
 Strichſiedlungen 38.
 Stromveränderungen 22.
 Strudellöcher 114.
 Sude 10.
 Süderau 110.
 Süderelbe 102.
 Süderende 34.
 Süderpiep 124.
 Süllberg 97 (Abb. 92), 106.
 Sülldorf 106.
 Sushörn 120.
 Temperatur 24.
 Tiefenverhältniſſe 22.
 Tierleben 28. 66.
 Tinsdal 106.
 Tönnhauſen 98.
 Torfmoos 18.
 Triebland 23.
 Trinkwaſſer 30.
 Triſchen 2. 124. 189 (Abb.
 103).
 Trunk 74.
 Twielenfleth 23. 34. 140. 142.
 144.
 Udendorf 154.
 Uferabbruch 22.
 Uhlenhorſt 14.
 Uhrendorf 52.
 Untereibe 2.
 Uppenfleth 22. 34.
 Urnenfelder 106.
 Uterſen 10. 30. 109.
 Vaaler Moor 116.
 Vegetation 64 f.
 Verwaltung 76.
 Viehzucht 78. 80. 100.
 Vierlande 10. 12. 86. 93. 94.
 96.
 Vierländer 17 (Abb. 8), 96.
 Vierländermarſch 12.
 Vierzigſtücken 36. 142.
 Wiewiefen 98.
 Vogelſande 163.
 Vogelwelt 28. 163.
 Volkſtrachten 77 (Abb. 40)
 bis 81 (Abb. 43), 98. 142.
 Volkstum 74 ff.
 Vorland 44.
 Watt 124.
 Waltershof 102. 126.
 Wandsbek 100.
 Wangelau 92.
 Wanhödner Berg 6.
 Wana 30. 158.
 Warningsacker 158.
 Warwiſch 50.
 Waſſerlöje 138.
 Watt 46. 72. 190 191 (Abb.
 104), 193 (Abb. 105).
 Wedel 30. 108.
 Wehle 48.
 Weide 66. 69 (Abb. 36).
 Wendland 84.
 Weſtdeich 110.
 Weſtertil 162.
 Weſterwanna 6.
 Wetterern, Wetterungen 38.
 54. 143 (Abb. 76).
 Wewelsfleth 50. 52. 114. 118.
 120.
 Wiefel 28.
 Wildnis 110. 112.
 Wilhelmsburg 102.
 Willerskop 36.
 Wilfter 32. 84. 86. 116.
 Wilfterau 116.
 Wilftermarſch 8. 12. 32. 52.
 112. 114 ff. 143 (Abb. 76).
 144 (Abb. 77).
 Wilftermarſchſtäje 116.
 Windſchutzbäume 54. 144
 (Abb. 77).
 Wingſt 6. 146. 153.
 Winjen 8. 22 23 (Abb. 12).
 30. 100.
 Winſtermarſch 12. 32. 93. 98 ff.
 Wiſchhafen 48. 150. 152.
 Wittenbergen 14. 99. (Abb.
 53), 101 (Abb. 54), 108.
 Wurtbauten 30 ff.
 Wurten 98. 116. 144 (Abb. 77).
 Zementinduſtrie 112.
 Zefter 109. 138.
 Ziegeleien 148. 150.
 Zöllenspiefer 94. 100.



Literatur.

- Allmers, Marschenbuch. Oldenburg 1857.
- Auhagen, Zur Kenntnis der Marschwirtschaft. Berlin 1896.
- Baajch, Hamburgs Handel im 19. Jahrhundert. Hamburg 1905.
- Bahrfeld, Geschichte der Stadt Stade. Stade 1897.
- Ballheimer, Zeittafeln zur hamb. Geschichte. Progr. Hamburg 1895. 98.
- Bebber, van, Hygienische Meteorologie. Stuttgart 1895.
- Bodemann, Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finkenwärder. Hamburg 1860.
- Buchheister u. Wensberg, Hamburgs Fürsorge für die Schiffbarkeit der Unterelbe. Hamburg 1901.
- Cramer, Kleinbesitz und Arbeiterstand im Regierungsbezirk Stade. Tübingen 1906.
- Dannmeyer, Seelotien-, Leucht- und Rettungsweisen, ein Beitrag zur Charakteristik der Nordsee und Niederelbe. Leipzig 1911.
- Detleffen, Glückstadt. 1906.
- " Geschichte der holsteinischen Elbmarschen. Glückstadt 1892.
- Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg. Berlin 1877.
- Deichordnung für das Herzogtum Bremen. Stade 1852.
- Dirksen, Bauernwappen der deutschen Nordseemarschen. 1892.
- Ehrenberg, Aus der Vorzeit von Blankenese. Hamburg 1897.
- " Altona unter schauenburgischer Herrschaft. Altona 1893.
- Gesch u. Haack, Brunsbüttel in alter und neuer Zeit. Brunsbüttel, v. J.
- " " " Eddelat. Brunsbüttel, v. J.
- Festschrift des landwirtschaftlichen Vereins zu Bremervörde. Stade 1885.
- Finder, Die Vierlande. Programm. Hamburg 1907.
- Gaedekens-Melhop, Historische Topographie von Hamburg. Hamburg 1902.
- Gechter, Auf der Nordseeinsel Neuwerk im Winter 1903/04 beobachtete Wintervögel. Ornitholog. Monatschr. XXX. 1.
- Gottsche, Der Untergrund Hamburgs. Hamburg 1901.
- Hahn, Topographischer Führer durch das nordwestliche Deutschland. Leipzig 1895.
- Hamburg in naturhistorischer und medizinischer Beziehung. Hamburg 1901.
- Hartmann, Über die alten Dithmarscher Wurten und ihren Packwerkbau. Marne 1883.
- Hindrichson, Zur geographischen Lage des älteren Hamburg. Progr. Hamburg 1889.
- Hübbe, Historisch-topographische Ausbildung des Elbstromes und der Marschinseln bei Hamburg. Hamburg 1869.
- " Geschichte der Elbinsel Finkenwärder. Hamburg 1897.
- Jellinghaus, Die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterwejer. Jahresbericht der Männer von Morgenstern. 1900.
- Kirchlich-statistische Zusammenstellungen im Hamburger Staate. Hamburg 1904.
- Krüger, Meer und Küste bei Wangeroog. Berlin 1911.
- Kummer, Klima von Hamburg. Progr. Hamburg 1901.
- Lappenberg, Elbkarte des Melchior Vorichs vom Jahre 1568. Hamburg 1847.
- Lehmann, Zur Heimatskunde von Altona. Progr. Altona 1895.
- Lichtward, Hamburg-Niederjachsen. Dresden 1897.
- Meigen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates. V. Berlin 1894.
- Müllenhoff, Die domänenfiskalischen Sommerfooge im Kreise Süderdithmarschen. Marne 1903.
- " Die Insel Triischen. Marne 1895.
- Reese, Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. XII. Breslau 1904.
- Obst, Die Insel Neuwerk. Cuxhaven 1888.
- Osten, v. d., Siedlungen. Jahresbericht der Männer von Morgenstern. 1907.
- Peters, Entwicklung der deutschen Kreederei. Jena 1905.
- Scharf, Beschreibung des Alten Landes. Hannover 1790.
- Schulze, Niederländische Siedlungen. Diss. Breslau 1889.
- Schütte, Die Entstehung der Seemarschen. Berlin 1911.
- Stille, W'n Sietlame. Landdoctors Belewnisse. Glückstadt, v. J.
- Struve, Die Kremper Marsch. Diss. Berlin 1903.
- Tetens, Reize in die Marschländer der Nordsee. Leipzig 1788.

Rave, Die Amtsbezirke Kollmar und Seestermühe. Tzeho 1901.

Rüther, Entstehung und Besiedlung des Landes Hadeln. Bericht der Männer von Morgenstern. 1906.

Zesterfleth, v., Beschreibung des Alten Landes. Hamburg 1847.

☒

☒

☒

Für Mitteilungen und Anregungen verschiedenster Art ist der Verfasser Herrn Prof. Dr. Bröhan in Altona, Herrn Apotheker Beckmann in Fuhlsbüttel, Herrn Werftbesitzer Wriede und Herrn Heinrich Wriede in Finkenwärder, Herrn Geheimrat Dr. Detlefsen (†) in Glückstadt, den Herren Landräten Dr. Bayer in Otterndorf, Ecker in Winsen und Dr. Pahlke in Tzeho, Herrn Pastor Holz in Altengamme, Herrn Domänenrat Müllenhoff (†) in Marne, Herrn Jakob Kieper in Jork, Herrn Dr. Beukemann, Direktor des statistischen Amtes, Herrn Wasserbaudirektor Geheimrat Bubendey, den Herren Bauräten Loewer und Wendemuth, Herrn Professor Dr. Christensen (†), Herrn Professor Dr. Ferber, Herrn Direktor Alfred Lichtwark, Herrn Professor Dr. Rosenhagen, Herrn Dr. C. S. F. Walther, Herrn Dr. Schwende, Sekretär der Handelskammer, Herrn Senator Heidmann, Herrn Oberlandesgerichtsrat Dr. Zacharias in Hamburg und vielen andern zu Dank verpflichtet.

☒

☒

☒

Von demselben Verfasser erschien:

Aus dem Sachsenwalde. Hamburg 1896. D. Meißner.

Die Lüneburger Heide. 4. Aufl. Bielefeld u. Leipzig 1911. Velhagen & Klasing.

Alte Kulturstätten. Bielefeld, Berlin u. Leipzig 1910. Velhagen & Klasing.





DD
801
E3L6
1913

Linde, Richard
Die Niederelbe 4. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
